

**Zeitschrift:** Vox Romanica  
**Herausgeber:** Collegium Romanicum Helvetiorum  
**Band:** 30 (1971)

**Buchbesprechung:** Besprechungen = Comptes rendus

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 29.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Besprechungen - Comptes rendus

BERNARD POTTIER, *Présentation de la linguistique. Fondements d'une théorie*, Paris (Klincksieck) 1967, 78 p. (*Tradition de l'humanisme* 5).

Es ist sicher ein äußerst kühnes Unterfangen, auf kaum 80 Seiten die Grundlagen einer umfassenden linguistischen Theorie entwerfen zu wollen<sup>1</sup>. Was auf diesem knappen Raum gegeben werden kann, ist denn auch nur ein Gerüst, das noch zahlreicher Ergänzungen und weiterer Ausarbeitung bedarf. Dies ist natürlich Pottier auch bewußt, und er weist in einem kurzen Vorwort auch darauf hin, daß der vorliegende Text nur als Grundlage für eine ausführlichere Arbeit zu betrachten sei, ja daß die meisten der kurzen und summarischen Abschnitte ohne weiteres Gegenstand einer Monographie bilden könnten<sup>2</sup>. Man muß sich hier allerdings fragen, ob es unter diesen Umständen ratsam war, das Gerüst schon zu publizieren. Allzu vieles macht noch einen provisorischen und unfertigen Eindruck, die Aussagen Pottiers sind oft apodiktisch und entbehren einer ausführlichen – in zahlreichen Fällen dringend notwendigen – Begründung und Beweisführung; das Belegmaterial ist meist mehr als spärlich und hinterläßt oft den (vielleicht nicht gerechtfertigten) Eindruck einer willkürlichen, allzu sehr auf die zu illustrierende These zugeschnittenen Auswahl, die widersprüchliche Fakten nicht genügend berücksichtigt. Es ist unter diesen Voraussetzungen schwierig, etwas Gültiges über die vorliegende Publikation auszusagen, und wenn wir im folgenden trotzdem zu zahlreichen Punkten kritisch Stellung nehmen werden, so sind wir uns wohl bewußt, daß infolge des skizzenhaften Charakters von Pottiers Ausführungen die Gefahr von Mißverständnissen äußerst groß ist und wir immer Gefahr laufen, dem Verfasser Unrecht zu tun. Es scheint uns aber, daß dieses Risiko einer stillschweigenden Hinnahme aller uns nicht überzeugenden Punkte vorzuziehen ist.

Bevor wir uns jedoch einigen spezifischen Problemen zuwenden, sei hier ein kurzer Überblick über Pottiers Präsentation gegeben. Im Kapitel 0. sollen allgemeine Aspekte wie Bibliographie, Geschichte der Linguistik und die Beziehungen zu den Nachbardisziplinen behandelt werden. Kapitel 1. trägt den Titel *Le langage* und befaßt sich mit den physiologischen, psychologischen und evolutiven Grundproblemen sowie mit den methodologischen Fragen. Kapitel 3. ist mit *Les langues* überschrieben, und ein abschließendes Kapitel 4. soll sich mit terminologischen Fragen beschäftigen. Die Stellung dieses Kapitels ist einigermaßen überraschend und wird von Pottier dadurch gerechtfertigt, daß die Terminologie «semble être la dernière main que l'on met à une théorie. Elle ne se justifie pas en dehors de celle-ci» (p. 10). Allerdings dürfte ein solches Kapitel dann nichts mehr weiter sein als ein terminolo-

<sup>1</sup> Zudem ist der Satzspiegel der Publikation recht klein, was deutlich wird, wenn man die selbständige Publikation mit dem Abdruck des gleichen Textes in *TLL* 5/1 (1967) vergleicht, wo er p. 7–60 einnimmt. Die beiden Publikationen unterscheiden sich nur in geringfügigen Details voneinander, so z. B. dadurch, daß der Plan in *TLL* 5, 7–9, in der Separatpublikation p. 77/78 als *Table des matières* erscheint. Es wurde zudem beide Male der gleiche Satz verwendet, nur ist er im Buch (*TLL* ist Originalpublikation) anders umbrochen, und in einigen Fällen wurde der Durchschuß modifiziert; zudem sind in einer Anzahl von Titeln die Klassierungsminuskeln durch Majuskeln ersetzt worden.

<sup>2</sup> Cf. *Présentation*, p. 7.

gisches Repetitorium, wie der in der vorliegenden Publikation als Kapitel 262. (p. 69–71) gegebene terminologische Anhang, müssen die Termini doch schon im vorhergehenden Text eingeführt und definiert werden.

Von den Hauptkapiteln ist nur 2. *Une langue* mehr oder weniger ausgeführt, während die Kapitel 0., 1., 3. und 4. aus kaum mehr als einer Art sehr summarischem Inhaltsverzeichnis bestehen. Doch auch Kapitel 2. bleibt über weite Strecken rudimentär. Hier befaßt sich Pottier zuerst einmal mit der Definition des *signe* und versucht dann ein (Ent-)Kodifizierungsschema zu geben<sup>3</sup> (p. 11). – An diese Einführung schließt eine Übersicht über die Ausdrucksmittel an (p. 12–15): Phoneme (und ihre silbische Funktion), Prosodeme und Taktme<sup>4</sup> (Wortordnung) im akustischen, Grapheme und Mimeme im visuellen Bereich. – Alle diese Elemente sind nur im Spezialfall schon selbst autonome sprachliche Zeichen (z.B. *à* [a], *en* [ã]); normalerweise werden mehrere von ihnen kombiniert und bilden dann ein Morphem, das als kleinstes, auf der synchronischen Ebene nicht weiter zerlegbares sprachliches Zeichen definiert ist (p. 15). Gehört das Morphem einer offenen Reihe an, haben wir ein Lexem, gehört es einer geschlossenen Reihe an, dagegen ein Grammeme, wobei die letzte Gruppe noch weiter unterteilt werden kann (cf. p. 15/16). Grammeme und Lexeme treten oft (das Lexem im Französischen immer<sup>5</sup>) zu einer Einheit verbunden auf (cf. *chant-ons*) und bilden dann das *mot*, «l'unité minimale construite» (p. 16), das selbst mit der *lexie*, «l'unité de comportement», zusammenfallen kann (*pomme*) oder Bestandteil einer solchen ist (*pomme de terre*). Die *lexies* ihrerseits treten wieder in Syntagmen ein, die sich aus *base* und *adjoints* zusammensetzen (z.B. *le chat : noir; elle chante : merveilleusement*) und entweder nominalen oder verbalen Charakter haben, je nach ihrer Basis. Auf den Syntagmen wiederum beruht der *nucléus* (wobei allerdings die *adjoints* =  $\emptyset$  sein können); in ihm sind ein nominales und ein verbales Syntagma zusammengefaßt (*support* und *apport* = Subjekt und Prädikat). Die Nuclei ihrerseits treten in *énoncés* ein, diese in *séquences textuelles* usw. Abschließend folgen dann noch einige Hinweise auf die syntaktischen Basisprozesse von Subordination, Koordination und Transformation (p. 18–22).

An diese Analyse des Systems der Bedeutungsträger und Funktionseinheiten (von Pottier als *structuration syntaxique* bezeichnet) schließt eine Analyse der *structuration sémantique* an (p. 23–62); dieses Kapitel stellt das am weitesten ausgeführte dar. Nach Pottier wird die chaotische Vielfalt des Universums durch ein kompliziertes System von begrifflichen Oppositionskategorien eingefangen, den *taxes*; in der Regel handelt es sich um zweigliedrige Oppositionen, und mehrgliedrige Systeme lassen sich normalerweise auf ein hierarchisches System von Zweieroppositionen zurückführen. Als Hauptklassen treten die *désignation*, die *identification*, die *relation* und die *formulation* auf. Die *désignation* betrifft die offenen Reihen und gliedert sie entsprechend ihren Sememen in Substantive, Verben und Adjektive. Die drei übrigen Kategorien befassen sich mit den geschlossenen Reihen. Als *identifications* werden Komponenten bezeichnet, die ein Element in bestimmte Kategorien einordnen (z.B. beim

<sup>3</sup> Dieses Schema beruht auf den Ausführungen in *TLL* 4, 399–401 (*Sémantique et syntaxe*), unterscheidet sich davon aber dadurch, daß es auf die Stufe *moyens d'expression* verzichtet (dürfte wohl mit den *types syntaxiques* in den *structures syntaxiques* aufgegangen sein [cf. schon das Schema für den *auditeur*, das im Gegensatz zum vierstufigen *locuteur*-Schema dreistufig war]); auch terminologisch sind die Abweichungen beträchtlich.

<sup>4</sup> Daß Pottier p. 39 trotzdem erklären kann, die funktionelle Marke von *agent* und *objet*<sup>1</sup> sei im Französischen (zum Teil auch im Spanischen) =  $\emptyset$ , ist uns unerklärlich: ein Taktem kann doch auch eine funktionelle Marke sein und ist es im Französischen und Spanischen gerade in bezug auf die Scheidung von *agent* und *objet*<sup>1</sup>.

<sup>5</sup> Das Grammeme kann dagegen unabhängig vorkommen, cf. z. B. *plus, très* usw.

Substantiv *animation, sexe, spécificité* usw. oder ihr negatives Gegenstück), beim Verb *mode, actualité, modalité, accomplissement, déroulement, aspect, transitivité* usw.); die *relations* sind Faktoren, die die Beziehung zwischen zwei Elementen bestimmen (*voix, actances* [cf. Tesnière]), und die *formulations* setzen ein Element zum *hic et nunc* des Sprechers in Beziehung (*personne, déictiques* usw.). Daran schließen sich einige Betrachtungen über die Relationen zwischen den Lexemen auf Grund geschlossener oder offener taxinomischer Serien, über semantische Kombinatorik, thematische Einheiten (*analyse actantielle*, cf. Greimas) und semantische Felder an (cf. 51–62), sowie über den onomasiologischen und den semasiologischen Mechanismus (p. 63–67)<sup>6</sup>. Den Schluß machen eine Zusammenstellung der Charakteristika des sprachlichen Zeichens, ein terminologischer Abriß und eine ausgewählte Bibliographie (p. 68–75).

Diese rudimentäre Zusammenfassung der an sich schon skizzenhaften Ausführungen vermag natürlich keinen auch nur annähernd verlässlichen Eindruck von der Fülle der angeschnittenen Probleme und der Vielzahl der Anregungen zu vermitteln, die die Arbeit bietet oder bieten kann. Ganz sicher wird viel Entscheidendes und Wichtiges ausgesagt – man denke nur an die Zurückführung der mehrgliedrigen auf zweigliedrige Oppositionen und Oppositionsstrukturen (p. 23), an das Aufzeigen vertikaler hierarchischer Strukturen (p. 21/22) oder an das auf der mathematischen Logik aufbauende sehr gute Kapitel 237.b über die *relations liées à la taxinomie non finie* – wobei diese Aussagen allerdings oft nicht wirklich neu sind, aber noch lange nicht als Allgemeingut der Forscher und der Forschung gelten können.

Neben den Punkten, in denen man bereitwillig zustimmt, gibt es aber auch vieles, das zum Widerspruch reizt. An erster Stelle wäre hier zweifellos Pottiers Konzeption des *signe* zu nennen. Für ihn zerfällt das *signe* in *signifiant* und *signifié*, wobei beim letzteren eine *substance du contenu* und eine *forme du contenu* unterschieden wird. Gegen diese Scheidung ist sicher nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Tatsache, daß die *substance du contenu* Bestandteil der semantischen, die *forme du contenu* der syntaktischen Struktur der betreffenden Sprache sein soll (cf. p. 11 und 15). Nun ist aber nicht nur von Saussure<sup>7</sup>, sondern auch in jüngster Zeit<sup>8</sup> immer wieder darauf verwiesen worden, daß unter *substance du contenu* eine Art amorphes notionelles Medium (semantisch gerade nicht strukturiert) zu verstehen ist, das durch die *forme du contenu* in notionelle Einheiten gegliedert wird (semantische, nicht syntaktische Gliederung). Eine entsprechende Scheidung – Pottier tut dies nicht oder zumindest nicht ausdrücklich – ist auch auf der Seite des *signifiant*, der *expression* zu machen<sup>9</sup>, wobei unter *substance de l'expression* das Lautkontinuum, unter *forme de l'expression* seine phonematische, prosodische und taktische Strukturierung zu verstehen ist. Die semantische Strukturierung kann in offenen (Lexikon) oder geschlossenen (Morphosyntax) Serien erfolgen, wobei diesen Einheiten im Bereich der *expression* sowohl ein phonematisches wie ein prosodisches oder ein taktisches Korrelat entsprechen kann. Im Bereich der offenen Reihen spielen diese beiden letzten Ausdrucksmittel nur eine untergeordnete Rolle, während sie im Bereich der geschlossenen Reihen durchaus ebenbürtig neben die phonematischen treten.

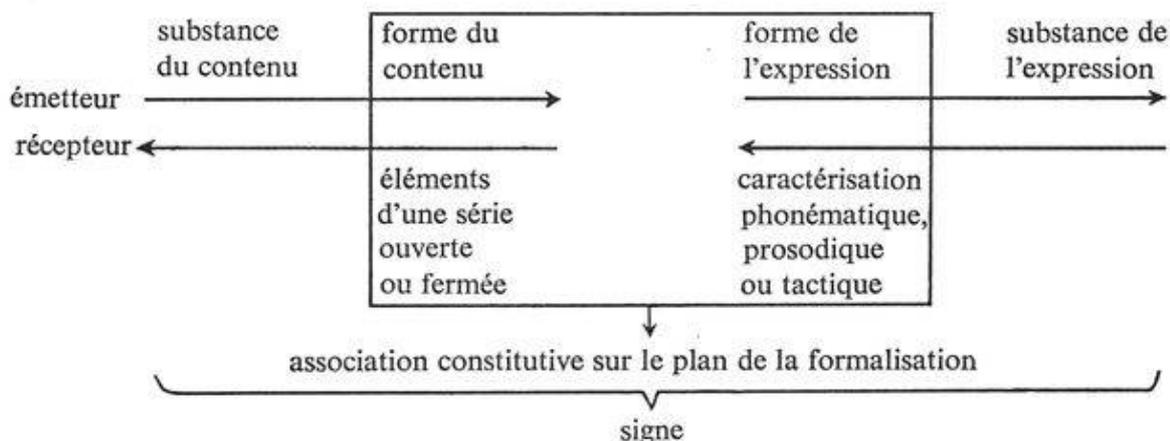
<sup>6</sup> Die Ausführungen von KLAUS HEGER zu diesen Problemen, cf. *TLL* 3 (1965), 7–32, bleiben jedoch unberücksichtigt.

<sup>7</sup> Cf. SAUSSURE, *Cours*, p. 155 ss.; cf. auch LOUIS HJELMSLEV, *Prolegomena to a Theory of Language*, Madison 1963, p. 57 N 10.

<sup>8</sup> Cf. z. B. JOHN LYONS, *Introduction to Theoretical Linguistics*, Cambridge 1968, p. 56, 59, 60 ss. und *passim*; KLAUS HEGER, *ZRPh.* 83 (1967), 512–582, bes. p. 521 ss.

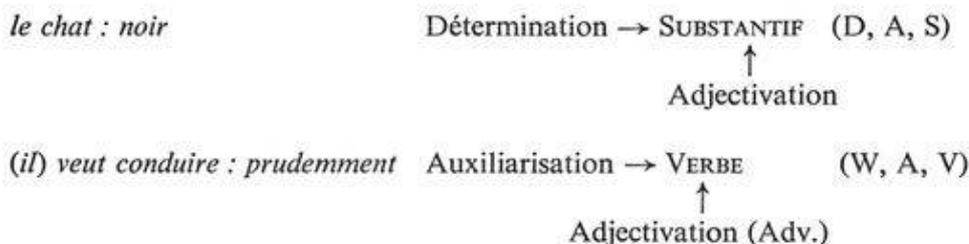
<sup>9</sup> Cf. z. B. HEGER, *TLL* 3 (1965), 7–32, bes. p. 31/32.

Lehnt man nun Pottiers Auffassung von *substance* und *forme du contenu* ab und scheidet man auch im Bereich des *signifiant* zwischen *forme* und *substance*, so läßt sich auch sein p. 11 gegebenes (Ent-)Kodifizierungsschema nicht mehr aufrechterhalten. Es müßte vielmehr folgendermaßen modifiziert werden, wobei sich das sprachliche Zeichen in der Assoziation zwischen *forme du contenu* und *forme de l'expression* konstituiert<sup>10</sup>:



Die bereits erwähnte fehlende oder ungenügende Scheidung zwischen *forme* und *substance de l'expression* macht sich übrigens an einer weiteren Stelle störend bemerkbar. P. 12 erklärt Pottier, daß «l'analyse phonémique peut se situer à différents niveaux, entre le très général et le très particulier». Dies ist zweifellos falsch: phonologisch (in Pottiers Terminologie phonemisch) ist nur ein Niveau, nämlich dasjenige der kleinsten distinktiven Einheiten. Wird die Analyse weiter verfeinert, so bewegen wir uns nicht mehr im Bereich der Phonemanalyse, sondern in demjenigen der phonetischen Analyse, und ebenso verlassen wir den phonologischen Bereich bei einer Vergrößerung (z. B. bei den Reimtoleranzen).

Vorbehalte sind auch gegenüber Pottiers syntagmatischer Analyse zu machen, die sich p. 17/18 folgendermaßen präsentiert:



Eine solche Analyse wird der horizontalen sprachlich-hierarchischen Struktur deshalb nicht gerecht, weil sie nicht von den syntagmatischen Gegebenheiten ausgeht, sondern von einer psychologischen Größe, dem Mitteilungskern<sup>11</sup>. Die allgemeinsten in diesen Beispielen implizierten Kategorien sind jedoch die der «Détermination» und der «Auxiliarisation», und diese werden durch die übrigen Elemente determiniert. Bei einer solchen – nach der Genfer Schule durchgeführten – Analyse müßten also die Pfeile nicht von «Détermination»

<sup>10</sup> Cf. HEGER, *TLL* 3 (1965), 26 N 4.

<sup>11</sup> Für eine durchaus annehmbare Interpretation der vertikalen Hierarchie cf. *Présentation*, p. 21/22.

und «Auxiliarisation» weg-, sondern auf diese hinweisen, d. h. wir hätten beide Male Syntagmen vom Typus  $T \frac{T'}{w}$ <sup>12</sup>. – Doch auch in anderer Hinsicht scheinen uns hier Bedenken angebracht: zuerst einmal gegenüber der Bezeichnung der durch den Artikel ausgeübten Funktion als «Determination». Der Begriff der Determination scheint uns deshalb gefährlich zu sein, weil er seit Bally fast überall für die Relation zwischen den beiden Komponenten eines Syntagmas (*déterminé – déterminant*) steht; an seine Stelle würde sicher besser derjenige der *actualisation* gesetzt, denn die Funktion des Artikels besteht in erster Linie darin, das nominale Element von der Sprache in die Rede überzuführen. Dann sind auch Vorbehalte gegenüber der Parallelität der von Pottier herausgestellten Typen (nominal und verbal) zu machen. Wohl beruhen sie anscheinend auf dem gleichen syntagmatischen Grundschema, die in dieses eintretenden Größen sind jedoch ganz verschiedener Natur: der Artikel ist nur Aktualisator, während bei der *auxiliarisation* anstelle von *veut* eigentlich *vouloir* treten müßte; *veut* ist Hilfsverb + Aktualisator, zu dem allerdings noch das präfigierte *il* gehört, d. h. der Ausdruck der Aktualisierung erfolgt durch ein diskontinuierliches Morphem. *Il veut conduire prudemment* wäre also als  $SS'$  zu analysieren, wobei  $S$  diskontinuierlicher Aktualisator ist (*il* + Flexion von *vouloir*) und  $S'$  sich in ein Syntagma vom Typ  $T \frac{T'}{w}$  auflöst (*vouloir conduire prudemment*), also  $S \frac{S'}{T \frac{T'}{w}}$ . Vergleichbar wären dagegen *le chat noir* und *il conduit prudemment*

( $T \frac{T'}{w}$ ), d. h., der Parallelismus von *actualisation* («*détermination*») und *auxiliarisation* ist eine Illusion, die wohl dadurch entsteht, daß im Falle der *auxiliarisation* die Aktualisierung vom Hauptverb an das Hilfsverb delegiert wird, Pottier aber die Scheidung zwischen Aktualisierung und Auxiliarisierung nicht macht!

Zahlreich sind die Einwände vor allem gegenüber den in Kapitel 23. gemachten Ausführungen; wir können hier nur auf einen Teil von ihnen eintreten. An erster Stelle wäre wohl die Gegenüberstellung von *chrono-logie* und *chrono-expérience* zu nennen (p. 24/25). Jede Distinktion setzt ein Medium voraus, das in bezug auf das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein eines als distinktives Kriterium ausgewählten Zuges in einen positiven und einen negativen Teil zerfällt; primär gegeben ist im Rahmen einer solchen Gliederung immer der positive Teil, während der negative sekundären Charakter hat (nicht-positiver Rest). Die Perspektive  $|+| \rightarrow |-|$  wird nun von Pottier (in Anlehnung an Guillaume) als *démarche chrono-logique* ( $| - |$  logisch später als  $| + |$ ) bezeichnet und unter anderem durch das Beispiel *avec (+) | sans (–) parapluie* illustriert. Dann fügt er aber bei, daß man, von der täglichen Erfahrung her gesehen, zuerst *ohne* Schirm, später *mit* Schirm sei, und nennt diese Perspektive ( $| - | \rightarrow | + |$ ) *chrono-expérience*. Dazu wäre zuerst einmal zu sagen, daß es auch Dinge gibt, die man zuerst hat und erst nachher verliert (die Haare hat man vor der Glatze); in diesem Falle würde die Perspektive  $|+| \rightarrow |-|$  der *chrono-expérience* entsprechen, d. h., die *chrono-expérience* ist gar keine einheitliche Kategorie, wie Pottier vorgibt. Und noch schlimmer: das, was man von mir aus mit *chrono-expérience* bezeichnen kann, liegt vollkommen außerhalb der Sprache, hat mit dem *sprachlichen System* direkt nichts zu tun und deshalb in der Präsentation dieses Systems auch nichts zu suchen. Einzig im stilistischen Bereich können solche Gesichtspunkte wirksam werden (Wahl eines negativen statt Negation eines positiven Terminus und umgekehrt), aber gerade mit Stilistik befaßt sich Pottier ja nicht! – Aber auch die *chrono-logie* ist ein gefährlicher Terminus, droht dieser Begriff doch

<sup>12</sup> In bezug auf das Verhältnis *Nomen – Artikel* cf. auch ROCH VALIN, *TLL* 5 (1967), 71.

einen zeitlichen Faktor in ein konstituiertes System einzuführen<sup>13</sup>; dies dürfte jedoch kaum Pottiers Absicht entsprechen. Wesentlich an seiner Darstellung ist vielmehr die Erkenntnis, daß sprachliche Distinktionen prinzipiell durch Einführung positiver Kriterien vollzogen werden und daß negative Einheiten erst sekundär aus der Konfrontation mit dem durch die positive Distinktion nicht erfaßten Rest entstehen. Gerade wegen dieser Erkenntnis sollten aber gewisse Widersprüche vermieden werden können, wie z.B. p. 52, wo Pottier Reihen aufstellt wie

+	—
grand	petit
large	étroit usw.,

gleichzeitig aber erklärt, die unter /—/ stehenden Termini hätten als *termes marqués* zu gelten, sage man doch in jedem Fall *quelle est la largeur, la grandeur* usw. Wenn dieses Kriterium tatsächlich relevant ist, dann müßten doch *petit, étroit* usw. unter /+/ eingereiht werden!

Auch in weiteren Detailanalysen können wir dem Autor nicht folgen. Dies gilt vor allem für seine Darstellung des Modus (p. 31), bei welcher der Infinitiv als /ø/ (non-mode), der Subjonctif als /—/ und der Indikativ als /+/ charakterisiert wird. Aber was sind ein /—/-Modus und ein /+/-Modus? Was ist ein *non-mode*, und was ist Modus überhaupt? All dies erfährt man bei Pottier nicht, und während man sich unter einer Opposition *sexué/v/non-sexué* noch etwas vorstellen kann, dürfte dies hier kaum der Fall sein. Wir glauben, daß sich der Modus am besten als in verschiedenen Graden vorhandene oder nichtvorhandene Inbezugsetzung des Verbalgeschehens zur Origo des Sprechers definieren läßt; als Beispiel diene das Modernfranzösische. Unter dem gewählten Blickwinkel kann der Infinitiv tatsächlich mit /ø/ bezeichnet werden, stellt er doch keine Beziehung zu dieser Origo her, aber auch die Partizipien erfüllen die gleiche Bedingung<sup>14</sup>. Die weitere Gliederung erfolgt nun durch zweimaliges Einführen eines positiven Kriteriums: der Bezug auf die Origo hinsichtlich der Person gilt für Subjonctif und Indikativ, derjenige hinsichtlich der Tempusstufe nur für den Indikativ, so daß sich das Schema folgendermaßen präsentieren würde (immer hinsichtlich Bezug auf die Origo des Sprechers): Inf. (Partizipien) = ø; Subj. = + Person; Ind. = + Person, + Tempus. Gerade hier zeigt es sich übrigens deutlich, daß die aus der Perspektive des *terme marqué* erfolgende Bezeichnung des *terme non marqué* mit /—/ (nämlich in bezug auf den das *terme marqué* charakterisierenden Zug) äußerst gefährlich sein kann und man sich wohl besser bei den Beschreibungen auf die primären /+/-Elemente beschränken würde. Auf das Vorhandensein dieses /—/ dürfte nämlich Pottiers Erklärung der Modusverwendung zurückgehen, nach der jede Reserve des Sprechers den Konjunktiv (—) nach sich ziehe. «Reserve» und /—/-Charakterisierung scheinen hier einfach einander gleichgesetzt worden zu sein; dies ist sehr verführerisch, nur ist leider der Konjunktiv primär nicht negativ, sondern positiv charakterisiert, und seine Grundfunktion ist nicht der Ausdruck einer Reserve, sondern einer teilweisen Aktualisierung (nur bezüglich Person)<sup>15</sup>: Pottiers Erklärung stellt einen Kurzschluß dar, zu dem es wohl bei Verzicht auf die /—/-Charakterisierung nie gekommen wäre.

<sup>13</sup> Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Kapitel 0.2 (*ZRPh.Beih.* 123, Tübingen 1970).

<sup>14</sup> Sie unterscheiden sich vom Inf. durch die Wiedergabe des Aktionsstandes (*accompli*: P.p.; *accomplissement*: P.pr.). Vgl. hierzu auch P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung ...* (cf. N 13, *loc. cit.*); P. WUNDERLI, *Der Konjunktiv in «langue» und «discours»*, *VRom.* 28 (1969), 93. – Für Begriff und Definition des Aktionsstandes cf. bes. G. HILTY, *VRom.* 24 (1965), 292/293.

<sup>15</sup> Cf. hierzu auch unsere in N 14 erwähnten Studien.

Vorbehalte machen wir auch in bezug auf Pottiers Ausführungen zu den Tempora. P. 31/32 werden Präsens/Futur und Imperfekt/Konditional einander gegenübergestellt als Ausdruck der Opposition *actuel/v/inactuel*, d. h., ihre Tempusfunktion wird geleugnet. Daß die erwähnten Formen in zahlreichen Kontexten eine Aussage über den Aktualitätsgrad machen können, wollen wir nicht bestreiten, doch handelt es sich hierbei immer um *effets de sens* in der Rede; vom System der Sprache her kommt diesen Formen dagegen temporaler Charakter zu, und die von Pottier zitierten Verwendungen lassen sich entweder als Konkordanzerscheinungen (z. B. *il a dit qu'il viendrait < je viendrai*) oder als Tempusmetaphern<sup>16</sup> (Sprung in der Tempusstufe zur Einschränkung der Gültigkeit: cf. *je voudrais ...*) erklären. – Nicht einverstanden sind wir auch mit Pottiers Tempusanalyse, wie sie uns vor allem p. 26 und 34 entgegentritt. Nach dieser Analyse wird das Präsens als *temps générique* (ø) bezeichnet, während unter den spezifischen Tempora dem *passé* als *accompli* die Marke | + | (*temps marqué*) und dem Futurum als *non-accompl* die Marke | — | zukommen würde. Pottiers Klassierungen der Vergangenheit als *terme marqué* und der Zukunft als *terme non marqué* widerspricht der formale Befund: wir haben auf der Seite der Vergangenheit die Formen *marchai* (mit den Allomorphen *partis* usw.) und *marchais*, auf der Seite des Futurums *marcherai*, *marcherais*, d. h., vom Formalen her ist das Futurum zusätzlich durch ein Infix  $\left\{ \begin{matrix} e \\ i \\ o \end{matrix} \right\}_r$  markiert; es ist kaum anzunehmen, daß die Markierung im inhaltlichen Bereich nicht der Markierung im formalen Bereich entsprechen würde. Wie aber kommt Pottier zu seiner Behauptung? Wohl dadurch, daß er die formalen Aspekte unberücksichtigt läßt und die Markierung nach willkürlich gewählten notionellen Oppositionspaaren bestimmt (*accompli/v/non-accompl* resp. *acquis/v/non-acquis*), während auf Grund des formalen Befundes im Bereich des *temps spécifique* (Nicht-Präsens) nur eine Ausgliederung des Futurums glaubhaft gemacht werden kann (Rest des *temps spécifique*: *non-futur* = *passé*). – Schließlich wäre noch zu bemerken, daß die Tempora nicht ins Kapitel der *identifications* gehören, sondern – weil die Tempussetzungen von der situationellen Origo des Sprechers abhängig ist<sup>17</sup> – ins Kapitel der *formulations* (dies gilt auch für Impf. und Kond., denen wir keinen andern Status als den übrigen Tempora zuerkennen können, cf. oben; vgl. dagegen Pottier, p. 24).

Dies die Punkte, die mir am meisten am Herzen liegen; auf einige weitere Probleme sei nur noch kurz hingewiesen:

– P. 32 will Pottier in «*je pense arriver demain*» und «*je pense QUE j'arriverai demain*» eine Opposition *modalité interne |v| modalité externe* sehen. Die Haltung des Sprechers gegenüber dem Geschehen (auch nach Pottier Definition der Modalität) ist aber in beiden Fällen die gleiche (*penser*); der Unterschied liegt hier nicht in der Modalität, sondern in der verschiedenen Wahl des Translativs (ø |v| *que*) und dem dadurch bedingten verschiedenen Aktualisierungsgrad des Translats (Inf./v/Ind.).

– P. 33 will Pottier die drei Phasen des *accomplissement* (eigentliches *accomplissement*, *terminal* und *initial*) mit der Verwendung der Hilfsverben *être*, *avoir* und *aller* und der infiniten Verbformen (P.pr., P.p., Inf.) in Zusammenhang bringen: *\*je suis disant* (cf. sp. *estoy diciendo*), *j'ai dit*, *je vais dire*. Dazu wäre zu bemerken, daß er die Fälle, wo das P.p. mit *être* flektiert wird (*terminal*), vernachlässigt, daß anstelle von *aller* in *je vais dire* auch *vouloir*, *devoir* usw. treten können und daß *\*je suis disant* im Französischen nicht existiert: die Hilfsverben können also nicht die ihnen zugewiesene Rolle spielen; aber auch die infiniten Verb-

<sup>16</sup> Cf. hierzu HARALD WEINRICH, *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart 1964, Kapitel 5 und 6, bes. p. 139–142.

<sup>17</sup> Cf. hierzu auch G. HILTY, *VRom.* 24 (1965), 281/282.

formen decken sich nur im Falle des P.pr. (*accomplissement*) mit den von Pottier getroffenen Scheidungen, während das P.p. auf der Ebene der Sprache den Aktionsstand des *accompli*, der Inf. dagegen die Indifferenz bezüglich der Scheidung *accompli* /v/ *accomplissement* zum Ausdruck bringt (reines Verbalgeschehen)<sup>18</sup>: die Gliederung des *accomplissement* in 3 Phasen durch Pottier ist rein theoretisch und findet keine Entsprechung im System der Sprache. – Unter Einbeziehung des Adj. ergeben die 3 Phasen des *accomplissement* (cf. oben) für Pottier ein 4stufiges Aspektsystem vom Typus *statique* /v/ *dynamique* (→ *imperfectif* /v/ *perfectif* [→ *terminal* /v/ *initial*]), cf. p. 36/37. Aspekt ist für uns aber nicht ein objektiver Wert, sondern eine weitgehend subjektive Perspektivenwahl des Sprechers (z. B. kursiv /v/ komplexiv cf. Impf. /v/ P.s.)<sup>19</sup>. Abgesehen davon gehört das Adjektiv nur von gewissen *effets de sens*, nicht aber von seinem Platz im System der Sprache her in eine Reihe mit den infiniten Verbalformen. Ganz problematisch wird Pottiers Vorgehen, wenn er die Existenz dieser 4 Aspektstufen auch noch innerhalb des Adjektivs und des Substantivs nachweisen will. Die herausgestellten Oppositionen beruhen jedoch teils auf dem Stamm, teils auf den Suffixen (z. B. *-abilité*, *-ation* usw.), oder auch auf der Kombination der beiden Faktoren, ja zum Teil ergeben sie sich erst durch Kontextdetermination: die einzelnen Werte passen nur zufällig in Pottiers Rahmen, der weit davon entfernt ist, ein auf der Ebene der Sprache gegebenes System zu spiegeln; dieses könnte nur im Rahmen einer umfassenden Wortbildungslehre erarbeitet werden.

– Bei der Untersuchung der Transitivität (p. 38/39), die er als «aptitude à la complémentation sémique» definiert, stellt Pottier fest, daß sich z. B. Verben mit verschiedenen Ergänzungsmöglichkeiten finden. Es scheint uns aber wenig sinnvoll, aus dieser Tatsache die Existenz eines Verbums *monter*<sup>1</sup>, *monter*<sup>2</sup> und *monter*<sup>3</sup> usw. abzuleiten. Vielmehr haben wir auf der Ebene der Sprache nur ein Verb, bei dem jedoch ein Aspekt (evtl. auch mehrere) des Semantems noch nicht festgelegt ist und erst bei der Aktualisierung definitiv fixiert wird; auf eine solche Sachlage verweist auch die von Pottier gemachte Bemerkung, die verschiedenen Grade der Transitivität seien für eine gegebene Lexie nur aus dem Kontext ersichtlich. Pottier scheidet hier nicht genügend deutlich zwischen *langue* und *discours* bzw. überträgt auf der zweiten Ebene gewonnene Effekte und Nutzwerte – wie auch sonst verschiedentlich – auf die Ebene des Systems.

– Ähnliche Übersubtilisierungen finden sich auch bei der Behandlung der *voix* (p. 41 ss.), wo Pottier z. B. eine vom System her nicht zu rechtfertigende Scheidung zwischen *moyen passif* /v/ ~ *descriptif* und zwei Attributivgrade, die auf *avoir* und *faire (se voir)* aufbauen, einführt. Auch diese Klassenbildungen erklären sich daraus, daß sie entweder auf außer-(einzel)sprachlich definierte logische Kategorien zurückgehen oder auf (meist mit lexikalischen Elementen erzielten) Kontexteffekten beruhen. Doch damit nicht genug: wenn Beispiele wie *Pierre est arrêté au coin de la rue* und *il est docteur* unter der gleichen Rubrik vereinigt werden, verwischen sie zum Teil auch sprachlich gegebene Grenzen!

An weiteren Punkten, die zur Diskussion gestellt werden könnten, besteht kein Mangel, doch wollen wir jetzt unsere wichtigsten Vorbehalte zusammenfassen. Was wir vor allem beanstanden, ist eine oft nicht genügende Scheidung zwischen *langue* und *discours*, die viel-

<sup>18</sup> Cf. unsere in N 12 zitierten Arbeiten.

<sup>19</sup> Cf. hierzu G. HILTY, *VRom.* 24 (1965), p. 289/290. – Die Opposition kursiv /v/ komplexiv findet sich im Französischen nicht nur im verbalen, sondern auch in nominalen Bereich, allerdings nur dort, wo es um die Wiedergabe einer Dauer geht (cf. *an* – *année*, *jour* – *journée*); Pottiers Interpretation als *vision étroite* /v/ *vision large* einer Dauer (cf. p. 53) ist zwar dieser Konzeption verwandt, scheint uns aber in der Terminologie wenig glücklich zu sein.

fach zu Übersubtilisierungen in der Darstellung des Systems führt, weil aus Sinneffekten auf die Existenz sprachlicher Kategorien geschlossen wird. Daneben werden die aufgestellten Kategorien verschiedentlich außer(einzel)sprachlich definiert und entsprechen keiner konkreten Realität in der einen oder andern Sprache (vor allem Französisch und Spanisch). In diesen Zusammenhang gehören auch zwei weitere Vorwürfe, die wir dem Autor machen müssen: einmal, daß oft allzu bedenkenlos Kategorien von der einen auf die andere Einzelsprache übertragen werden (cf. z.B. p. 33, 39, 41 usw.), dann auch, daß die Kategorienbildung und die Bestimmung von *terme marqué* und  $\sim$  *non marqué* oft auf Grund willkürlich gewählter Begriffe (bzw. lexikalischer Einheiten) erfolgt und den formalen Gegebenheiten zu wenig Rechnung getragen wird (cf. oben)<sup>20</sup>.

Abschließend kommen wir nicht darum herum, noch einige Bemerkungen zu Pottiers Terminologie zu machen. Nicht davon, daß er eine weitgehend eigene Terminologie entwickelt oder gewisse Begriffe in einer dem allgemeinen Gebrauch nicht entsprechenden Art und Weise verwendet (cf. z.B. *mot* p. 16; *syntagme* p. 18 usw.), soll hier die Rede sein, sondern davon, daß Pottier innerhalb von drei Jahren fast seine ganze Terminologie über den Haufen geworfen hat<sup>21</sup>. Was 1964 *monème* (p. 112) hieß, heißt 1967 *morphème* (p. 15), was ein *morphème* war (p. 113), wird zu einem *grammème* (p. 15: '*morphème grammatical*'), während der Ausdruck 1964 noch die Zugehörigkeit zu einer *partie du discours* markierende Element bezeichnete (p. 125/26). Das *catégorème* wurde früher als '*ensemble des sèmes relationnels d'une forme*' definiert (p. 117), heute aber ist es Oberbegriff für *lexème* und *grammème* (p. 16), während für das alte *catégorème* nun *catégorie* gesetzt wird (p. 17/18). *Fonctème* bedeutet 1964 '*ensemble des traits fonctionnels d'une lexie*' (Grammem, Subjekts-/Objektsfunktion usw., cf. p. 127), 1967 bezeichnet es das zwischen nominaler und verbaler Funktion scheidende Element (p. 17). Bezeichnete das *sémantème* die Summe von *sémème* + *catégorème* (p. 134), so steht es jetzt für '*ensemble des sèmes spécifiques*' (p. 27), und das *sémème* wird von der Summe der *sèmes substantiels* (p. 134) zur Summe von *sémantème* + *classème* + *virtuème* (p. 27) usw. War diese nur Unheil und Verwirrung stiftende terminologische Neuordnung wirklich unumgänglich? Mir scheint, es gewinne niemand etwas dabei.

Peter Wunderli

★

*Travaux de linguistique et de littérature publiés par le Centre de Philologie et de Littératures romanes de l'Université de Strasbourg 6/1 (1968), 327 p.*

Wir haben seinerzeit bei der Vorstellung des ersten Faszikels der *Travaux de linguistique et de littérature* darauf hingewiesen, daß das Publikationsorgan des Straßburger *Centre* sich weder in bezug auf den Themenbereich noch in bezug auf die wissenschaftliche «Doktrin» und Arbeitsmethodik irgendwie binden wolle<sup>1</sup>: es sollte ein Forum, eine Art Treffpunkt für die verschiedensten Strömungen und Schulen geschaffen werden. Diese Aufgeschlossenheit und Vorurteilslosigkeit haben die *Travaux* bis heute in vorbildlicher Art und Weise bewahrt – um sich davon zu überzeugen, genügt es, das Verzeichnis der vierzehn in Band 6/1 enthaltenen Beiträge zu überfliegen. Sie erweisen sich aber auch in anderer Beziehung als

<sup>20</sup> Unter diesen Voraussetzungen ist den p. 53 behandelten *Accord*-Erscheinungen zwischen /+/- bzw. /-/-Elementen gegenüber größte Zurückhaltung am Platz.

<sup>21</sup> Cf. B. POTTIER, *Vers une sémantique moderne*, *TLL* 2 (1964), 107–137.

<sup>1</sup> Cf. *VRom.* 26 (1967), 118.

beweglich und wandelbar: hinsichtlich Umfang<sup>2</sup> und Gestaltung. So war man schon mit dem zweiten Band dazu übergegangen, den sprachwissenschaftlichen vom literaturwissenschaftlichen Teil zu trennen und jedem von ihnen ein eigenes Faszikel zu widmen. Faszikel 4/1 erschien dann erstmals mit einem Untertitel (*Mélanges de linguistique et de philologie romanes offerts à Monseigneur Pierre Gardette*), und einen Untertitel weist nun auch Faszikel 6/1 auf, obwohl es sich nicht um eine Festschrift handelt: *Linguistique – Stylistique – Philologie*. Mit diesem Titel werden nicht nur die im jüngsten Heft behandelten Themen erfaßt und gleichzeitig die in den früheren Faszikeln behandelten Probleme resümiert, er dürfte vielmehr auch einen Versuch zur Gliederung der verschiedenen Forschungsbereiche innerhalb der romanischen Sprachwissenschaft (und der übrigen sprachwissenschaftlichen Sektionen) und damit eine Art Programm für die Zukunft beinhalten. Faszikel 6/1 enthält nun die folgenden Beiträge, auf die je nachdem ganz summarisch oder etwas ausführlicher hingewiesen werden soll:

1. Bernard Pottier, *La grammaire générative et la linguistique* (p. 7–25). – In einer scharfsinnigen und überzeugenden Studie setzt sich Pottier mit der generativen (und transformationellen) Grammatik auseinander. Seine fundierten Vorbehalte gegenüber Chomsky und seinen Schülern sind zwar nicht in allen Punkten neu. Für Pottier ist das Kriterium der «Einfachheit» (*simplicity*) eine nirgends näher definierte Ad-hoc-Bildung, deren Anwendung sich nicht wissenschaftlich, sondern nur praktisch (Vereinfachung der Programmierung) rechtfertigen läßt<sup>3</sup>. Was das Basismodell für den Kernsatz (*//SN + sv//*)<sup>4</sup> betrifft, so ist es schlecht gewählt, da nur für Sprachen gültig, die ihre minimale Aussageeinheit in dieser Form aufbauen; in ganz allgemeiner Formulierung müßte der Kernsatz vielmehr mit *//A + B//* wiedergegeben werden. Es zeigt sich bereits in diesen beiden Punkten ein willkürliches Vorgehen der generativen Grammatiker, und Willkür ist denn auch der Kern der weiteren Vorbehalte: definitions- und kritiklose Übernahme der traditionellen taxinomischen Kategorien (Subst., Adj., Adv., Präp., Konj. usw.); willkürliche Gliederungsentscheide bei der Konstituentenanalyse; Schwarzweißmalerei bei der Beurteilung der Sätze nach dem Kriterium grammatikalisch/agrammatikalisch, Vernachlässigung aller (nachgewiesenermaßen vorhandenen) «Zwischentöne» und damit Elimination jedes Ansatzpunktes zu einer diachronischen Sprachbetrachtung; Ablehnung der Bedeutungsunterschiede bei Transformationen; fehlende Definition der Begriffe «Zweideutigkeit» und «Symmetrie» und ihre willkürliche Verwendung usw. Am deutlichsten wird die Willkür aber wohl bei der Grenzziehung zwischen grammatikalisch und agrammatikalisch. Es zeigt sich hier nach Pottier, daß die generativen Grammatiker alles auf Konstanten zurückführen wollen und das Vorhandensein variabler Elemente innerhalb des sprachlichen Zeichens (*sèmes virtuels*) nicht berücksichtigen; ich würde beifügen, daß ihnen vor allem auch der Begriff der *Norm* fehlt<sup>5</sup> und daß sie alles,

<sup>2</sup> Sieht man von der *Festschrift Gardette* ab, so erweist sich Heft 6/1 mit seinen 327 Seiten als das weitaus umfangreichste Faszikel der bisherigen Serie.

<sup>3</sup> Es wäre allerdings darauf hinzuweisen, daß auch G. Guillaume, auf den sich Pottier in seinen Arbeiten sehr oft beruft, häufig mit den (nicht näher definierten) Begriffen «simplicité» und «élé-gance» arbeitet – sicher ohne Hintergedanken an eine Programmierung. Es scheint mir fraglich, ob das Kriterium der «Einfachheit» tatsächlich *nur* praktische Bedeutung hat.

<sup>4</sup> SN (*syntagme nominal*) und SV (*syntagme verbal*) entsprechen NP (*noun phrase*) und VP (*verbal phrase*) in der englischen Terminologie.

<sup>5</sup> Cf. E. COSERIU, *Sistema, norma y habla*, in: *Teoría del lenguaje y lingüística general*, Madrid 1967, p. 11–113, und *Sistema, norma e parola*, in: *Studi linguistici in onore di Vittore Pisani I*, Brescia 1969, p. 235–253 (vgl. jetzt auch die deutsche Übersetzung *System, Norm und 'Rede'*, in: E. COSERIU, *Sprache. Strukturen und Funktionen*, Tübingen 1970 [TBL 2], p. 193–212).

was in diese auf einer Auswertung der Gesamtheit der *parole* ( $\Sigma$ -parole<sup>6</sup>) nach dem Prinzip der höheren Frequenz beruhende Kategorie gehört, der *langue* zuweisen. Auf Grund all seiner Vorbehalte und Einwände kommt Pottier dazu, dem generativ-transformationellen Sprachmodell ein *modèle optionnel* gegenüberzustellen, ein Modell also, das die Entscheidungsmöglichkeiten des Sprechers bei der Aktualisierung berücksichtigt<sup>7</sup>. Dieses optionelle Modell baut einerseits auf einem *métamodèle linguistique* (z. B. //agent – événement – patient//), andererseits auf dem Vorhandensein verschiedener *syntaxies* (Satzbaupläne) auf, die die durch das Metamodell gestellten Bedingungen erfüllen (z. B. //SN<sub>1</sub> + sv + SN<sub>2</sub>// [L'Assemblée adopte l'article 16]; //SN<sub>2</sub> + ( $\pm$  être) sv + par + SN<sub>1</sub>// [L'article 16 (est) adopté par l'Assemblée]; etc.). Die *syntaxies* entsprechen (den immer noch im Bereich der *compétence* anzusiedelnden) Oberflächenstrukturen der Chomskyschule, die den (bei Chomsky als ebenfalls in den Bereich der *compétence* gehörend, d. h. als sprachlich aufgefaßten) Tiefenstrukturen entsprechenden Metamodelle dagegen haben nach Pottier nicht mehr sprachlichen Charakter, sie gehören in den Bereich der Logik, der *antélangue*. Bedeutet dies gleichzeitig, daß die Modelle dieser *antélangue* außer(einzel)sprachlich definiert sind? Pottier sagt es nicht ausdrücklich, und mir scheint, es könne uns nichts hindern, in ihnen eine Abstraktion, eine Isolierung von ausgewählten Semen im Rahmen einer gegebenen Einzelsprache sehen. Wie dem auch sei: Pottiers (sicher noch ausbaufähiges<sup>8</sup>) Modell dürfte sich für die Zukunft und die Überwindung der Transformationsgrammatik als äußerst fruchtbar erweisen.

2. Jean Dubois, *La dérivation en linguistique descriptive et en linguistique transformationnelle* (p. 27–53). – Die vorliegende Studie stellt eine Art Einleitung und Rechtfertigung zum inzwischen erschienenen 3. Band (Wortbildungslehre) der *Grammaire structurale du français* des gleichen Verfassers dar<sup>9</sup>, eine Einleitung, die dann allerdings bis zum Vorabdruck ganzer Kapitel geht<sup>10</sup>. In einem ersten Abschnitt wird eine im großen und ganzen zutreffende Darstellung der «traditionellen» Wortbildungslehre gegeben<sup>11</sup>, wobei unter «traditionell» allerdings alles zusammengefaßt wird, was nicht Transformationsgrammatik ist; eine differen-

<sup>6</sup> Cf. K. HEGER, *Die Semantik und die Dichotomie von Langue und Parole*, ZRPh. 85 (1969), 144–215. – Die Norm steht so der *parole* eher näher als der *langue*.

<sup>7</sup> Für ein – allerdings in vielen Punkten anders konzipiertes – optionelles Modell, bezogen auf den konkreten Fall einiger adverbialer Bestimmungen, cf. demnächst P. WUNDERLI, *Die Ausdehnung der reliefgeberischen Teilaktualisierung nach unpersönlichen Ausdrücken in adverbialer Funktion*, RF 83 (1971) (Schluß).

<sup>8</sup> Ausbaufähig scheint mir vor allem die Darstellung des Auswahlvorgangs unter den verschiedenen zur Wiedergabe eines Metamodells zur Verfügung stehenden Satzbauplänen zu sein. Dieser Auswahlvorgang dürfte sich als durch die Überlagerung mehrerer, verschiedene Aspekte der Aussage berücksichtigender Metamodelle gesteuert erweisen.

<sup>9</sup> Cf. JEAN DUBOIS, *Grammaire structurale du français : La phrase et les transformations*, Paris 1969.

<sup>10</sup> Der Vorabdruck betrifft vor allem die Kapitel III–V der *Grammaire structurale III (Les nominalisations ; Les nominalisations affixales ; La nominalisation infinitive)*, die sich in unterschiedlichem Umfang bereits im Artikel finden; besonders der Abschnitt 5 (*La nominalisation adjective*; p. 45–52) ist fast unverändert ins Buch übernommen worden (dort p. 71–78).

<sup>11</sup> Allerdings können wir uns der Ansicht nicht anschließen, daß dort, wo gewisse Ableitungen nur für einen Teil des Bedeutungsbereiches des Basiswortes möglich sind, eben in der *langue* zwei verschiedene Invarianten vorliegen müßten (cf. z. B. *vert*: ein Adverb *vertement* ist nur bei übertragener Bedeutung [*une verte réprimande*], nicht aber bei Normalbedeutung [*une feuille verte*] möglich. Anstatt die *langue* mit Legionen von Invarianten zu bevölkern, dürfte es wohl ratsam sein, Ableitungen dieser Art der *parole* zuzuweisen und die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit einer bestimmten Ableitung als kontextbedingt (Modifikation der Grundbedeutung) zu betrachten.

zierte Würdigung der einzelnen Schulen und Strömungen ist so ausgeschlossen. Der «linguistique descriptive [qui] vise à obtenir le classement des unités dérivées et à définir les types de relations existant entre ces classes» (p. 52/53) steht (die für Dubois eindeutig vorzuziehende) Konzeption der Transformationsgrammatik gegenüber, die nach einer «intégration des règles dites de dérivation ... dans un ensemble de syntaxe» strebt (p. 53): es ginge also bei der transformationellen Konzeption nicht mehr um ein Erklärungsprinzip, um eine Möglichkeit zur Explizierung gewisser Relationen, sondern um eine eigentliche Einverleibung der Wortbildung in die Syntax und ihre radikale Abtrennung von Lexikon und Morphologie. Was (und ob überhaupt etwas) damit gewonnen wird, bleibt fraglich. Auf jeden Fall treffen auf die im folgenden vorgeführten *transformations généralisées* (Fusion von zwei Sätzen in einem) genau diejenigen Vorbehalte zu, die Pottier im vorhergehenden Artikel gegenüber der generativen Grammatik im allgemeinen gemacht hat: die traditionellen taxinomischen Kategorien werden unbesehen übernommen; vieles bleibt vage, ungenau und undefiniert; die Ansetzung der Transformation ist oft vollkommen willkürlich. Hierfür nur ein Beispiel. P. 37 wird *il réexamine le problème* als auf einer Reihe von Transformationen beruhendes Resultat der drei folgenden Basissätze dargestellt: (1) *Il examine le problème*. (2) *Le problème a été examiné*. (3) *Le problème n'est plus examiné* [ $>$  \**il examine le problème (qui est) examiné, et (qui n'est) plus examiné*  $>$  *il réexamine le problème*]. Warum, fragt man sich, ist hier Satz (3) überhaupt nötig? Um Fälle wie *relire, récrire, repenser* auch zu erfassen, erklärt uns Dubois. Das kann wohl nur bedeuten, daß für ihn in dieser zweiten Gruppe von Fällen die Repetition auf ein einziges Mal beschränkt bleibt. Aber kann ich nicht sagen *relire deux fois, récrire trois fois*, ebenso gut wie sich bei *réexaminer* die Repetition auf jede beliebige Zahl von Fällen erstrecken kann? In all diesen Fällen ist doch die Zahl der Repetitionen (auf der Ebene der *langue*) unbestimmt und wird einzig durch Situation und Kontext präzisiert (*parole*). Auch hier bestätigt sich wieder Pottiers Verwurf in bezug auf die krampfhaftige Elimination aller Variablen bei den generativen Grammatikern, ein Bemühen, das zu einer Verwischung der Grenzen zwischen *langue* und *parole* (*competence* und *performance*) führen muß. Oder ein Beispiel für die taxinomische Kritiklosigkeit: p. 43 wird stillschweigend (und im Sinne der traditionellen Grammatik) davon ausgegangen, der Infinitiv sei ein Nomen. Und was macht man mit Fällen wie *Ne pas frapper à la porte!*, *Ralentir!*, *Que faire?*, *Moi, faire les premiers pas!* usw., wo er doch eindeutig verbalen Charakter hat! Wenn der Infinitiv in der *parole* auch tatsächlich meist in nominaler Funktion auftritt, so darf dies doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß er, vom System her gesehen, primär einmal verbalen Charakter hat und in dieser Funktion auch in der Rede genutzt werden kann; zum Substantiv wird er erst durch eine Translation, wobei als Translativ sehr oft eine Präposition dient (cf. *il commence à parler; il regrette d'être venu* usw.); in zahlreichen Fällen haben wir aber auch eine Hypostase (Bally; Translativ =  $\emptyset$ ), cf. *il veut parler, il sent monter la fièvre* usw. Es ist dieser letzte Typus, der nach wie vor zahlreiche Forscher dazu verleitet, den Infinitiv als Nomen zu betrachten. P. 35 wirft Dubois der traditionellen Wortbildungslehre Kritiklosigkeit und intuitive Willkür vor; die obigen Beispiele dürften gezeigt haben, daß durch einen generativ-transformationellen Ansatz diese Gefahren nicht *a priori* eliminiert sind! Ebenso scheint mir die p. 45 ss. gegebene Darstellung der Suffixverteilung im Bereich der *nominalisation adjectivé* (Substantivbildungen von Adjektiven) und der morphophonologischen Basismodifikation der «traditionellen» Wortbildungslehre kaum etwas voraus zu haben: wir finden hier längst Bekanntes in neuer Formulierung.

3. Alain Rey, *Les bases théoriques de la description lexicographique du français: Tendances actuelles* (p. 55–72). – Rey untersucht in einem von seiner großen Sachkenntnis zeugenden Artikel, welche Anforderungen aus der Sicht der modernen linguistischen Forschung rein

theoretisch an einen Wörterbuchartikel zu stellen sind und in welchem Maße sie sich in der Praxis realisieren lassen bzw. durch die beiden neusten französischen Wörterbücher (*DFC* und *RobertPt.*<sup>12</sup>) realisiert worden sind. Es zeigt sich, daß die Berücksichtigung distributioneller Charakteristika und des nach Klassen analysierten unmittelbaren Kontextes (*animé / inanimé; humain / non humain* usw.) zweifellos eine Verbesserung der Inhaltsbeschreibung und eine Limitierung der semantischen Paraphrasen erlaubt, diese aber nicht zu ersetzen vermag; eine weitere Verbesserung wird durch die Berücksichtigung der Resultate der strukturellen Semantik (Pottier, Greimas, Coseriu, Baldinger, Weinreich usw.) erzielt. Auch die moderne Konzeption der *langue* als homogenes synchronisches System hat zu einer Flurbereinigung geführt, während für die Ausgliederung der verschiedenen Idiolekte innerhalb einer *langue* immer noch keine verbindlichen Kriterien existieren. Schließlich haben auch die Fortschritte im grammatikalischen Bereich (vor allem die Transformationsgrammatik) nach Rey es erlaubt, gewisse «objektive» Scheidungen und Gliederungen einzuführen, wenn auch gerade in dieser Hinsicht festgestellt werden kann, daß die traditionelle Lexikographie auf rein intuitivem Weg meist zu entsprechenden Schlüssen gelangt ist. Nicht zu überzeugen vermag in Reys Aufsatz die eigenartige Verwendung des Begriffs *sémème* (p. 60/61), der nach ihm einen bestimmten Wert, eine bestimmte Interpretation eines Lexems bezeichnet (*descendre*<sup>1</sup> würde im *DFC* 5, im *RobertPt.* 11 Sememe kennen). Damit wird das Semem in der *parole* (allenfalls in einem nicht näher definierten Zwischenbereich) lokalisiert, was aber sicher nicht zutrifft: es gehört in die *langue* und ist Weinrichs *Bedeutung* gleichzusetzen, während das, was Rey meint, Weinrichs *Meinung*<sup>13</sup> und Saussures *signification*<sup>14</sup> gleichzusetzen ist. Es zeigt sich hier eine ungenügende Scheidung von *langue* und *parole*, und so kann es dann auch nicht erstaunen, daß Rey sich dem dornigsten Problem der ganzen Lexikographie gar nicht zuwendet: der Frage nach dem Grundwert (*langue*) einer Einheit bzw. dessen Relation zu den immer nur mehr oder weniger generalisierte Nutzwerte darstellenden Definitionen.

4. Charles Muller, *Mesure de la richesse lexicale* (p. 73–84). – Muller fragt sich in einer logisch-mathematischen Studie, ob man, von gewissen das Vokabular eines Textes (*parole*) betreffenden, direkt erfaßbaren oder errechenbaren Werten<sup>15</sup> ausgehend, auf das Lexikon (Wortschatz; *langue*) schließen könne, das hinter der konkreten Manifestation stehe<sup>16</sup>; da es sich im Falle des lexikalischen Reichtums aber nirgends um absolute, sondern immer um relative Werte handelt, kann nur auf Grund eines Vergleichs von zwei verschiedenen Texten gearbeitet werden. Die zuerst rein logisch erarbeiteten Schlüsse werden anschließend verifiziert auf Grund der 32 Theaterstücke von Pierre Corneille, die die Bildung von 496 verschiedenen

<sup>12</sup> Cf. *Dictionnaire du français contemporain*, Paris 1966; *Le Petit Robert. Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française*, Paris 1969.

<sup>13</sup> Cf. z. B. H. WEINRICH, *Linguistik der Lüge*, Heidelberg 1967, p. 20 u. *passim*.

<sup>14</sup> Cf. hierzu z. B. A. BURGER, *CFS* 18 (1961), 7; T. DE MAURO: F. DE SAUSSURE, *Corso di linguistica generale*, Bari 1968, p. 389, N 67 und p. 441, N 231.

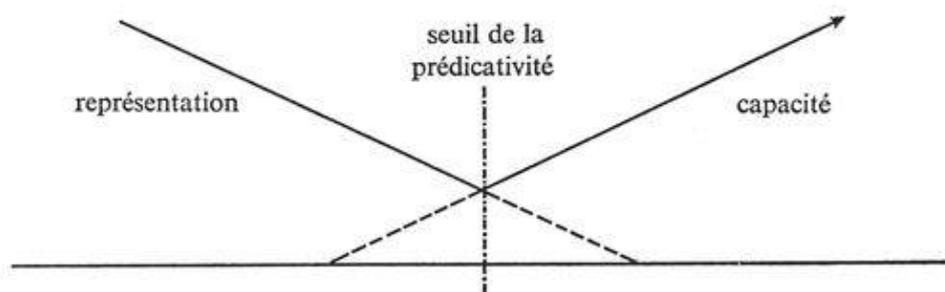
<sup>15</sup> Die Werte, mit denen gearbeitet wird, sind:  $N$  = Länge des Textes gemessen an der Anzahl der ihn ausmachenden «Wörter» (für die Definition des Wortes im Rahmen der Statistik cf. z. B. *TLL I* [1963], 155–173;  $V$  = Zahl der verschiedenen im Text vorkommenden Einheiten (Vokabular);  $V_1$  = Einheiten, die im Text nur einmal vorkommen;  $f = N/V$ ;  $p_1 = V_1/V$ .

<sup>16</sup> Beim Lexikon ist in diesen Fällen weder der Gesamtwortschatz einer Gesellschaft noch derjenige eines Individuums gemeint, sondern das «lexique de situation», d. h. der Wortschatz, der einem bestimmten Individuum zur sprachlichen Bewältigung einer bestimmten vorgegebenen Situation zur Verfügung steht.

Paaren erlauben. Es zeigt sich dabei, daß auf dem eingeschlagenen Weg es zwar möglich ist, eine größere Anzahl von Texten mit äußerster Exaktheit in bezug auf den Reichtum ihres Vokabulars zu klassieren, daß es aber kaum möglich ist, von der *parole* auf die *langue*, vom Vokabular auf den Umfang des dahinterstehenden virtuellen Lexikons zu schließen. Ein anderes Resultat war auch nicht zu erwarten!

5. Gérard Moignet, *Systématique du mot «que»* (p. 85–112). – Moignet nimmt seine Studie *Le système du paradigme QUI|QUE|QUOI* (TLL 5 [1967], 75–95) wieder auf, indem er sie ergänzt und leicht modifiziert. War es dort um den Nachweis gegangen, daß die Pronomina *qui*, *que* und *quoi* ein einheitliches Paradigma bilden, daß es sich um Erscheinungsformen (*surface results*) ein- und derselben pronominalen Grundeinheit in verschiedenen (kontextbedingten) Verwendungen handelt, so gilt es hier, *que* als solchem seine Einheit zurückzugeben, und zwar in allen seinen Verwendungen, seien sie nun pronominaler (interrogativ, exklamativ, relativ) oder nicht-pronominaler Natur (Konjunktion, «Hauptsatzpartikel»). Ausgegangen wird wiederum von Guillaumes Prinzip der beiden Spannungen, die hier einer Abnahme der Repräsentationsfähigkeit bzw. einer Zunahme der «*capacité*» (Fähigkeit, einen ganzen Satz zu integrieren) entsprechen. Da die Nullpunkte nicht zusammenfallen, sondern gegeneinander verschoben sind, ergibt sich nach Moignet ein positiver Intersektionspunkt, der die Grenze zwischen Prädikativität (Bereich von *quoi*) und Nicht-Prädikativität (Bereich von *que*) markiert<sup>17</sup>. Die verschiedenen Verwendungen von *que* würden sich nun aus verschiedenen Unterbrechungen (*saisies*) dieses mit *cinèse* bezeichneten psychomechanischen Dynamismus ergeben: nahe bei der Prädikativitätsschwelle hätten wir den interrogativen (und exklamativen), in der Nähe des Nullwertes der «Repräsentationslinie» (aber noch vor dessen Erreichung) den relativen Wert (Pronomina); im Bereich der reinen *capacité* dagegen entstanden die Konjunktionen. So werden die im Schema TLL 5, 95, unter Absatz III einfach aufgezählten Verwendungen von *que* ergänzt und «organisiert»<sup>18</sup>. Obwohl Moignet versucht, dieses bereits p. 91 erreichte Resultat auf den restlichen 20 Seiten seines Aufsatzes anhand von Beispielen für die verschiedenen Verwendungen von *que* im *discours* zu erhärten, vermag er uns nicht zu überzeugen. Unsere Vorbehalte bleiben im wesentlichen die bereits zum ersten Aufsatz gemachten<sup>19</sup>; vor allem scheint uns eine Genese der verschiedenen Werte im Rahmen eines *temps opératif* unannehmbar<sup>20</sup>. Zwar sind auch wir der Meinung, daß es möglich

<sup>17</sup> Schema:



<sup>18</sup> Gleiches gilt auch für den prädikativen Bereich von *quoi* (cf. TLL 6, 88–91, 108), während eine entsprechende Darstellung für *qui* noch fehlt.

<sup>19</sup> Cf. unsere Besprechung *VRom.* 29 (1970), 133–135.

<sup>20</sup> Cf. hierzu auch unsere Kritik an Guillaumes (und Moignets) Konjunktivkonzeption, *ZRPh. Beih.* 123, Tübingen 1970, p. 19 ss.; ebenso zur Artikelkonzeption, *VRom.* 29 (1970), 132–133.

sein sollte, die verschiedenen Nutzwerte von *que* im Rahmen einer synchronischen Betrachtung unter einen Hut zu bringen, d.h., einen einzigen Grundwert zu postulieren. Aber wie wir bereits früher angedeutet haben, sehen wir diese Möglichkeit nicht in der Annahme eines genetischen Prozesses, sondern in der Beschreibung des Grundwertes als ein Büschel von «fakultativen» (wahrscheinlich hierarchisch geordneten) Semen, deren Ausschluß bzw. Aktivierung eine Funktion des Kontextes ist. Einige dieser Seme wären: 'Repräsentation', 'Interrogation', 'Konjunktion', 'Translation', womit das Inventar aber noch nicht vollständig sein dürfte<sup>21</sup>. Im besonderen können wir Moignet nicht folgen, wenn er im *que* beim Hauptsatzkonjunktiv ein Nominalisierungselement sehen will, das durch seine «*faculté de position*» den «*excès de supposition*» durch den Konjunktiv im Rahmen einer Befehlsäußerung neutralisieren soll (cf. p. 105ss.): dieses *que* hat keine andere Funktion, als die aktualisatorische Abhängigkeit des (Hauptsatz-)Konjunktivs von einem vollaktualisierten Element zu markieren<sup>22</sup>. Wenn Moignet zudem das Fehlen dieses *que* bei Wunschausdruck (*Dieu vous bénisse* usw.) durch ein geringeres Bedürfnis nach Korrektur der «*supposition*» in diesem Fall erklärt, dann vernachlässigt er die Tatsache, daß es sich hier um erstarrte, fossilisierte Formeln handelt, die nur noch als lexikalisiertes Ganzes betrachtet werden können; anstelle der unnötigen Psychologisierung muß hier eine diachronische Erklärung treten.

6. Mario Wandruszka, *L'aspect verbal, problème de traduction* (p. 113–129). – In Fortsetzung seiner *Esquisse d'une critique comparée de quelques langues européennes* in Band 5 der *TLL* untersucht Wandruszka den Aspektausdruck im Deutschen, Französischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen und Englischen<sup>23</sup>. Mit «Aspekt» bezeichnet Wandruszka die Opposition *perfektiv* |*v*| *imperfektiv*, der nach ihm eine universelle menschliche Erfahrung zugrunde liegt, die also nicht einzelsprachlich gebunden wäre. Wir können Wandruszka in dem Sinne zustimmen, daß es im «Inhaltskontinuum» wohl überall zwei Sektoren gibt, die dem, was Wandruszka als Aspektopposition bezeichnet, entsprechen. Was es aber nicht in jeder Sprache gibt, das ist eine sprachliche Realisierung dieser Opposition im Rahmen des Systems. Aus dieser Scheidung zwischen nicht einzelsprachlich gebundenen Denkinhalten und einzelsprachlich relevanten, im System angelegten *contenu*-Einheiten zieht Wandruszka nicht alle nötigen Konsequenzen, was sich sekundär vor allem in einer ungenügenden Scheidung von *langue* und *discours* niederschlägt. Wenn der Verfasser feststellt, daß die Opposition *perfektiv* |*v*| *imperfektiv* durch die Verbalmorphologie zum Ausdruck gebracht werden könne (*Perfekt* [*P.s.* usw.] |*v*| *Imperfekt*), daß man zu ihrer Wiedergabe aber auch verschiedene lexikalische Einheiten (d. h. verschiedene Sememe) einsetzen könne (cf. it. *ammutolare* – *tacere*; dt. *verstummen* – *schweigen*), daß der imperfektive Aspekt sich durch Periphrasen wiedergeben lasse (cf. fr. *être en train de* + Inf.; it. *stare* + *gerundio*; engl. *to be* + *-ing*-Form usw.), ja daß oft auch eine Kontextsuggestion genüge, dann kann dies wohl nur bedeuten, daß sich mit den verschiedensten Mitteln in der Rede (*discours*) gleiche oder verwandte Nutzeffekte erzielen lassen, nicht aber, daß es sich um verschiedene Realisierungen («Inkarnationen») dieser Opposition auf Sprachebene handle. Über die Grundwerte der

<sup>21</sup> Es bestünde z. B. die Möglichkeit, ein quantitatives Sem anzunehmen, doch scheint es uns nach Moignets Ausführungen (p. 93) wahrscheinlicher, daß diese Funktion einen Aspekt des Repräsentationssems darstellt. Das (fakultative) Translationssem muß wohl in zwei disjunktive Einheiten (Adj. und Subst.) aufgliedert werden.

<sup>22</sup> Cf. Wunderli, *VRom.* 28 (1969), 95/96, und *ZRPh.Beih.* 123, p. 62 ss.

<sup>23</sup> Unsere in *VRom.* 29 (1970), 138/39, gemachten Vorbehalte zum ersten Aufsatz bleiben auch für die zweite Studie bestehen.

untersuchten Einheiten in der Sprache wird nun überhaupt nichts ausgesagt, und daraus erklärt sich wohl auch die unserer Ansicht nach unhaltbare Umschreibung der Opposition *P.s.* /v/ *Impf.* als *perfektiv* /v/ *imperfektiv* und die Gleichsetzung von Aspekt und Aktionsart<sup>24</sup>. Die gleichen Mängel zeigen sich auch, wenn Wandruszka abschließend vier verschiedene Imperfekte (*impf. imperfectif, habituel, modal [hypothétique]* und *narratif*) postuliert. Wir sehen in diesen Fällen nur vier besonders häufige, neben vielen anderen stehenden Nutzwerte, die zwar ihrer Häufigkeit wegen als in der Norm angelegt betrachtet werden können, hinter denen aber nur ein einziger Grundwert in der *langue* steht (kursive Vergangenheitsschau).

7. Antonio Quilis, *Morfología del número en el sintagma nominal español* (p. 131–140). – Versuch einer strukturalistischen Darstellung der sp. Pluralbildung im nominalen Bereich. Um – abgesehen von den unveränderlichen Fällen (Typ *lunes, crisis* usw.: Allomorph /ø/) – nur noch ein weiteres Allomorph zu haben, wird in Fällen wie *papeles* (< *papel*), *rubíes* (< *rubí*) usw. das -e- als *alomorfo derivativo* bezeichnet. Wohl kann so die Zahl der Allomorphe für das Pluralmorphem auf zwei reduziert werden (/ø/ und /s/ [wobei /s/ sich in drei Allophonen, nämlich /s/, /h/ und /Öffnung des vorhergehenden Vokals/ realisiert]); ob es aber statthaft ist, bei der Pluralbildung von Derivationsmorphemen zu sprechen, scheint uns mehr als fraglich (bei den Normalpluralen vom Typus *gatos, palos* usw. muß dann konsequenterweise ein Derivationsallomorph /ø/ eingeführt werden!).

8. Veikko Väänänen, *Autour du problème de la division du latin. Appoint des sources écrites, en particulier des inscriptions* (p. 141–148). – Väänänen befaßt sich mit der alten Streitfrage, ob das «Vulgärlatein» eine Einheit darstellte oder regional (dialektal) gegliedert war. Trotz dem Heranziehen der Inschriften (die interessantesten Resultate versprechen die sogenannten Privatinschriften) ist die bisherige Forschung zu keinen eindeutigen Resultaten gekommen, ja die Romanisten und Latinisten widersprechen sich ganz offen: die ersten sind für, die zweiten gegen eine dialektale Gliederung; Einigkeit besteht nur in bezug auf das Lexikon, wo eine regionale Differenzierung erwiesen ist. In lautlichen Fragen helfen dagegen auch die Inschriften nicht weiter, und Väänänen warnt davor, diese Zeugnisse überzubewerten. So wurden z.B. die Zeugnisse für eine frühe Sonorisierung im iberischen Raum bis auf eines (*imudavit*) schon von Harald Weinrich in Frage gestellt<sup>25</sup>; nun wird auch dieser letzte Beleg von Väänänen in Frage gestellt, nach dem diese Form nicht als *immutavit*, sondern als *emun-davit* zu interpretieren ist. Auch die pompejanischen Zeugnisse können aus dem einen oder andern Grund nicht oder nicht vorbehaltlos als Beweise für eine frühe lautliche Differenzierung des Lateins herangezogen werden; das einzige, was sie nach Väänänen mit Sicherheit belegen, ist der Übergang von der Quantitäts- zur Qualitätsopposition im vokalischen Bereich. Vielleicht könnte man auf Grund quantitativer Untersuchungen des Vulgärlateins der einzelnen Regionen zu tragfähigeren Resultaten kommen, doch vermag der von I. Herman in dieser Richtung unternommene Versuch<sup>26</sup> noch nicht zu befriedigen.

9. Charles-Théodore Gossen, *L'interprétation des graphèmes et la phonétique historique de la langue française* (p. 149–168). – Der vorliegende Aufsatz stellt eine Art Schlußkapitel zu den

<sup>24</sup> Wir ersparen uns hier eine eigene Stellungnahme und verweisen auf G. HILTY, *Tempus, Aspekt, Modus, VRom.* 24 (1965), 269–301, bes. 274–276.

<sup>25</sup> Cf. *ZRPh.* 76 (1960), 205–218.

<sup>26</sup> Cf. I. HERMAN, *Aspects de la différenciation territoriale du latin sous l'empire, BSLP* 60 (1965), 53–70.

*Französischen Skriptastudien* des Verfassers dar<sup>27</sup>. Anhand der Graphie *ei* und ihrer Konkurrenzgraphien in den einzelnen Verwendungsbereichen wird für den Raum der *langue d'oil* gezeigt, wie haltlos die Argumentationen der historischen Lautlehre oft sind und mit welcher Vorsicht man bei der Bestimmung des Lautwerts einer Graphie vorgehen muß.

10. Brigitte Horiot, *Traits lyonnais dans «Florimont» d'Aimon de Varennes* (p. 169–185). – Wenig überzeugende Studie, die sich mit der Heimat von Aimon de Varennes, dem Verfasser des *Florimont*, befaßt. Auf Grund lexikalischer, phonetischer und morphologischer Züge soll festgestellt werden, ob er aus Châtillon-sur-Azergues (Lyonnais; Gaston Paris, Albert Henry usw.) oder aus Châtillon-sur-Bar (Lorraine; Risop, Hilka) stammt. Die Verfasserin neigt zu der – sicher vorzuziehenden – frankoprovenzalischen Hypothese, doch muß festgehalten werden, daß keiner der untersuchten Züge eindeutig frankoprovenzalisch und nur frankoprovenzalisch ist (Schlüsse wie im Falle von *mission*, *conduit* usw. sind abzulehnen). Dagegen ist es die Gesamtheit der Erscheinungen, die die frankoprovenzalische Hypothese wahrscheinlich macht – die eindeutig provenzalischen Elemente im Text widerlegen eine solche Annahme nicht, war doch Lyon geradezu ein Umschlagplatz für provenzalisches Sprachgut!

11. Monique Parent, *Un aspect de la rhétorique de Valéry: les variations stylistiques* (p. 187–202). – Stilistische Untersuchung des Sonetts *Le vin perdu* und des 31 Strophen umfassenden *Ebauche d'un Serpent*. Nach M. P. ist die Verteilung der sprachlichen Elemente nach den Gesichtspunkten von Echo und Variation für die Entwicklung und Gestaltung der poetischen Aussage bei Valéry entscheidend; es wird versucht, diese Prinzipien im Bereich der Sonoritäten, der Satzformen und des Vokabulars nachzuweisen, wobei nicht nur die Niveauunterschiede an sich, sondern auch die Kombinationen von verschiedenen Ebenen angehörenden Einheiten (vor allem des Vokabulars) sich als bedeutsam erweisen<sup>28</sup>.

12. Georges Faure et Mario Rossi, *Le rythme de l'alexandrin. Analyse critique et contrôle expérimental d'après «Le vers français» de Maurice Grammont* (p. 203–233). – Die beiden Verfasser wollen mit Hilfe moderner Methoden überprüfen, ob Grammonts Theorie<sup>29</sup> des Isochronismus der «Versfüße» im klassischen Alexandriner zutrifft oder nicht (jeder «Versfuß» würde ein Viertel der Gesamtdauer des Verses beanspruchen, ganz unabhängig von der Silbenzahl). Es zeigt sich im Laufe der Untersuchung, daß dies nicht der Fall ist, weder bei den iso- noch bei den heterometrischen Versen. Vielmehr ergibt sich eine Proportionalität zwischen Silbenzahl und Artikulationsdauer, wobei als Korrekturfaktor allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Tonsilbe zwei- bis zweieinhalbmals länger ist als eine unbetonte Silbe. Das sich aus diesen Punkten ergebende Grundschema kann im konkreten Fall aber durch verschiedene Faktoren modifiziert werden (Längung einzelner Einheiten durch syntaktischen Kontext, phonetischen Kontext oder auf Grund des semantischen Gehaltes des Verses). Diese Modifikationen würden jedoch nicht den Rhythmus, sondern nur das Tempo betreffen und immer unter der Perzeptionsschwelle bleiben (0,16 sec = Artikulationsdauer einer unbe-

<sup>27</sup> Cf. CARL THEODOR GOSSEN, *Französische Skriptastudien*, Wien 1967. – Vgl. hierzu unsere Besprechung in *VRom.* 28 (1969), 167–176, in die wir den vorliegenden Aufsatz bereits einbezogen haben.

<sup>28</sup> Die Verfasserin stützt sich bei ihren Ausführungen auf BALLY, *LGLF*. Die 4. Auflage dieses Werkes ist aber nicht 1949 bei Payot erschienen (cf. p. 189 N 5), sondern 1965 bei Francke (Bern).

<sup>29</sup> Cf. MAURICE GRAMMONT, *Le vers français, ses moyens d'expression, son harmonie*, Paris 1904.

tonten Silbe). Daß die Tendenz zum Isochronismus gleichwohl besteht, ergibt sich für die Verfasser aus der Tatsache, daß die unbetonten Silben in ihrer Dauer durch die verschiedenen Modifikationsfaktoren kaum beeinflußt werden.

13. Marie-Thérèse Cazanave, *Etude acoustique et articulatoire du yod français et américain* (p. 235–265). – Die Verfasserin untersucht den französischen und den amerikanischen [j]-Laut und seine Abgrenzung gegen [i] mit Hilfe eines Sprachsynthetisators «Pattern Playback» und Röntgenfilmen. Die Variation der Artikulationsdauer für [j] bzw. [i] in 4 verschiedenen Sätzen (2 fr., 2 am.) und ein Test mit einer größeren Anzahl von Versuchspersonen ergibt für die Identifikation der beiden Laute folgende Resultate:

	eindeutig [j]	wechselnde Interpretation	eindeutig [i]
fr.	0 csec	0–8 csec	12–18 csec
am.	0–4 csec	6–16 csec	18 csec

Der Übergang der Interpretation von [j] zu [i] findet im Amerikanischen also eindeutig später (d. h. bei längerer Artikulationsdauer) statt. Dieser Befund bei der Sprachsynthese wird durch die Röntgenfilme für [j] in natürlichen Sätzen bestätigt: im Französischen sehr geschlossene, vordere Artikulation von kurzer Dauer mit brusken Übergängen von einer Artikulationsphase zur andern, im Amerikanischen zentralere, weniger ausgeprägte Enge von längerer Dauer und mit wenig ausgeprägten Übergängen. Das amerikanische [j] hat stärker vokalischen Charakter.

14. Georges Straka, *Contribution à la description et à l'histoire des consonnes L* (p. 267–326). – Im letzten Beitrag dieses Heftes geht Georges Straka in gewohnt umsichtiger und umfassender Weise den physiologischen Grundlagen der verschiedenen L-Laute nach und zieht anschließend aus den gewonnenen Erkenntnissen die notwendigen Schlüsse für die Geschichte dieser Laute in den germanischen, romanischen und slawischen Sprachen. Bei der Fülle von Einzelheiten ist es nicht möglich, auch nur ein annäherndes Bild der angeschnittenen Probleme zu geben. Es sei deshalb nur kurz auf die unserer Ansicht nach wichtigsten Ergebnisse verwiesen. An erster Stelle wäre wohl die Feststellung zu nennen, daß «velares» l keineswegs durch eine besondere velare Artikulation gekennzeichnet ist: die Zungenspitze liegt hinter den Scheidezähnen, also weiter vorn als bei normalem l, die Zungenwurzel ist stärker zurückgezogen; diese beiden Faktoren bewirken eine stärker Kontraktion und eine ausgeprägte Senkung des Zungenkörpers. Das «velare» l verdient seinen Namen gar nicht: es handelt sich vielmehr um eine *apico-alvéodentale pharyngée*. Im Gegensatz zu dieser Verformung des normalen l steht das palatale j. Hier haben wir eine Hebung des Zungenkörpers, eine Vergrößerung der Kontaktfläche mit dem Palatum bei gleichzeitiger Absenkung der Zungenspitze<sup>30</sup>. Aus der Fülle der historischen Ergebnisse gilt es vor allem die Erkenntnis herauszuheben, daß die im 7. Jahrhundert stattfindende Vokalisierung von l/l (> u) nicht als Assimilationserscheinung (Grammont) angesehen werden kann, sondern ihre Ursache in einer Verminderung der Artikulationsenergie hat, was sich in einer geringeren Kontraktion der Zungenmuskeln, einer fortschreitenden Lösung der Zunge vom Gaumen und einer Senkung der Spitze äußert.

Peter Wunderli

<sup>30</sup> Daß die Zungenspitze hinter die unteren Schneidezähne zu liegen kommt (cf. p. 282), scheint mir allerdings nicht verbindlich zu sein. Nach meiner eigenen Erfahrung schiebt sie sich vielmehr leicht zwischen die beiden schwach geöffneten Zahnreihen.

MARIO WANDRUSZKA, *Sprachen : Vergleichbar und unvergleichlich*, München (Piper) 1969, 542 p.

### *Der Übersetzungsvergleich*

Auf über fünfhundert Seiten hat Mario Wandruszka den Versuch angestellt, die sprachlichen Eigenheiten des Deutschen, Französischen, Englischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen miteinander zu vergleichen. Zu diesem Versuch hat er nicht nur sechzig, wie er selbst im Vorwort sagt (p. 7), sondern neunundsiebzig in seinem Index zitierte Werke in diesen sechs Sprachen herangezogen. Dazu kommen noch zahlreiche Bibelstellen, Beispiele aus lateinischen Schriftstellern und eine Menge Beobachtungen an Texten, die nebenbei berücksichtigt wurden. Fast alle der neunundsiebzig im Index zitierten Werke sind jeweils mit ihren Übersetzungen in die anderen fünf Sprachen angeführt. Wandruszka weist selbst auf das Mißverhältnis des Angebots an übersetzter Literatur hin, was sich auch in der eigenen Verwendung der herangezogenen Werke niederschlägt; so benutzt er nicht weniger als 26 Titel von 17 französischen Autoren, die in die jeweiligen fünf anderen Sprachen übersetzt wurden, während das Spanische z. B. mit 8 Titeln von 6 Autoren vorlieb nehmen mußte<sup>1</sup>, ganz zu schweigen vom Portugiesischen, das mit 3 Werken vertreten ist, von denen lediglich zwei mit den entsprechenden Übersetzungen dargeboten werden.

Der Übersetzungsvergleich «bietet zum ersten Mal eine sichere Grundlage für eine umfassende und vergleichende Beschreibung mehrerer Sprachen und für eine kritisch vergleichende Würdigung der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel» (p. 8)<sup>2</sup>. Dieses Programm soll nun nach dreißig grammatikalischen Gesichtspunkten durchgeführt werden. Solche Gesichtspunkte sind z. B. *Laut und Sinn, Zahlen und Größen, Quantifizierend-qualifizierende Suffixe, Das natürliche und das grammatische Geschlecht, Verbale Periphrasen* u. a. m.

### *Das Verfahren*

Was würde man nun von diesem Programm erwarten? Doch wohl eine kritische Stellungnahme zu den in überwältigender Fülle dargebrachten Übersetzungsbeispielen unter den angeführten grammatikalischen Gesichtspunkten, wobei die Möglichkeiten jeder einzelnen Sprache mit den entsprechenden Möglichkeiten der fünf anderen verglichen werden. Ein groß angelegtes Vorhaben.

Aber Wandruszka lenkt gleich in seinem Vorwort von diesem konkreten Programm ab. Er sagt: «Der Vergleich von Übersetzungen drängt den Sprachkundigen immer wieder zu kritischen Überlegungen: dieses Wort oder jenen Satz hätte man besser übersetzen sollen, dem Original getreuer oder umgekehrt getreuer der Idiomatik der Übersetzungssprache –

<sup>1</sup> Die 188 spanischen Originalstellen teilen sich folgendermaßen auf: PEDRO A. DE ALARCÓN, *El sombrero de tres picos*, 6 Beispiele; CAMILO JOSÉ CELA, *La familia de Pascual Duarte*, 14 Beispiele; JUAN GARCÍA HORTELANO, *Tormenta de verano*, 143 Beispiele; FEDERICO GARCÍA LORCA, *Bodas de sangre*, 4 Beispiele; *La casa de Bernarda Alba*, 8 Beispiele; *Yerma*, 1 Beispiel; JUAN RAMÓN JIMÉNEZ, *Platero y yo*, 8 Beispiele; JOSÉ ORTEGA Y GASSET, *La rebelión de las masas*, 4 Beispiele.

<sup>2</sup> Hier eine andere Auffassung: «En poussant plus avant dans cette voie, on s'apercevra peut-être que la méthode qui consiste à confronter un texte original avec sa traduction en une langue étrangère quelconque n'est pas la plus sûre pour établir les caractères respectifs des idiomes considérés (on devra plutôt recourir à des enquêtes préalables, analogues à celle que M<sup>me</sup> Müller nous donne pour le français, qui rendront possibles une comparaison dégagée de tout caractère subjectif ou fortuit) ...» ANDRÉ LABHARDT bei der Besprechung von MARIE-LOUISE MÜLLER-HAUSER, *La mise en relief d'une idée en français moderne*, in: *VRom.* 9 (1946/47), p. 236.

und so geraten wir schnell in ein Für und Wider zwischen mehreren Möglichkeiten, die eine Sprache uns bietet. Diese Möglichkeiten unterscheiden sich voneinander oft nur in kaum wägbaren und noch weniger begründbaren Werten und sind manchmal nur ein sprachliches Überangebot» (p. 8).

Mit diesem Satz hat der Verfasser die Möglichkeit einer wirklichen, ins einzelne gehenden Übersetzungskritik vom Tisch gewischt. Denn gerade unter den vielen von ihm ausgewählten Übersetzungsbeispielen gibt es noch und noch Übersetzungen, die man durchaus mit anderen Möglichkeiten abwägend und begründend verbessern und vor allem in vielen Fällen richtigstellen müßte<sup>3</sup>.

Gemäß den im Vorwort angestellten Überlegungen sieht Mario Wandruszka seine Aufgabe nicht so sehr in der sachlichen Beurteilung von Ausdrucksmöglichkeiten in den verschiedenen Sprachen, sondern er begibt sich auf ein sprachphilosophisches Gebiet, fragt nach der Bedeutung der «Verschiedenheit der Formen und Strukturen in den dreitausend Sprachen der Menschheit, ganz zu schweigen von den ungezählten, zahllosen Mundarten» (p. 9), fragt nach der «Verbindung von Sprache und Welt, Sprache und Geist, Sprache und Sprachvolk, Sprache und Sprachgesellschaft» (p. 10), aber alle diese Fragen bleiben letztlich unbeantwortet, sie bleiben in der Luft hängen und werden buchstäblich dem Zufall überlassen. Zwar billigt der Verfasser einigen unterschiedlichen Ausdrucksmöglichkeiten in unseren Sprachen eine gewisse «geistige Notwendigkeit» zu, aber der bestimmende Faktor zu seiner Beurteilung der sprachlichen Verschiedenheiten ist der «geschichtliche Zufall». Keiner von diesen beiden Grundaspekten wird je in diesem Buch durch eine klare Formulierung definiert. Sie werden aber bei jeder sich bietenden Gelegenheit, wie wir im Folgenden sehen werden, zur Erhärtung der These von der unmotivierten Launenhaftigkeit der Sprachen wiederholt.

#### *Die Durchführung*

Ich beschränke mich hier auf die Besprechung von elf dem Sprachvergleich zugrundegelegten grammatikalischen Gesichtspunkten<sup>4</sup> und füge einige Gedanken zum Sachregister an. Den Abschluß der Rezension bilden allgemeine Bemerkungen und eine Zusammenfassung.

*Laut und Sinn.* – Hier wird festgestellt, daß in einigen Sprachen lautlich motivierte Wörter oft in anderen Sprachen nicht ebenfalls durch lautlich motivierte Wörter wiedergegeben werden können. Die Beispiele scheinen das zu beweisen, so z. B. (p. 21):

- fr. *Victorine prend son magot, ses cliques, ses claques, et hop! dans le train de Lannion!*  
 dt. *Victorine nimmt ihr Geld, ihre Siebensachen, und hopp! in den Zug nach Lannion.*  
 engl. *all her bags and baggages*  
 it. *i suoi cenci*  
 sp. *sus bártulos*  
 port. *a sua trouxa*

Die Auswertung der vielen Beispiele dieses Kapitels nimmt der Autor etwa so vor: «Die meisten unserer Wörter sind phonetisch nicht motiviert, sondern arbiträr. Das erkennen wir am deutlichsten, wenn wir mehrere Sprachen miteinander vergleichen: Die Lautgestaltung unserer meisten Wörter ist, von ihrer Bedeutung her gesehen, Zufall» (p. 26). «Der kritische

<sup>3</sup> Der Verfasser versucht diesen Mangel wettzumachen, indem er sagt, daß es ihm «vor allem um Formen und Strukturen geht», und indem er selbst auf die «unerschöpfliche Fülle» der von ihm gebotenen Zeugnissen hinweist (p. 7).

<sup>4</sup> Es sind die Kapitel 1–7, 9, 14–15, 20 (p. 12–110, 129–141, 205–233, 312–332).

Vergleich mehrerer Sprachen zeigt uns aber noch viel mehr. Er läßt uns erkennen, daß auch in den unterschiedlichen lexikalischen und grammatischen Strukturen geschichtlicher Zufall ist» (*loc. cit.*).

Der kritische Vergleich der verschiedenen Sprachen wird aber doch erst dann vollzogen, wenn auch die dargebotenen Übersetzungen nicht einfach hingenommen, sondern selbst kritisch untersucht werden. Für den oben angeführten Übersetzungsvergleich ergäbe sich dann zum Beispiel für die spanische Übersetzung eine lautlich entsprechende Möglichkeit, die französische Onomatopöie *ses cliques, ses claques* mit *cachivaches* wiederzugeben.

Daß die meisten Wörter nicht phonetisch motiviert, sondern, jedenfalls ihrem heutigen Aussehen nach, arbiträr sind, kann man gelten lassen. Daß im Vergleich einzelner Wörter aus verschiedenen Sprachen bezüglich ihrer Lautung Zufälligkeiten deutlich werden, liegt auf der Hand. Aber es gehört doch unbedingt zu den Aufgaben des Übersetzers, Lautmale-reien, wenn immer möglich, nachzubilden und dem Klang des Originals nicht nur im einzelnen Wort, sondern auch in größeren Zusammenhängen durch Vokalfärbung, Alliteration und dergleichen nahezukommen. Von solchen Bemühungen hängt es oft ab, ob der Übersetzer eines literarischen Textes die Stilhöhe seiner Vorlage erreicht oder ob er lediglich eine annähernde Inhaltsangabe herstellt.

Bei Wandruszka werden kritische Überlegungen dieser Art in den Hintergrund geschoben. Er redet dann von «spielerischen Zufälligkeiten», von «semantischer Disponibilität» (*passim*), aber er unternimmt nie den Versuch, eine Lösung zur Rettung eines bewußt oder unbewußt angewandten stilistischen Mittels vorzuschlagen. Mit dem Zufall als einzigem Kriterium für verschiedenartige Übersetzungen geht er jedem konkreten Problem aus dem Wege.

*Der Wortschatz.* – Das Deutsche besitzt dem Anschein nach ein lexikalisches Überangebot, wenn es für den Nachtmisch sowohl *Früchte* als auch *Obst* sagen kann. Es handelt sich aber nur von der Etymologie her um ein Überangebot, während semantisch zwar mit Hilfe des gleichen Etymons aber durch grammatikalisch verschiedenes Instrumentarium etwa im Spanischen der gleiche Bedeutungsunterschied erreicht wird. Es besteht in beiden Sprachen ein Bedürfnis, eine geistige Notwendigkeit, zwischen Oberbegriff und Unterbegriff zu differenzieren. Das Deutsche hat nicht die Möglichkeit des Spanischen, den lateinischen Neutrum-Oberbegriff *FRUCTA* > *fruta* statt *frutos* < *FRUCTUS* zu übernehmen. Es handelt sich also nicht um einen lexikalischen Mangel im Spanischen, sondern vielmehr um einen morphologischen Vorteil des Lateinischen, der sich in den südromanischen Sprachen niederschlägt, während das Deutsche einen allgemeineren Oberbegriff ahd. *ob-az* 'Zuspeise' > *Obst* heranziehen muß.

Eine geistige Notwendigkeit hat also hier in beiden Fällen der Findung des Oberbegriffs Pate gestanden.

In der Anlage ist dieser Gedankengang bei Wandruszka wohl vorhanden (p. 28–30), aber zur Erhärtung seiner These vom geschichtlichen Zufall ist er nicht geeignet, vielmehr zum Beweis des Gegenteils. Zufall mag sein, daß das Deutsche den Oberbegriff aus dem gleichen Wortstamm wie *Frucht* nicht bilden kann, das Lateinische aber diese Möglichkeit besitzt. Was bedeutet dieser Zufall aber gegen die Notwendigkeit, die in beiden Sprachen zu der Unterscheidung von Oberbegriff und Unterbegriff geführt hat? Entscheidend ist doch, daß sowohl im Deutschen *Früchte* neben *Obst*, als auch im Spanischen *frutos* neben *fruta*, im Englischen *fruits* neben *fruit* stehen können und daß sich diese Bedeutungsunterschiede durchaus entsprechen. Diese Entsprechungen suchen wir doch, wenn wir Sprachen miteinander vergleichen; die Entsprechungen und die Mittel, welche die verschiedenen Sprachen benutzen, um zu diesen Entsprechungen zu gelangen.

Aus dem unbestrittenen Wortschatzreichtum des Deutschen haben sich zwei Verbalsubstantive für fließendes Wasser ergeben: *Fluß* und *Strom* (p. 36s.). Beide Wörter haben lange als gleichwertige Synonyme nebeneinander gelebt, bis im 19. Jh. aus dem Bedürfnis (einer geistigen Notwendigkeit) heraus, das feierlich dahinfließende Gewässer vom landläufigen Fluß abzuheben, das lexikalische Überangebot ausgenutzt wurde, so daß sich nunmehr *Fluß* und *Strom* auch semantisch unterscheiden. Andere Sprachen besitzen dieses Überangebot nicht, haben aber durchaus das gleiche Bedürfnis, eine Differenzierung auszudrücken. Sie tun das auch, nur mit anderen, ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln. Im Englischen heißt dann die Entsprechung zu *Strom* *the mighty river* oder *the great river*, denn *stream* ist schon mit der Bedeutung von 'Bach' besetzt. Das Spanische wertet den Fluß mit einem entsprechenden Adjektiv auf: *el caudaloso río*. *Caudaloso* findet umgekehrt im Deutschen keine genaue Entsprechung und muß mit einer Zusammensetzung wie *wasserreich* annähernd wiedergegeben werden. Ein in diesem Sinne 'wasserreicher Fluß' wäre in der nächsten Entsprechung mit dem Spanischen ein *Strom*.

Das «Mehr» oder «Weniger» des rein lexikalisch Verfügbaren in einer Sprache muß durch Kompensation bei der Übersetzung in die Zielsprache ausgeglichen werden. Das wäre ein Ergebnis im Sinne des Programms, das im Titel und im Vorwort dieses Buches angedeutet wird. Mit der Feststellung des Vorhandenseins von Über- und Unterangeboten ist noch niemandem geholfen, denn das ist ja erst die Aufweisung eines der Probleme, die sich dem Übersetzer stellen, nicht dessen Lösung.

*Meer* und *See* haben ursprünglich beide die Grundbedeutung von 'stehendes Gewässer'. Das Bedürfnis zur Unterscheidung vom *Meer* als solchem und dem Binnensee, eine geistige Notwendigkeit also, hat sich zu den Gegensatzpaaren *die See* ≠ *der See* und *das Meer* ≠ *der See* entwickelt.

Die Auseinandersetzung mit der Verteilung von *Meer* und *See* in der Bedeutung von 'das Meer' als stilistische oder geographische Nuance im Deutschen spielt im Sprachvergleich dort eine Rolle, wo es darum geht, *die See* als vertraute Vokabel des Mannes von der Waterkant hervorzuheben. Wandruszka meint nun, diese geographisch-stilistische Unterscheidung stelle sich in anderen Sprachen nicht ein, und konstatiert darum auch anhand eines Übersetzungsbeispiels aus Thomas Manns *Buddenbrooks*, wo es in der direkten Rede *die See* und im erzählenden Text *das Meer* heißt: «Den Übersetzern steht auch hier beide Male nur das gleiche Wort zur Verfügung, engl. *the sea*, fr. *la mer*, it. *il mare*, sp. *el mar*, port. *o mar*» (p. 38).

Ist es nun ein Versehen, oder paßte es Wandruszka in diesem Zusammenhang nicht in sein Konzept, daß das Spanische eine durchaus vergleichbare Stufung für die Vertrautheit mit dem Meer besitzt, wie sie im Deutschen zwischen *das Meer* und *die See* besteht? Diese Differenzierung wird nun aber erst im Kapitel 12 über *das natürliche und das grammatische Geschlecht* erwähnt: «im Spanischen heißt es *el mar*, aber in der Sprache der Küstenbewohner, der Seefahrt, hat sich, vor allem in bestimmten Ausdrücken, auch *la mar* erhalten (eine Verteilung, die ein wenig an die deutsche Verteilung von *das Meer* und *die See* erinnert)» (p. 183)<sup>5</sup>.

Dessen ungeachtet also fragt Wandruszka: «bedeutet dieser geographische und historisch

<sup>5</sup> Zur Verwendung von *la mar* als Ausdruck für eine große Menge oder als adverbelle Form im Sinne von 'sehr', 'äußerst' in der spanischen Umgangssprache cf. OLAF DEUTSCHMANN, *Meer als Ausdruck für die Begriffe 'viel' und 'sehr' im Romanischen*, in: *Der Vergleich, Festgabe für Hellmuth Petriconi*, Hamburg 1955, p. 207–212; WERNER BEINHAEUER, *El español coloquial*, Madrid <sup>2</sup>1968, p. 203.

bedingte lexikalische Reichtum der deutschen Sprache, daß die Deutschen ein differenzierteres Verhältnis zu den Dingen des Meeres haben als andere Völker, die sich mit einem einzigen Namen begnügen? Wie weit sind die besonderen Formen und Strukturen einer Sprache Zeugnis eines besonderen Weltbildes? Wie weit sind sie, vom Ergebnis her gesehen, Zufall?» (p. 39).

Ich glaube, daß sich gerade durch den (hier vermiedenen) Vergleich mit dem Spanischen sagen läßt, daß der Küstenbewohner und der Seefahrer mit den Feminina *die See* und *la mar* ein besonderes Verhältnis gegenüber den neutraleren *das Meer* und *el mar* zum Ausdruck bringt. Es handelt sich also nicht um «die Deutschen» und auch nicht um «die Spanier», sondern um Menschen, die sich in ihrer besonderen Situation die Sprache ihren Bedürfnissen anpassen. Es ist vielleicht Zufall, daß diese Differenzierung in anderen Sprachen nicht stattgefunden hat, wobei zu sagen ist, daß unter den gleichen Umständen auch im Englischen *the sea* durchaus als Femininum empfunden wird (z. B. *The sea and her dangers*)<sup>6</sup>.

*Polysemie.* – Dieses Kapitel gehört ebenfalls zum Themenkreis des Wortschatzes. Hier geht es wieder um ein lexikalisches «Mehr» oder «Weniger» in den zum Vergleich herangezogenen Sprachen. Wandruszka formuliert so: «Der kritische Vergleich mehrerer Sprachen zeigt, mit welcher spielerischer Beiläufigkeit in der einen Sprache einem Wort verschiedene Bedeutungen gegeben werden, die in einer anderen Sprache verschiedenen Wörtern anvertraut sind» (p. 54).

Aus dem reichen Beispielangebot hier ein paar Proben: für fr. *l'homme* unterscheidet das Deutsche *der Mensch* und *der Mann*; für it. *il tempo* kann im Deutschen *die Zeit* und *das Wetter* stehen usw. Auch im Deutschen finden wir solche Polysemien wie «*die Pfeife* zum Pfeifen und *die Pfeife* zum Rauchen» (p. 41).

Die treffende Schlußfolgerung des Verfassers aus dieser Erscheinung besagt, daß das Wort der jeweilige Träger des Gedankens sei und nicht der Gedanke selbst (p. 54). Wieder eine Feststellung, die doch erst noch ausgewertet werden müßte: Aus der Situation des Zusammenhanges, aus der Vertrautheit mit dem Wortgebrauch der Sprache heraus müssen wir nun jeweils erkennen, welcher Gedanke durch das mehrdeutige Wort ausgedrückt wird. Das führt uns von diesen vordergründigen Polysemien zu den weit komplizierteren Verwendungen in der Umgangssprache und im Jargon, wo sich dann für den Übersetzer die eigentlichen Probleme ergeben. Dieses Gebiet bleibt jedoch leider unberührt.

Wie aber schon bei harmloseren Polysemien ein Übersetzer unsicher werden kann, zeigt folgendes Beispiel, das kommentarlos hingegenommen wird (p. 53):

sp. *el pueblo en fiesta ... el lejano vocerío del pueblo*  
 dt. *das feiernde Dorf ... das ferne Geschrei des Volkes*  
 engl. *the town in fiesta ... the distant clamour of the town*  
 fr. *le village en fête ... le brouhaha lointain du village*  
 it. *il paese in festa ... il lontano schiamazzo del paese*  
 port. *a aldeia en festa ... a vozeria longínqua da aldeia*

Nur die deutsche Übersetzerin von *Platero y yo* von Juan Ramón Jiménez hat sich durch die Polysemie von *el pueblo* dazu verführen lassen, beide Bedeutungsmöglichkeiten anzuwenden. Diese vermeintliche Genauigkeit gibt aber nicht unbedingt wieder, was da im Spanischen steht.

<sup>6</sup> Zu *el mar* und *la mar* cf. S. FERNÁNDEZ RAMÍREZ, *Gramática española*, Madrid 1951, vol. 1, p. 159s. (§ 90). – Im Portugiesischen ist *o mar* durchwegs maskulin. Eine alte feminine Form hat sich allerdings bei den Zusammensetzungen *preamar* und *baixamar* erhalten, cf. *DCELC*, s. *mar*.

*Das Adjektiv.* – Dies ist nicht, wie man vielleicht meinen könnte, ein Kapitel über die verschiedenen Arten der Adjektive, über ihre Stellung im Satzgefüge oder über die Formen ihrer Steigerung. Es ist lediglich eine Fortsetzung des Kapitels über die Polysemie, diesmal nicht unter Berücksichtigung der Substantive, sondern eben der Adjektive. Später stellen wir dann fest, daß auch dem Verbum ein Kapitel unter diesem doch zum Wortschatz gehörigen Gesichtspunkt gewidmet ist (p. 312ss.).

*Zahlen und Größen.* – Einer der Gedankengänge, die Wandruszka durch sein Buch hindurch verfolgt, kommt in diesem Kapitel noch einmal klar zum Ausdruck und wird am Beispiel des französischen Zählsystems ausgezeichnet illustriert. Er zeigt auf, daß man nicht von den Ausdrucksmitteln einer Sprache auf den Charakter einer Sprachgemeinschaft schließen darf: «... ob ich *quatre-vingt-dix-huit* sage oder *achtundneunzig* oder *ninety-eight*, gemeint ist jedesmal  $4 \times 20 + 18 = 98$ . Daher kann der Franzose sagen: *vier ... zwanzig ... zehn ... acht* und gleichzeitig die Ziffer 98 niederschreiben, 98 denken und mit 98 rechnen. Die Sprache ist das Werkzeug des Denkens, sie ist nicht selbst Denken» (p. 73).

Würden sich die Engländer dieses französischen Vigesimalystems bedienen, so wäre das wieder ein willkommener Anlaß dafür, den «unlogischen insularen Traditionalismus» unter Beweis zu stellen. In den Zahlwörtern seien aber die Engländer viel «cartesischer» als die Franzosen, meint Wandruszka<sup>7</sup> und fährt fort: «Und um die Ironie des sprachgeschichtlichen Zufalls vollzumachen: die französischsprechenden Teile der Schweiz und Belgiens kennen die konsequenten Formen *septante* und *nonante*, und sogar *octante* und *huitante* – in Frankreich selbst lächelt man über diese Provinzialismen» (*loc. cit.*).

Im weiteren Verlauf dieses Kapitels werden Dualformen, Ordinalzahlen und die Steigerung des Adjektivs (s. oben § 3.4) behandelt. Dazu findet der Autor «spielerisch» einen Übergang vom *ersten* (einer Ordinalzahl) zum *letzten* (einem Superlativ). Es steht ja jedem frei, unter welchen Gesichtspunkten er welche Erscheinungen betrachten will. Man ist vielleicht altmodisch, wenn man die Steigerung des Adjektivs unter dem Kapitel «Das Adjektiv» erwartet. Sollte sich aber einmal jemand in diesem Buche über die Steigerung des Adjektivs in den sechs miteinander verglichenen Sprachen unterrichten wollen, so wird ihm weder die Kapitelüberschrift «Das Adjektiv» noch das «Sachregister» weiterhelfen, wo weder von *Steigerung* noch von *Komparativ* noch von *Superlativ* die Rede ist. Die Stellung des Adjektivs wird übrigens im 11. Kapitel «Die Integration des Adjektivs» behandelt.

*Quantifizierend-qualifizierende Suffixe.* – Dem «spielerischen Reichtum», der «polysemischen Disponibilität» bei der Verwendung von vergrößernden, verkleinernden und wertenden Suffixen im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen hält Wandruszka die bescheideneren französischen, englischen und deutschen Möglichkeiten auf diesem Gebiet entgegen. Dieses Überangebot in den südromanischen Sprachen kann wirklich den deutschen Übersetzer in Verlegenheit bringen, zumal da die Bedeutungsnuancen noch vielschichtiger sind, als sie der Verfasser mit seinem ohnehin schon reichen Beispielsmaterial dargelegt hat. Hier noch eine Probe aus *Platero y yo* (p. 90):

<sup>7</sup> Es scheint WANDRUSZKA allerdings entgangen zu sein, daß die «cartesischen» Engländer auch ein Vigesimalssystem besitzen, mit dem sie z.B. 70 Jahre durch *three score and ten* ausdrücken. – Über das polygenetische Auftreten des Vigesimalsystems cf. GERMÁN COLÓN, *Zum Zwanzigersystem der Zahlwörter*, in: *Verba und Vocabula*, Ernst Gamillscheg zum 80. Geburtstag, München 1968, p. 127–133, und die darin enthaltenen Literaturhinweise.

- sp. *Lo llamaba con todas las variaciones mimosas de su nombre : «¡ Platero! ¡ Platerón! ¡ Platerillo! ¡ Platerete! ¡ Platerucho!*  
 dt. *Sie rief ihn in allen schmeichlerischen Abwandlungen seines Namens : «Platero, Platerolein, Platerochen!»*  
 engl. (die englische Übersetzung behält die spanischen Ausdrücke)  
 fr. *Platero! Mon gros Platero! Mon petit Platero! Mon tout petit Platero! Mon tout petit, petit Platero!*  
 it. *Platero! Platerone! Platerino! Plateretto! Plateruccio!*  
 port. *Platero! Platerão! Platerito! Platerete!*

Ein kritischer Übersetzungsvergleich müßte doch hier hervorheben, daß die deutsche Übersetzung mit den beiden einzigen Diminutivsuffixen dem Original am allerwenigsten gerecht wird. Mit der Beibehaltung der spanischen Wörter macht sich die englische Übersetzung die Gelegenheit zunutze, etwas von dem spanischen Ausdrucksreichtum sichtbar werden zu lassen, und die französische Übertragung ist mit der adjektivischen Kompensation der Diminutive durchaus gelungen.

Auch dieses Kapitel endet wiederum mit einer Feststellung über die Fragwürdigkeit von nationalpsychologischen, kulturpsychologischen, sozialpsychologischen oder individualpsychologischen Deutungen sprachlicher Formen und Strukturen.

*Schlüsselwörter.* – Noch ein Kapitel zum Wortschatz. Nicht nur an dieser Stelle fragt man sich nach dem System, nach welchem die Kapitelfolge angeordnet ist.

Unter Schlüsselwörter zählt Wandruszka solche wie die deutschen *Erlebnis*, *Stimmung*, *Gemüt*, *Gemütlichkeit* oder *Tüchtigkeit*, welche sich nur schwer in andere Sprachen übersetzen lassen.

Nun, solchen Wörtern begegnet man in allen Sprachen auf Schritt und Tritt, und je ernster man die Aufgabe des Übersetzens nimmt, desto häufiger kommen sie einem vor und desto deutlicher wird man erkennen, wie selten sich eine vollkommene Deckungsgleichheit zweier Wörter aus zwei verschiedenen Sprachen einstellt. Die Aufgabe des Übersetzens besteht also darin, die größtmögliche Deckungsgleichheit zu erreichen. Wie nun diese Bemühungen im einzelnen mehr oder weniger gelingen, welche Wege beschritten werden, das zu beobachten wäre die Aufgabe des kritischen Übersetzungsvergleichs in einer wirklichen Auseinandersetzung mit dem Problem. So eine Auseinandersetzung bekommen wir in einer Fußnote vorgestellt, in der sich Ortega y Gasset um eine spanische Übersetzung von *Erlebnis* bemüht und das Wort *vivencia* neu prägt (p. 100 N).

Stattdessen werden uns diese «Schlüsselwörter» lediglich im Deutschen charakterisiert, die Übersetzungen, die wieder in vielen interessanten Beispielen dargeboten werden, bleiben auch hier ohne kritische Prüfung.

Am Ende stoßen wir von neuem auf die inzwischen stereotype Frage, ob sich aus der Existenz dieser deutschen «Schlüsselwörter» Schlüsse auf das deutsche Weltbild ziehen lassen dürften.

*Wortgruppen und Wortzusammensetzungen.* – Hier wird die für das Deutsche so charakteristische Wortzusammensetzung behandelt. Sie erscheint auf 13 Seiten (129–141) in allen ihren vielseitigen Varianten von der *Mondscheinsonate* bis zum *Hausputzbackwaschundbügelsonnabend* (Grass, *Blechtrommel*). Mit Recht weist Wandruszka darauf hin, daß diesen teils gelungenen Verdichtungen teils zungenbrecherischen Wortungetümen in den romanischen Sprachen meist nur die umständlichen *de-de*-Treppen entsprechen. Viele Übersetzungs-

beispiele legen diesen Tatbestand dar. Da steht z. B. der *Tür zum Schlafzimmer ihrer Eltern* it. *la porta della stanza da letto dei suoi genitori* gegenüber. Bei dieser Gelegenheit sollte unbedingt darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Wortzusammensetzung im Deutschen nicht nur «eines der wirksamsten Mittel zur Straffung und Verdichtung des sprachlichen Ausdrucks» und «eine unerschöpfliche Möglichkeit der dichterischen Sprache» ist, sondern daß sie auch dem Übersetzer ein nützliches Werkzeug liefert, um eben jene leidigen *de-de-Treppen* in den romanischen Sprachen zu vermeiden und sie durch Wendungen zu ersetzen, wie sie dem deutschen Sprachcharakter entsprechen. Leider gibt der Verfasser fast ausschließlich deutsche und englische Beispiele aus den Originaltexten. Wie wenig von der Möglichkeit der Wortzusammensetzung bei den Übersetzungen ins Deutsche Gebrauch gemacht wird, das möchte ich hier mit zwei Beispielen aus der deutschen Übersetzung von Miguel Ángel Asturias' Roman *El Señor Presidente*<sup>8</sup> belegen: Die Übersetzerin gibt *Los pasos de los oficiales del Estado Mayor* (p. 534) mit *Die Schritte der Offiziere des Generalstabs*<sup>9</sup> wieder. Viel weniger schwerfällig und konzentrierter könnte man doch sagen *Die Schritte der Generalstabsoffiziere*. Der Vorteil der deutschen Wortzusammensetzung wird auch bei der Wiedergabe des unmittelbar anschließenden Satzes deutlich: *Los movimientos de un soldado que limpiaba los vidrios de una ventana*; dafür steht in der deutschen Übersetzung: *Die Bewegungen eines Soldaten, der die Scheiben eines Fensters reinigte*. Knapper und idiomatischer müßte man hier übersetzen: *Die Bewegungen eines Soldaten, der Fensterscheiben putzte* oder noch einfacher: *beim Fensterputzen*.

Ich habe diese beiden Beispiele aus meinen eigenen Beobachtungen vor allem darum hier beigelegt, weil ich zeigen wollte, daß es sich bei kritischen Überlegungen zu vorliegenden Übersetzungen nicht um «kaum wägbare und noch weniger begründbare» Wertungen handelt, sondern daß es nun einmal bessere und schlechtere Übersetzungen gibt, und daß die Qualität der Übersetzungen vom Grade der Vertrautheit mit den sprachlichen Mitteln der Zielsprache abhängt. Um die Qualität der als Grundlage für seinen kritischen Übersetzungsvergleich herangezogenen Beispiele hat sich Wandruszka nicht gekümmert. Im Gegenteil: Schlechte Übersetzungen müssen immer wieder dazu herhalten, um die Thesen des Autors zu untermauern.

*Artikel und Pronomen – Der unbestimmte Artikel, der Teilungsartikel.* – In dem Kapitel «Artikel und Pronomen» zeigt der Verfasser auf acht Seiten (p. 210–218) und mit über 40 Beispielen, wie das Englische im Gegensatz zu den anderen Sprachen am stärksten auf das Possessivpronomen festgelegt ist. Während der Franzose sagt: *Il s'est gratté la tête*, der Deutsche: *Er kratzte sich den Kopf*, der Spanier: *Se rascó la cabeza*, der Italiener: *Si è grattato la testa* und der Portugiese: *Coçou a cabeça*, macht der Engländer daraus: *He scratched his head*. Hier also eine Besonderheit des Englischen. – Im folgenden Kapitel über den unbestimmten Artikel wird die Vorliebe des Französischen für den Teilungsartikel *de* hervorgehoben, eine Vorliebe, die es zuweilen mit dem Italienischen teilt. Hierzu zwei Beispiele (p. 226):

fr. *On le voyait souvent avec de jolies femmes*  
 dt. *Man sah ihn häufig in der Gesellschaft schöner Frauen*  
 engl. *in the company of pretty women*

<sup>8</sup> MIGUEL ÁNGEL ASTURIAS, *El señor Presidente*, in: *Obras Escogidas I*, Madrid (Aguilar) 1964.

<sup>9</sup> Übersetzung: *Der Herr Präsident*, übersetzt von J. BACHMANN, Genf und Frankfurt (Kossodo) 1957, p. 379–380.

it. *con belle donne*  
 sp. *con lindas mujeres*  
 port. *em companhia de mulheres bonitas*

und

fr. *Tu as de beaux yeux*  
 dt. *Du hast schöne Augen*  
 engl. *You have pretty eyes*  
 it. *Hai dei begli occhi*  
 sp. *Tienes unos ojos muy hermosos*  
 port. *Tens uns olhos bonitos*

Es liegt also ein besonderes Merkmal des Französischen vor.

Ich glaube, diese beiden Kapitel machen den Vorteil deutlich, der darin bestehen würde, jeweils eine Sprache mit ihren Eigenheiten als Grundlage für den mehrsprachigen Übersetzungsvergleich zu benutzen. Diese Methode würde dann dem Leser dazu verhelfen, klar zu erkennen, wie sich eine bestimmte Sprache gegenüber einer anderen oder gegenüber den fünf anderen verhält. Wenn aber Wandruszka alle sechs Sprachen miteinander und durcheinander unter bestimmten grammatikalischen Gesichtspunkten berücksichtigt, entsteht eine nur mühsam auszuwertende Ansammlung von Einzelbeobachtungen ohne systematische Ordnung. Auf diese Weise gehen die wesentlichen Eigenschaften jeder einzelnen Sprache in der allgemeinen Betrachtung unter, statt daß sie klar hervorgehoben werden. Hierin liegt einer der Hauptmängel des vorliegenden Buches. Eine Einteilung des Stoffes nach Untertiteln, die sich jeweils auf die im besonderen Falle zu untersuchende Sprache beziehen, würde die Benutzung des Werkes wesentlich erleichtern.

*Das Verbum: Polymorphie und Polysemie.* – Als fruchtbar erweist sich zuweilen die Gegenüberstellung der «germanischen Sprachen» Deutsch und Englisch auf der einen Seite und der romanischen Sprachen auf der anderen. Im Kapitel «Das Verbum: Polymorphie und Polysemie» werden u.a. die Positionsverben untersucht. Wenn es im Englischen und im Deutschen *to stand, to sit, to lie* oder *stehen, sitzen, liegen* heißt, umschreibt z. B. das Spanische: *estar parado, estar sentado, estar echado*. Während also das Englische und das Deutsche konkrete Positionsverben besitzen, müssen sich die romanischen Sprachen mit Ausdrücken aus *STARE* + Partizip behelfen, um die Befindlichkeit ausdrücken zu können<sup>10</sup>.

Das Englische läßt sich jedoch durchaus nicht immer auf die Seite der germanischen Sprachen festlegen<sup>11</sup>, so daß auch diese Methode der Gegenüberstellung in vielen Fällen ergebnislos bleibt.

*Das Sachregister.* – Mario Wandruszka setzt sich, zumindest in seinem Sachregister, über jegliche Terminologie hinweg, die dazu dienen könnte, daß man sich in diesem Buch nach den bekannten grammatikalischen Gesichtspunkten orientieren kann<sup>12</sup>. Stattdessen treten

<sup>10</sup> Cf. hierzu auch das Kapitel *Verbalkomposition: Explikation und Implikation* (p. 458–482) und ALFRED MALBLANC, *Pour une stylistique comparée du français et de l'allemand*, Paris 1944, p. 22ss., und detaillierter *Stylistique comparée du français et de l'allemand*, Paris 1968, p. 70ss. (§ 41).

<sup>11</sup> Auch die romanischen Sprachen gehen nicht immer einheitlich miteinander. So sagt z. B. das Katalanische für 'sitzen' *seure*.

<sup>12</sup> Die Überschriften, die sich an eine entsprechende Terminologie halten, reichen bei weitem nicht aus.

uns in diesem «Sachregister» eine Reihe von unpräzisen und dehnbaren Begriffen entgegen wie Asystematik, Disponibilität, heterogene Faktoren, Programm, Redundanz mit 12 Stellenangaben und Überangebot mit weiteren 18 Stellenangaben. Diese Begriffe werden einem zwar im Verlaufe der Lektüre des Buches vertraut, versagen aber demjenigen, der wissenschaftliche Information sucht, jeglichen Dienst. Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß auch solche Begriffe in ein Sachregister aufgenommen werden, aber dann doch gleichzeitig mit einem für den Philologen verständlichen Vokabular.

Zur praktischen Benutzung des Werkes wäre es auch zu begrüßen gewesen, wenn neben dem Sachregister wenigstens für das Deutsche ein Wort-Index beigelegt worden wäre. Mit diesem Hilfsmittel könnte man zumindest vom Deutschen her einzelne Wörter, die in verschiedenen Kapiteln unter verschiedenen Gesichtspunkten behandelt werden, entsprechend nachschlagen. So werden z. B. Modalverben wie *können*, *dürfen*, *sollen*, *müssen* sowohl unter dem Kapitel «Modi, Modalverben, Modaladverbien» betrachtet (p. 412ss.) als auch unter dem Kapitel «Das Reflexivpronomen» (p. 452s.). Im Sachregister ist, wie zu erwarten, kein Stichwort *Modalverben* zu finden.

#### *Allgemeine Bemerkungen*

Die Übersetzungsbeispiele werden oft allzu willkürlich aus dem Zusammenhang herausgerissen. Das ist vor allem dann zur Beurteilung des Sachverhalts nachteilig, wenn es sich um syntaktische Fragen handelt. Werden z. B. die beiden Sätze sp. *Prisa no tengo* und *No tengo prisa* zur Verdeutlichung der «stilistischen Disponibilität der Inversion» (p. 507) herangezogen, kann der Leser nicht erraten, welche Funktion die Vorausnahme des Objekts im ersten Beispiel innehat. Handelt es sich um die Wiederaufnahme des Wortes *prisa* aus einem vorausgegangenen Satz oder um eine Einschränkung, die mit einem *pero* fortfahren würde (Eilig habe ich es zwar nicht, aber ich möchte auch nicht bis morgen warten) oder einfach um eine Aussage, bei der durch die Inversion das Wort *prisa* stärker hervorgehoben werden soll? Letzteres ist übrigens, wie sich herausstellte, der Fall. Die Stelle lautet im Zusammenhang:

- Puedes esperar a que diga misa ?
- Sí, señor. Prisa no tengo<sup>13</sup>.

Obwohl Wandruszka eine Fülle von interessanten Problemen berührt, wird kaum je die Grenze des allgemein Bekannten überschritten, und ein Ergebnis, zu dem diese Beobachtungen endlich führen sollten, ist auch nicht greifbar.

Die Kompliziertheit der grammatikalischen Systeme, die sich in den verglichenen sechs Sprachen gegenüberstehen, das Fehlen ihrer deckungsgleichen Entsprechungen und die dadurch auftretenden Schwierigkeiten werden vereinfacht durch Schlagwörter wie «asystematische Disponibilität» oder «transformationelle Äquivalenz».

Im allgemeinen bleiben die vergleichenden Sprachbetrachtungen bei einer Feststellung stehen wie der, daß einem Überangebot in der einen Sprache ein Unterangebot in einer anderen gegenübersteht, daß verschiedene Sprachen sich verschiedener Instrumente bedienen, um gleiches auszudrücken, daß sogar in einer und derselben Sprache das gleiche Instrument verwendet werden kann, um Verschiedenes auszudrücken. Diese Feststellungen werden an Beispielen illustriert aber nicht ausgewertet. Sprachwissenschaftliche Probleme werden hier und da gestreift, deren Ergebnisse jedoch meist dem allgegenwärtigen Zufall zugeschrieben.

<sup>13</sup> CAMILO JOSÉ CELA, *La familia de Pascual Duarte*, Barcelona (Destino) 1965, p. 78.

Auch im Schlußwort weist der Verfasser auf die Ungereimtheiten und Unzulänglichkeiten unserer Sprachen als deren bezeichnendste Eigenschaft hin: «Es sind höchst zufällig, höchst launenhaft, höchst unbekümmert asystematische Systeme. Nichts an ihnen ist perfekt. Bewundernswert ist nicht ihre systematische Konsequenz, sondern ihre asystematische Disponibilität» (p. 528).

Zur Erhellung dieses Tatbestandes hätte es nicht dieses aufwendigen Übersetzungsvergleiches bedurft. Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, hätte auch die Beschäftigung mit einer einzigen Sprache führen können. Bezeichnenderweise wird auch im Schlußwort der Sprachvergleich gar nicht mehr erwähnt.

Es ist bedauerlich, daß so das reiche Material an fleißig gesammelten Übersetzungsbeispielen ungenutzt bleibt. Schließlich geht es ja nicht mehr um die Vergleichbarkeit der Sprachen, sondern um die Eigenheiten jeder einzelnen von ihnen. Um diese Eigenarten herauszustellen, wäre es, wie gesagt, weit fruchtbarer, wenn man eine Sprache als Grundlage für die Betrachtungen nähme und sie einer anderen oder mehreren anderen gegenüberstellte.

### *Zusammenfassung*

Zwei Grundgedanken laufen, zuweilen parallel, zuweilen sich überschneidend, durch die in diesem Buche angestellten Betrachtungen: Der erste ist die Gegenüberstellung von geistiger Notwendigkeit und geschichtlichem Zufall, die Frage also nach den Ursachen für die Verschiedenheit unserer Sprachen. Der zweite Grundgedanke ist die Frage, welcher Mittel sich eine Sprache zum Ausdruck eines Gedankens bedient und welche Mittel vergleichsweise anderen Sprachen dazu zur Verfügung stehen.

Bei der Behandlung der Frage nach den Ursachen für die Verschiedenheit der Sprachen stellt sich der Verfasser auf einen entgegengesetzten Standpunkt zur These Wilhelm von Humboldts in seinem Akademievortrag von 1820<sup>14</sup>, daß nämlich die Verschiedenheit der Sprachen eine Verschiedenheit der Weltansichten darstelle. Wandruszka hält dieser geistigen Notwendigkeit entgegen, Formen und Strukturen unserer Sprachen seien weitgehend «unmotiviert, arbiträr, akzidentell, durch heterogene Faktoren bestimmt» (p. 527).

Die Verfechtung dieses Gedankens wird nun verquickt mit der Frage nach den möglichen Ausdrucksmitteln für den gleichen Gedanken in verschiedenen Sprachen, also mit dem Problem des Übersetzens. Dies hätte den Verfasser aber dazu führen müssen, die imponierende Vielzahl der Zitate kritisch zu untersuchen und der Entscheidung nicht auszuweichen, welche Wahl aus dem Angebot der verfügbaren Möglichkeiten in den zum Vergleich herangezogenen Sprachen zutreffend, noch duldbar oder verfehlt ist.

Ob für die Form eines Ausdrucks in einer Sprache die andere Sprache eine deckungsgleiche Entsprechung entwickelt hat oder nicht, mag Zufall sein, Notwendigkeit oder auch nationalpsychologisch bedingt; der Übersetzer aber ist gehalten, die engste Entsprechung zu suchen und zu finden.

*Jan Weiz*

<sup>14</sup> *Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.*

GERTRUD SCHUMACHER DE PEÑA, *Lateinisch CAP(P)ULARE im Romanischen*, Bonn (Romanisches Seminar der Universität) 1967, 231 p. (*Romanistische Versuche und Vorarbeiten* 23).

Gertrud Schumacher de Peña geht in ihrer Bonner Dissertation von den etymologischen Vorschlägen aus, die Harri Meier *RJ* 11 (1960), 298–309 zu CAPULUM 'Lasso' gegeben hatte<sup>1</sup>.

Zunächst sei anerkannt, daß sich in dieser Dissertation eine Menge wertvoller Erklärungen und Ansätze finden, auf die kein etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen in Zukunft verzichten kann. Zudem gehören die in dieser Arbeit behandelten Wortfamilien (\*CRAPPA 'Traube, Haken'; \*EXCAPPARE; fr. *gerbe, javelle*; KRAPP-, KREPP-, KLAPP- 'Stein') zu den schwierigsten und auch umstrittensten der romanischen Wortforschung. Die Achillesferse der vorliegenden Arbeit hat die Verfasserin selbst gesehen, wenn sie in der Einleitung schreibt: «Einige der hier angesetzten lautlichen Entwicklungen gelten bislang als ungewöhnlich, da wir über die frühromanische Lautentwicklung noch nicht genug unterrichtet sind.» Ob freilich alle angenommenen Lautentwicklungen der unbekannteren frühromanischen Epoche zugeschrieben werden können, ist eher fraglich. Jede sich mit etymologischen Problemen beschäftigende Dissertation setzt sich sehr leicht einer Detailkritik aus. In dieser Arbeit kommen jedoch noch allgemeine Bedenken hinzu, welche die Methodik etymologischer Forschung betreffen. Bereits Hugo Schuchardt hat mit Recht semantische Postulate über sog. lautgesetzliche Erwägungen gestellt. Lautliche Erscheinungen sind aber nicht willkürlich und verlangen auch heute überzeugende Erklärungen. Werden Rückbildungen (fr. *échapper* < \*EXCAPPARE < \*EXCAPULARE, p. 110)<sup>2</sup>, Vokalentfaltungen (\**clappulu* > \**calappulu* p. 42 N 1), Konsonantennexusvereinfachungen (zentralit., tosk. *grappu/rappu*, p. 71), Metathesen (\**excappinare* > \**excampare*, p. 115), Präfixdeglutinationen (apr. *grepa* < Kompositum zu CAPULA, p. 99) und Nasalepenthese (\**kramp*/\**krapp-*, p. 85) zu etymologischen Prinzipien erhoben, entfernt man sich beträchtlich von etymologischer Forschung, wie sie z. B. Meyer-Lübke, Salvioni, Jud und von Wartburg verstanden, und gelangt zu einer spielerischen Lautkombinatorik, welche auf Kosten der Ausdruckseite (Phonetik) die Inhaltseite (Semantik) des sprachlichen Zeichens überbetont.

Wenden wir uns zunächst der Materialbasis zu. Besonders interessant sind in dieser Hinsicht Formen aus dem italienischen und rätoromanischen Sprachgebiet, da wir für diese Teile der Romania noch keine vollständigen, die Dialekte mitberücksichtigenden etymologischen Wörterbücher besitzen, wie z. B. das *FEW* für die Galloromania.

Für das Altitalienische ist die Verfasserin von Sekundärquellen (*DEI*; Prati) ausgegangen und hat die Glossare von altitalienischen Textausgaben nicht systematisch herangezogen. So fehlt z. B. p. 89 der Erstbeleg von ait. *aggrappare*, cf. *La giostra delle virtù e dei vizi* (ca. 1300, Monaci 161, 225): *con tale catene legote / et con tale granpe te adgrappo*.

Auf p. 94 fehlt ait. *granfa*, das mit 'crembel' glossiert wird (1479, A. Mussafia, *Beitrag zur Kunde der nordit. Mundarten im 15. Jh.*, p. 65).

Auf p. 204 ist nach it. *schappare* 'fendere' zu ergänzen: aferrar. *calce schiapate e divisate* 'calze tagliate' (ca. 1470, Migliorini, *Testi non toscani del Quattrocento* 77, 12).

Die modernen Dialektbelege sind weitgehend erfaßt, die Dialektwörterbücher systematischer ausgewertet als der *AIS*.

Zu p. 38: Für CAPULU (-A) und Ableitungen sollten die Wörterbuchangaben mit den Sprachaufnahmen des *AIS* konfrontiert werden, vgl. *AIS*-Karte 514 *al laccio*. Abgesehen von einer

<sup>1</sup> In einzelnen Fällen trennt sich die Verfasserin von den Thesen Harri Meiers, z. B. p. 140, wo kymr. *gaft-ach* als Bezugspunkt für fr. *javelot* akzeptiert wird.

<sup>2</sup> Cf. bereits H. Meier, *RJ* 11 (1960), 302.

erweiterten Materialbasis (z.B. bresc. *kápuł*, P. 258) würde auch ersichtlich, daß CAPULU-Formen eine ältere Sprachschicht darstellen, die z.B. in der Toskana vollständig durch *laccio*-Formen überdeckt sind, cf. Pisa *cappia* (Malagoli).

Auf p. 40 könnte die Materialliste zu \*CLAPPU, -A wesentlich erweitert werden durch folgende AIS-Karten:

- K. 1072 *il branco di pecore*
- K. 1155 *lo sciame*, cf. Montona (Istrien) *un cápo d'áve*
- K. 1189 *una mandra di vacche*
- K. 1505 *una matassa arruffata*
- K. 1564 *la fibbia*, cf. Belege in Nordkalabrien

Ergänzungen zu den Wörterbuchbelegen:

zu p. 95: Comelico *šgránfu* 'crampo'

zu p. 154: Anzasca *krapa* 'testaccia, teschino' (Gysling); Bormio *krápa* (Longa 115)

Unbefriedigend ist die Materialgrundlage für das Altprovenzalische. Von Wartburg erklärt z.B. apr. *garba* 'gerbe' als Wort der Verwaltung, das aus der Sprache der dünnen fränkischen Adels- und Beamtenschicht direkt ins Galloromanische des Südens übergegangen sei, weil die Naturalabgabe an Getreide zu allen Zeiten nicht ausgedroschen abgeliefert, sondern in der Form von Garben erfolgt sei. Die Autorin versucht, diese These zu entkräften mit folgender Begründung: «Gerade im Altprovenzalischen aber ist *garba* nicht in der Bedeutung 'Getreidegarbe als Steuerabgabe' (so im Französischen) belegt» (p. 121). Wer mit altprovenzalischen Belegen argumentieren will, sollte sich nicht nur auf Raynouard und Levy abstützen. Der Erstbeleg findet sich bei Brunel, charte 385 (Rouergue 1170)<sup>3</sup>: *esteirs lo meig quart del blat, et aquel podem prendre en garba o em blat qual nos voillam*. Auch verschiedene mlat. Belege aus dem okzitanischen Sprachraum lassen keine Zweifel bestehen, daß apr. *garba* in der Bedeutung 'Getreidegarbe als Steuerabgabe' in Südfrankreich existierte, cf. mlat. *garba* (Marseille 1040, cart. St-Victor 725), *carba* (Saintonge 1080, cart. Baigne, p. 183), ebenso akat. *garbe* (1168, Alart 29).

Methodisch zweifelhaft scheint mir die Relativierung der Chronologie der Belege<sup>4</sup>. Besonders deutlich wird diese Tendenz bei der etymologischen Deutung von spätlat. *cappa* sichtbar. Die Verfasserin übernimmt die These von H. Meier (*RJ* 11, 302s.), die apik. *cape* 'bande de cuir qui relie le manche et la verge du fléau' auf *cappa* > CAPULUM zurückführt. Die im 6. Jahrhundert belegte Bedeutung von *cappa* 'Kopfbedeckung' kann aber kaum umgangen werden und Formen des 14. Jahrhunderts können nicht direkt mit der lateinischen Bedeutung von CAPULUM in Zusammenhang gebracht werden.

Es folgen einige Einzelbemerkungen, welche vorwiegend auf die phonetischen und morphologischen Schwächen der von Gertrud Schumacher de Peña gebotenen Etymologien hinweisen wollen.

p. 38: Campagna *scappà* 'scappare, fuggire' sowie die Ableitungen *scappàta*, *scappatèlla* 'fuga' können nicht getrennt werden von der schriftitalienischen Form *scappare* (p. 112).

p. 41: Fragwürdig ist eine Rückbildung \**capu* < CAPULUM, z.B. siz. *capu*, *cavu* 'cavo, canapo; bandolo'. Vergleichen wir diese Belege mit AIS 1506 *cercare il bandolo*, so fällt es doch schwer, diese Formen nicht zu CAPUT stellen zu wollen, wie dies im AIS-Index

<sup>3</sup> C. BRUNEL, *Les plus anciennes chartes en langue provençale*, Supplément, Paris 1952.

<sup>4</sup> Cf. z.B. p. 102: «bei der Zufälligkeit der Belege».

geschieht, stehen doch statt siz. *kav*, *kápu* an dessen Stelle im Piemont *súm* (<SUMMU) oder fr. (*chercher*) *le bout*. Gerade auf der semantischen Seite steht einer Zuordnung zu CAPUT sicher nichts im Wege. Vergäbt man sich wie die Verfasserin nur auf moderne Dialektbelege, kann man in der wortleschichtlichen und diachronischen Perspektive zu Trugschlüssen kommen. Erst mfr. *chief de corde* 'bout de corde' (1402) zeigt, daß nfr. *chef* 'bout de câble amarré à l'arrière d'un vaisseau' (Trév 1732 – Land 1851), lütt. *tchif* 'câble' zusammengehören (FEW 2, 340 b). Deshalb stelle ich mit Prati ven. *cavo* 'Seil', lomb. *gaf* zu CAPUT.

p. 41: Durchwegs «unkonventionell und überraschend» ist auch das Bestreben, kal. *capu di filu* 'gugliata' und kal. *capu d'a matassa* 'bandolo della matassa' von CAPUT zu trennen und der konstruierten Rückbildung \**capu* < CAPULUM zuzuordnen; *capu* 'bandolo' und *filo* wären dann beinahe Synonyme und die syntagmatische Fügung verbunden mit *di* geradezu absurd.

p. 42: Willkürlich scheint mir die Zurückführung von tosk. *calàppia*, siz. *accalappiari* 'far inganno con arte' auf \**clappulu*, \**clappulare* mittels sog. Vokalentfaltung zu \**calappulu* unter Verzicht auf den vorromanischen Ansatz \**kalappo*-.

p. 70: Auch mit Anaptyxen kann etymologischer Unfug betrieben werden, wenn z. B. sp. *garabato* 'gancio, uncino' (p. 70 N 2) und bol. *garavèll* 'racimolo' zusammen mit it. *grappolo* als CAPULUS-Ableitungen erklärt werden mit dem Hinweis: «in beiden Fällen überwiegen die Formen mit Anaptyxe».

Unannehmbar scheint mir der Versuch, fr. dial. *cramper* (< \**crampare* < \**crap(p)nare*) aus \**clap(p)inare* herleiten zu wollen (p. 85). Zur Verteidigung der «Berechtigung» von vlt. \*-*inare*-Ansätzen erwähnt die Autorin H. Meiers Erklärung von fr. *pimper* < \**pip(p)inare* (RJ 10, 280s.), das von Wartburg einleuchtender auf onomatopoetisch *pimp-* zurückführt (FEW 8, 516).

p. 99: Unbefriedigend und höchst unwahrscheinlich ist für mich die Herleitung von apr. *grepa* f. «crampon» (FEW 16, 364, s. germ. \*KRAPPA) «von einem durch Präfixdeglutination aus einem Kompositum entstandenen \**cippula*» (p. 99).

p. 118 N 4: Eine voreingenommene Beurteilung sehe ich in der Interpretation von emil. *kapēl* 'Schutz der Heuhaufen aus Erde, Spreu, etc.', wallon., ard., malm. *chape* 'Deckgarbe, Garbenhaufen', kat. *capell* 'el berret de la garbera'. Auf die Frage, ob bei diesen Ausdrücken an 'Kopfbedeckung, Kappe' oder an 'binden, Bündel, Haufen' anzuschließen sei, antwortet die Verfasserin: «die Antwort dürfte zugunsten der zweiten Möglichkeit ausfallen». Dazu ist zu bemerken, daß sich die Alternative nicht zwischen Ausdrücken der 'Kopfbedeckung, Kappe' und 'binden, Bündel, Haufen' stellt, sondern zwischen 'Kopfbedeckung; Hut; Dach' (semantische Einteilung im FEW) und 'Fangseil' (belegte lateinische Bedeutung). Stellt man die verschiedenen Bezeichnungen für die 'Deckgarbe' zusammen, findet man fr. *chapeau* (FEW 2, 291), pik. *bonnet* 'botte placée à califourchon pour protéger contre la pluie le centre de la meulette' (Miethlich, p. 32)<sup>5</sup>, ard. *kwaf* 'gerbe placée en éventail au-dessus d'un tas de blé' (Miethlich, p. 42), deutsch *Hut*, *Kappe* (Miethlich, p. 125). Auf diesem Beleghintergrund dürfte die Antwort nicht mehr so eindeutig zugunsten von CAPULUM 'Seil' ausfallen.

p. 119: Nicht einverstanden bin ich mit der Ansicht: «Apr. *capelet* 'suite d'objets enfilés', nfr. *chapelet* (de marrons, d'oignons), ... lassen sich gewiß ebenso von CAPULUM, -A ableiten

<sup>5</sup> K. MIETHLICH, *Bezeichnungen von Getreide- und Heuhaufen im Galloromanischen*, Aarau 1930.

wie hag. *couplet* 'grappe (de cerises, etc.)', Gren. *coubla* 'chapelet d'oignons' von COPULA.» Lautlich bestehen wesentliche Unterschiede zwischen *capelet* und *couplet*. Für die altprovenzalische Form ist nur eine Basis –PP– möglich, sofern man nicht eine unwahrscheinliche e-Epenthese annimmt, die aber auch bei COPULA in der gesamten Galloromania nicht vorkommt.

p. 124: Problematisch ist die Herleitung von fr. *gerbe* aus CAPULA, werden hier doch Lautentwicklungen im Frühromanischen vorausgesetzt, wie der Wechsel von *cl* mit *cr*, dann Anlautsonorisierung CR-/GR- gefolgt von der Metathese *crab-/grab-* > *garb-*, die äußerst unglaubwürdig sind<sup>6</sup>. Wenn die Verfasserin p. 124 schreibt: «Hier ist es Aufgabe der Wortgeschichte, mögliche Arten des Lautwandels im Vulgärlatein zu illustrieren», so ist doch lautlichen Ergebnissen, die auf derart hypothetischen Konstruktionen basieren, mit größter Vorsicht zu begegnen.

p. 150: Verfehlt scheint mir der Versuch, rätorom. oberit. *crap* aus CAPULU herleiten zu wollen. Die geographische Verbreitung läßt eindeutig auf ein vorromanisches Wort schließen, cf. DRG 4, 202. Der semantische Vergleich mit BALTEUS und CINGULUM ist unzutreffend, da *crap* primär nicht 'Felsband, felsiger Querstreifen' bedeutet, sondern 'Stein, mineralische Substanz in unbearbeitetem oder bearbeitetem Zustand'. Unhaltbar ist deshalb die p. 151 geäußerte Ansicht: «Die oben (p. 143) erwähnten Wörter aus dem Glarnerland: *Gräppli* 'kleines Felsbändchen' (*Grappen*, *Gräppli*, *Grappelen* als Flurnamen), *Chrappel* 'steiler Pfad über einer Felswand hin' weisen deutlich auf die Grundbedeutung 'Band' (> 'Felsband') hin ...»

Für die historischen Belege verweise ich auf A. Schorta, *Rätisches Namenbuch* 2, p. 111–114. Eine frühromanische Metathese \**capplu* zu \**clappu* mit anschließender Entwicklung *cl-* > *cr-* und Anlautsonorisierung zu *grap* vermag mich nicht zu überzeugen, ebensowenig CIPPUS, dessen Diminutivform \*CIPPULU bemüht wird, um vorroman. *grep* erklären zu können (mit Metathese, dann *cl* > *cr* und Anlautsonorisierung). Für die *i*-Variante wird von der Autorin sogar ein präfixdeglutiniertes Kompositum zu CAPULU- 'Tau' zur Diskussion gestellt (p. 159).

p. 183: Als wortbildungsmäßig unbefriedigend lehne ich eine Etymologie von it. *schiaattare* aus einer Verbalableitung zu ASSULA über \**asclare* > \**asclattare* ab, da ich an der Häufigkeit des sog. Verbalsuffixes –*attare* im Frühromanischen zweifle. Das von Wartburg vertretene langobardisch-fränkische Etymon \**slaitan*, das auf Diez und Mussafia zurückgeht, wird mit Recht im FEW 17, 143 (1966 erschienen) weitergeführt und begründet. Die überhebliche Ausrufzeichensetzung der Verfasserin, p. 183 («noch von Bloch-Wartburg 1964! vertreten») ist völlig unberechtigt, um so mehr als die Argumente von Wartburgs gar nicht diskutiert werden.

Da ich bei der Festsetzung der etymologisch zusammengehörenden Wortfamilien oft anderer Meinung bin als die Verfasserin, messe ich auch den drei am Schluß beigegebenen typisierenden Karten nur beschränkten Wert bei.

Als Materialsammlung und anregende Lektüre für etymologisch interessierte Leser hat die Arbeit von Gertrud Schumacher de Peña ihren Wert. Ungenaue Materialauswertung<sup>7</sup>,

<sup>6</sup> Cf. auch H. Meier, *RJ* 11 (1960), 305.

<sup>7</sup> Störend wirken auch Ungenauigkeiten bei der Zitierung von Belegangaben aus dem FEW: p. 97 Z. 17: afr. *agrapir* 's'accrocher' – im FEW 16, 358b steht afr. *agrapir* v.r. 's'accrocher'. p. 98 Z. 5: Vinz. *grápā* – im FEW 16, 361a steht *grápā*.

Unvertrautheit mit der Lautentwicklung (Vergleich *capelet/couplet*) und eine ans Absurde grenzende Lautentwicklungsakrobatik (frühromanische Anlautsonorisationen gefolgt von Metathesen, Präfixdeglutinationen, Epenthesen usw.) enthüllen methodische Schwächen, welche den Wert solch bewußt unkonventioneller und origineller Etymologien als recht zweifelhaft erscheinen lassen. Wenn ich auch das Bemühen der Verfasserin anerkenne, den etymologischen Komplex einer kritischen Sichtung zu unterziehen, so scheinen mir doch derartige Arbeiten, welche die semantischen Probleme auf Kosten der lautlichen Gegebenheiten derart überbetonen, fragwürdig, zumal in vielen Fällen die semantischen Herleitungen der Autorin durchaus anfechtbar sind.

Max Pfister

★

HANS-HEINRICH BAUMANN, *Sekundäre Motivationen bei romanischen Tierbezeichnungen* (Blindschleiche – Hornisse – Wiesel – Bachstelze – Schleiereule), Diss. Bonn 1967, 162 p.

Diese Bonner Dissertation behandelt ein semantisches Problem, das zu den interessantesten aber auch zu den kompliziertesten der Semantik gehört. Baumann untersucht «Veränderungen des Wortes, die auch seinen Inhalt nicht unangetastet lassen» (p. 21). Er meint damit folgendes: Wird die Ausdrucksseite eines sprachlichen Zeichens durch lautliche Entwicklungen, satzphonetische Erscheinungen, Akzentwechsel verändert, können auf der Inhaltseite des sprachlichen Zeichens Veränderungen ausgelöst werden, die ihrerseits wieder noch weitergehende Veränderungen und eine Neuaufgliederung des Lautkontinuums nach sich ziehen können. Unter der Voraussetzung, daß Designat (chose signifiée) und die Vorstellung dieses Designatums – der Begriff – unverändert bleiben, wird ein in seiner Motivation nicht mehr verstandenes Signem 1 durch ein Signem 2 ersetzt, dessen Motivation erkennbar ist. Diese im semasiologischen Bereich erfolgte Veränderung kann sich nun auf der Ausdruckseite des sprachlichen Zeichens auswirken: Syntagma 1 wird zu lautlich ähnlichem oder homonymem Syntagma 2, das aus andern Lexemen mittels Katena verbunden ist. Im Gaskognischen wird z. B. der Begriff «Feldmaus» durch das Syntagma *arrat de tēro* 'rat de terre' (ALG-P. 676) repräsentiert. Die beiden sprachlichen Zeichen *arrat* 'rat' und *tēro* 'terre' sind unmotiviert. Durch die Kombination der beiden Lautkontinua entstand ein Syntagma, das durch die Katenation *arrat + de + tēro* auf der Inhaltseite motiviert war. Der in Teilgebieten der Gaskogne vorherrschende Lautwandel *-t- > -z-* führte zu einem Lautkontinuum *rradeséro* (ALG-P. 657 NE). Kann nun von einem Hörer ein ursprünglich motiviertes Signem Sg 1 (*rat de terre*) nicht mehr ohne weiteres in seine Seme S 1 ('rat') und S 2 ('terre') aufgegliedert werden, so ist es möglich, daß z. B. ein Signem Sg 2 (*rat de haie*), dessen Sem S 3 («haie») ursprünglich einem andern Begriff zugeordnet war, an seine Stelle tritt. Voraussetzung für diese Veränderung auf der inhaltlichen Seite des sprachlichen Zeichens ist die lautliche Ähnlichkeit der entsprechenden Lexeme *séro* und *sego* 'haie'. Auf der Ausdruckseite des sprachlichen Zeichens erfolgt nun eine Neuaufteilung des Lautkontinuums in die Lexeme *arrat + sego*, verbunden mit der gleichbleibenden Katena *de*, vgl. ALG-P. 686 *arrat de sego*.

Bei einer Arbeit über Begriffs- und Bezeichnungsstruktur lexikalischer Teilparadigmen

p. 100 Z. 18: Aveyr. *grampóns* 'nœuds qu'on laisse au plus mince bout du battant d'un fléau' – im FEW 16, 354 steht aveyr. *grampóus* m. pl. 'nœuds ...'.

p. 101 Z. 11 v. u.: Nouasca *rámipi* 'crochet' – im FEW 16, 660a steht *Noasca*.

p. 123 N 8 nicht FEW 16, sondern FEW 16, 13.

(Tierbezeichnungen) kommt man nicht darum herum, die relevanten Grundbegriffe für die operationellen Einheiten der Ausdruckseite zu definieren, den Operationsbereich abzustrecken und sich auch terminologisch mit den neuesten Modellvorschlägen, z. B. von Ullmann, Baldinger, Heger, Henne/Wiegand<sup>1</sup> auseinanderzusetzen.

Dieser Bedingung ist Baumann nur in ungenügendem Maße nachgekommen, vgl. z. B. p. 23: «Man kann in diesem Sinne die sprachliche Seite des Wortes als Bedeutung, die es hat, fassen und die sachliche Seite als Bezeichnung, die es ist.» Unter *Bedeutung* versteht Baumann den dem Signem auf der Ebene der Sprache (langue) zukommende *Grundwert* («Bedeutung» bei Weinrich), während *Bezeichnung* dem *Nutzwert* («Meinung» bei Weinrich) in der Rede (parole, discours) entspricht<sup>2</sup>.

Gesamthaft gesehen enthält die Dissertation verschiedene interessante Etymologievorschläge. Leider sind aber einige Ungenauigkeiten und zum Teil auch eine mangelnde Vertrautheit mit der bisherigen etymologischen Forschung der Arbeit abträglich.

Im zweiten Kapitel (p. 62–65) untersucht Baumann die Bezeichnungen der 'Hornisse' in der Gaskogne und unterscheidet acht Grundtypen: 1. *beklun* 'bec long'; 2. *musalun* 'petit museau'; 3. *agraulo* f. 'corneille'; 4. *muskart* (gask. *muske* 'mouche' + *-art*); 5. *hisseroü* 'piqueuse'; 6. *huset/husat* 'petit fuseau'; 7. *busat/busalun* 'étincelle'; 8. *burum/burdu* (onomatopoetische Formen)<sup>3</sup>. Zur Interpretation von *hisseroü/hissaron* schreibt der Verfasser p. 62: «Primär motiviert ist von diesen acht Typen nur der fünfte, neben *huset* (Nr. 6) die verbreitetste Bezeichnung des Insekts.» Als «primär motiviert» betrachtet Baumann einen Nutzwert 'la piqueuse', der mittels Synekdoche vom Grundwert «frelon» aus gewonnen wurde. Man könnte auch sagen, daß einer der Semfaktoren für die Bezeichnung den Ausschlag gegeben hatte. Ein methodisch klarer Aufbau würde voraussetzen, daß, von der onomasiologischen Ebene ausgehend, für jeden Begriff (Hornisse, Blindschleiche usw.) die einzelnen Begriffsfaktoren bestimmt werden. Dann müßten auf der semasiologischen Ebene für die einzelnen Seme die in ihnen enthaltenen Semfaktoren eruiert werden, z. B.:

$s_1 = \text{«frelon»}^4$

$s_1 = sf_1 + sf_2 + sf_3 + sf_4 + sf_5$ , wobei zu verstehen ist:

$sf_1 =$  Insekt

$sf_2 =$  der Familie der Hautflügler angehörig

$sf_3 =$  mit Stachel versehen, dessen Stich sehr schmerzhaft ist

$sf_4 =$  größte Art der Faltenwespen (Weibchen bis 35 mm lang)

$sf_5 =$  Farbe Schwarz, Gelb und Braun

Als «primär motiviert» erachtet Baumann jene Signeme, die auf der Ausdruckseite Lexeme enthalten, die vom Sprecher und Hörer direkt in Beziehung gebracht werden können mit einem zugeordneten Semfaktor auf der Inhaltseite. In unserem Beispiel ist das Lautkontinuum *hisseroü* durch bearn. *hissar* 'piquer' motiviert (vgl.  $sf_3$ ). De Saussure würde bearn. *hisseroü* als «relativ motiviert» bezeichnen, da sich *hisseroü* durch das anderweitig vorkom-

<sup>1</sup> Cf. zusammenfassend, H. HENNE / H. E. WIEGAND, *Geometrische Modelle und das Problem der Bedeutung*, *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 36 (1969), 129–173.

<sup>2</sup> Vgl. Besprechung von P. WUNDERLI, *RJ* 19 (1968), 173.

<sup>3</sup> Gask. *burdu* 'frelon' (p. 62 N 3) ist nicht Rückbildung von fr. *bourdonner*, sondern von fr. *bourdon*; vgl. *FEW* I, 631, s.v. \**burd-*: Jers. *bourde* 'bourdon' als Rückbildung von *bourdon*.

<sup>4</sup> Unter *Sem* (= s) verstehe ich das einzelsprachliche Korrelat zum Begriff. Das Sem enthält determinierende Merkmale, die den Begriffsmerkmalen entsprechen. Diese werden *Semfaktoren* (= sf) genannt.

mende Lexem *hisser*, verbunden mit dem Diminutivsuffix gask. *-eroù* (fr. *-eron*), erklären läßt, wobei aber der Stamm *hiss-* selbst unmotiviert (*arbitraire*) ist.

Zum Typus *huset/husat* schreibt Baumann, p. 63: «Die Bezeichnung *huset/husat* 'frelon' hält P. Bec, *RLiR* 24 (1960), 325, für eine Onomatopoesie.» Bec erwähnt p. 325 weder *huset* noch *husat*. Seite 323 (und nicht 324 wie bei Baumann, p. 140 N 2) wird nur der in den Landes dominierende Typus *hossat/hosset* aufgeführt, den Bec für «primaire et non motivé» hält. Onomatopoetischer Ursprung gilt bis zu einem bestimmten Grade nur für dreisilbiges *hosseron*. Formen mit stimmlosem *s* können aber kaum mit fr. *fuseau* zusammengestellt werden. Bei land. *husərũñ* übergeht Baumann p. 63 entsprechendes lang. *forsalon* 'frelon', das sowohl Bec (*op. cit.*, p. 323 N 2) als auch Wartburg (*FEW* 16, 271) berechtigterweise von anfrk. *\*hurslo* (Reichenauer Glossen: *fursleones*) herleiten.

Völlig verfehlt ist der Versuch p. 64s., land. *muskart* 'frelon' (*ALF* 1572, P. 682, 683) mit dem Typus *busat/busalun* zusammenstellen zu wollen. Verschiedene Zwischenschritte, die zu diesem unannehmbaren Resultat führen, zeugen von einer Unvertrautheit mit der bisherigen etymologischen Forschung. Baumann schreibt p. 64: «Das lat. Simplex *MUSCA* hat im Romanischen häufig zwei Grundbedeutungen (vgl. *REW* 5766): 1. Fliege; 2. Funke.» «Häufig» muß sich auf vereinzelt sp. *moscas* 'Funken' beziehen, da die übrigen iberoromanischen Formen von Meyer-Lübke selbst für unsicher gehalten werden. Für sp. *mosca* 'chispa' und Ableitungen davon verweist Corominas mit Recht auf *morcella*. Baumann fährt weiter p. 65: «So heißt okzit. *moucho* f. (= frz. *mouche*) 'tizon [sic], torche' (Pichot Tresor), also in erster Linie 'Funke' (in zweiter Linie 'Fackel').» Eine Gleichsetzung okzit. *moucho* f. (= fr. *mouche*) ist in doppelter Hinsicht unannehmbar: erstens ist fr. *\*mouche* 'tison, bûche' gar nicht bezeugt, sondern nur dialektales nfr. *mouchon* m. 'tison, bûche' (Trév 1743 – Lar 1903); zweitens haben weder npr. *moucho* f. 'tison' noch fr. *mouchon* irgend etwas mit lat. *MUSCA* zu tun<sup>5</sup>. Diese Formen gehören zu lat. *MUCCUS* 'Rotz', übertragen auf den Docht der Lampe; vgl. *FEW* 6/3, 180.

Bei Vernachlässigung der sprachgeschichtlichen Perspektive können sogenannte «sekundäre Motivationen» auf synchronischer Sprachebene vor allem bei fehlender Vertrautheit mit den entsprechenden Dialekten zu sonderbaren und spielerisch anmutenden Ergebnissen führen. P. 65 schreibt Baumann: «*busalun* ist also genau so wenig wie *hissalun* eine primäre Onomatopoesie, als welche P. Bec, a. a. O., die beiden Formen ausgibt». Bei genauer Lektüre von p. 326 stellt man fest, daß P. Bec gask. *hissalhon* (nicht *hissalun*) unter der Rubrik «motivation par affinité sonore» einreicht mit der Erklärung «avec motivation secondaire sur *hissar* 'piquer'». Die Form *busalun* dagegen (ebenso *musalun*) ist kaum zu trennen von Toulouse *bouzoun* m. 'frelon' und Ariège *bizart* 'frelon' (*FEW* 21, 270), die vermutlich alle zu einer onomatopoetischen Wurzel *b-z* (evtl. *b-s*) gehören, welche das Herumschwirren der Hornisse imitiert. Die Interpretation Baumanns von *musalun* 'petit museau' (p. 62) ist mir unverständlich. Baumann sah in der Endung zuerst ein Diminutivsuffix *-alun*, das aber sonst im Gaskognischen nicht bekannt ist: dann aber scheint (p. 65) der Verfasser selbst die drei Seiten vorher vertretene Ansicht zu widerrufen und übersetzt *musalun* mit 'museau long', das im Gaskognischen *mus-loung* lauten müßte.

Ausgehend von einigen bekannten Ausnahmen, welche den Abfall der Anlautsilbe aufweisen (p. 72s.) und in Fällen wie kat. *noy* 'garçon' (< *ninoy*) oder apiem. *fant* ('enfant' < *INFANTE*), apr. *boda* 'nièce' (< *neboda*) frequenzbedingt sind, erhebt Baumann den Abfall

<sup>5</sup> Cf. Baumann, p. 64: «Die Bedeutung 'Funke' dieser Basis *MUSCA* ist sicher sekundär und wird auf einer Metapher beruhen, indem man die umher-'fliegenden' Funken mit dem 'ständig umfliegenden' Insekt verglichen hat.»

der Anlautsilbe zum etymologischen Prinzip und erklärt z.B. norm. *laitisse* 'belette à poil blanc' mittels Apokope der Anlautsilbe von *belette* und Sekundärmotivation durch 'lait'. Abgesehen von der Tatsache, daß feminines *lait* nur im Okzitanischen vorkommt, zeigt dieses Beispiel doch recht deutlich, zu welchen Trugschlüssen eine Mißachtung der diachronischen Perspektive führen kann. Norm. *laitisse* 'belette à poil blanc' ist erst seit dem 19. Jahrhundert bekannt. Dagegen kommt die primäre Bedeutung 'fourrure de couleur blanche' bereits sechs Jahrhunderte früher vor<sup>6</sup>. Zudem bereitet eine Bedeutungsentwicklung 'fourrure de couleur blanche' > 'belette' keine besonderen Schwierigkeiten.

Einer allzu freien Motivationsphantasie entspringt auch die Interpretation von gask. *belette* als *beu-lèt* 'bebe-leche'. Gask. *belette* ist zwar als Importwort in der Gaskogne «signe arbitraire», da im Gaskognischen der Wandel *-ll-* > *-r-* (*bero* 'belle') eingetreten ist, so daß theoretisch eine «Sekundärmotivation» durchaus im Bereiche des sprachlich Möglichen liegt. Vom phonetischen Gesichtspunkt aus ist die vorgeschlagene Assoziation aber nicht möglich, da im gaskognischen Verbreitungsgebiet von *belette* diphthongisches *leyt* gesprochen wird (ALF 195; FEW 5, 110) und zudem entsprechend prov. *béu-vin*, *beulaigo* auch im Verbalstamm keine Monophthongierung zu erwarten wäre.

Wenn Baumann p. 81 zusammenfassend feststellt: «in fr. *belette* (gesprochen *belèt*) ist das Element *-lèt* isoliert und als 'Milch' gedeutet worden (daher norm. *laitisse* usw.)», so stehen einer solchen Interpretation schwerwiegende methodische Bedenken entgegen. Beginnt man Moneme als Syntagmata zu betrachten und Suffixe (*-ette*) als Lexeme abzutrennen, kann man kaum mehr von ernst zu nehmender Wortforschung sprechen.

Die Erklärung von *belette* als *beu-lait* ist in der Arbeit von Baumann kein Einzelfall, cf. die Erklärung p. 81 N 1: «kann in der Gaskogne ein *mustelete*/*mustelet* vielleicht als *mus de lèt* 'museau de lait' aufgefaßt worden sein». Baumann übersieht dabei die Tatsache, daß auch im Bearnesischen die Normalform *moustèlo*, *mustèlo* lautet und eine relative Motivation im Sinne von De Saussure (*mustèlo* – *mustelete*), die bereits für das Altfranzösische Gültigkeit hat (afr. *mustele* – *mostelete* bei PhThBest), einleuchtender ist als eine hypothetische, nur für das Gaskognische konstruierte sogenannte Sekundärmotivation *mus de lèt*. Zudem wäre auch in semantischer Hinsicht eine Bildung 'museau de lait' recht eigenartig, verglichen mit den tatsächlich existierenden Formen bearn. *mus-de-lèbe* 'espèce de pomme' und land. *müs d'ulə* 'mâche', die beide nach dem Katena-Element eine Tierbezeichnung (LEPUS, OVICULA) aufweisen.

Ebenso willkürlich und jeder sprachlichen Wirklichkeit entfremdet ist eine Herleitung von bearn. *palèt* 'belette' über ein vereinzelt Adjektiv *pelet* im Massif Central, das aus dem Syntagma *lu rat pelet* herausgerissen wird, um durch einen «lautlichen Vorgang» bearn. *palèt* aus fr. *belette* herleiten zu können<sup>7</sup>. Dabei dürfte doch die bearnesische Form *Gaz panlet* über Motivierung und Etymologie keinen Zweifel lassen, cf. FEW 7, 551; Bec, RLiR 24 (1960), 314.

Im ganzen Kapitel III, «Bezeichnungen des 'Wiesels' in den Pyrenäen und auf Sardinien», spürt man das Bestreben Baumanns, die Entstehung von Wieselbezeichnungen aus Tabuvorstellungen auszuschließen. Ob freilich seine Herleitung von bearn. *causete* 'belette', *kauzétə* 'fouine' (FEW 2, 542) aus einem «mißverstandenen *-kezo* 'fromage'», abgetrennt

<sup>6</sup> Cf. FEW 5, 112: «Fr. *letisse* f. 'fourrure de couleur blanche' (13. Jh. – Cotgr 1611), ahain. *laitiche* (14.–15. Jh.), alyon. *leytice* (14. Jh.), apr. *latissa* (1397, Pans).

<sup>7</sup> Baumann, p. 82: «Aus *belette* ist aufgrund eines lautlichen Vorganges ein *pelet* (MC: *lou rat pelet*) entstanden, das auch für das Gaskognische angenommen werden kann. Das Element *pe-* dieses Wortes ist vortonig zu *pa-* umgebogen worden: *palèt*.»

aus dem Syntagma *paniquesa*, einleuchtender wirkt, bleibe dahingestellt. Bezeichnend für Baumanns Etymologien sind Äußerungen wie p. 85: «Das Verhältnis könnte etwa gelautes haben *pakeza*: \**pakezeta* ‘belette’: ‘fouine’ (ALG-P. 685 NE.). Aus \**pakezeta* könnte dann, mit Verlust der Anlautsilbe *pa-*, *kauzeta* ‘fouine’ an den genannten drei Punkten entstanden sein.»

Baumann mißt der Anlautsilben-Apokope als Erklärung etymologischer Fragen ein zu großes Gewicht bei. So originell verschiedene Erklärungsversuche in Baumanns Dissertation auf den ersten Blick auch erscheinen mögen, so halten sie doch in verschiedenen Fällen einer kritischen Sichtung nicht stand<sup>8</sup>.

Max Pfister

★

ANTONE PIZZININI, *Parores Ladines, vokabulare badiot – tudësk*, ergänzt und überarbeitet von Guntram Plangg, Innsbruck 1966, LXII + 201 p. (*Romanica Aenipontana* 3).

Der Verfasser dieses Wörterbuches, Antone Pizzinini (1868–1944), ist ein aus dem Gadertal (Stern) gebürtiger Priester, der fast sein gesamtes Leben im zentralladinischen Raum verbrachte. Während seiner zehnjährigen Kaplanzeit war er in Oberlienz, Enneberg-Pfarre, Ampezzo und Abtei, kurze Zeit als Lehrer auch in Ornella (Buchenstein) tätig. Während 14 Jahren amtierte er als Pfarrer in Welschellen und anschließend 22 Jahre in Abtei. Sein besonderes Interesse galt neben den Naturwissenschaften den Mundarten des Gadertales, die er ausgezeichnet kannte. A. Pizzinini wird von H. Kuen erwähnt in seinem Artikel *Beobachtungen an einem kranken Wort, Festschrift Tappolet*, p. 194 N 18, als sachkundige Auskunftsperson über die Grenze des Oberbadiotischen. Pizzinini ist auch Verfasser der badiotischen Übersetzung der *Vita dl servo d’Dì Ušöp Freinademèz*<sup>1</sup> und einer unveröffentlichten Übersetzung des Katechismus von Karl Staudacher (*Dottrina cristiana pur l popolo*).

Als Pizzinini 1944 starb, war sein Wörterbuchmanuskript zwar abgeschlossen aber noch nicht druckreif. Guntram Plangg, der sich 1969 in Innsbruck habilitierte, kommt das Verdienst zu, das Manuskript publiziert und mit einer nützlichen Einführung versehen zu haben. Plangg hat die Arbeit von Pizzinini auf ansprechende Art präsentiert und eine Einleitung verfaßt, die einen Überblick gibt über den Stand der Erforschung der badiotischen Dialekte, über den Lautstand, die Morphologie und das gadertalische Schrifttum.

Von den fünf sich um das Sella-Massiv gruppierenden zentralladinischen Tälern war bisher das Abteital lexikalisch am wenigsten zugänglich. Das Fassa-Tal ist dank den Arbeiten von Elwert und Heilmann erschlossen, das Grödner-Tal (Val Gardena) war zuerst erforscht (Vian, Alton, Gartner) und verfügt mit dem Wörterbuch von A. Lardschneider-Ciampač über eine ausgezeichnete lexikalische Grundlage. Das Buchensteinische ist durch Tagliavinis Untersuchung über den Dialekt von Livinallongo ebenfalls recht gut bekannt. Majonis Wörterbuch *Cortina d’Ampezzo nella sua parlata* ist eine, wenn auch nicht vollständige, so doch zuverlässige Wortsammlung. Das Wörterbuch Pizzininis behandelt nun erstmals ausführlich den Wortschatz des nördlichsten Teils dieses lexikalisch differenzierten, aber gesamthaft gesehen doch einheitlichen zentralladinischen Raums. Vermag nun das vorliegende Wörterbuch die bisherige Lücke zu schließen und die heute an ein Dialektwörterbuch gestell-

<sup>8</sup> An störenden Druckfehlern sind zu korrigieren: p. 62 N 2: *comburere* statt *combuere*; p. 69 N 1: statt *FEW* 7, 522a, muß es heißen: 7, 552a.

<sup>1</sup> Postum publiziert in *AAAdige* 44 (1950), 171–221.

ten Anforderungen erfüllen? Grosso modo kann man diese Fragen bejahen, wenn auch verschiedene Vorbehalte vor allem hinsichtlich der Arbeit des Herausgebers anzubringen sind.

#### *Zum Wortschatz*

Welches sind die lexikalischen Quellen, die uns vor Pizzinini für das Gadertal zur Verfügung standen und die z. T. eine Überprüfung der *parores ladines* ermöglichen? Die wichtigste Materialsammlung bildet der *AIS*. Das Gadertal ist mit zwei Punkten im Aufnahmenetz vertreten: P. 305 *St. Vigil* (= *San Vigilio di Marebbe*), wo Scheuermeier das erweiterte Questionnaire abgefragt hatte, und P. 314 *Colfuschg* (= *Colfosco*), wo nur das reduzierte Fragebuch aufgenommen wurde. Da für Colfuschg bereits Angaben von Alton in seinen ladinischen Idiomen (p. 21s.) vorliegen, klaffte bisher eine Lücke zwischen Colfuschg und Enneberg<sup>2</sup>, die nun – wenigstens für das Oberbadiotische von Abtei, Stern, St. Cassian – durch Pizzininis Wörterbuch ausgefüllt wird. Nützlich wäre eine Mundartmonographie aus dem unterbadiotischen Raum, ähnlich wie sie Heilmann für Moena im Fassatal gegeben hat. Neben dem *AIS* können wir uns auf die zuverlässigen Aufnahmen von Heinrich Kuen stützen, dem wohl besten, philologisch ausgebildeten Kenner der Mundarten des Gadertales. Sein ausgezeichnete Forschungsüberblick über die zentralladinischen Mundarten in *ZRPh.* 57 (1937), 481-520 rückt zu Vergleichszwecken seine eigenen Aufnahmen aus dem Gadertal in den Mittelpunkt des Berichtes. Ein Exzerpt von Kuens lexikalischen Einzelbemerkungen, ergänzt durch seinen Artikel in der *Festschrift Tappolet* und die Angaben des *AIS* liefert eine sichere Vergleichsgrundlage, die von Plangg zu wenig systematisch ausgewertet wurde.

Das wertvolle lexikalische Material von Pizzinini wurde 1948 bereits von Giuseppe Sergio Martini eingesehen und in seinem *Vocabolario badiotto-italiano* zum Teil verwendet<sup>3</sup>. Da aber dieses *Vocabolario*, als Schulwörterbuch der badiotischen Standardsprache konzipiert, Lücken aufweist und in Lautwiedergabe und Bedeutungsangaben ungenau ist, war es wünschenswert, daß G. Plangg das gesamte Manuskript Pizzininis veröffentlichte.

Plangg schreibt in der Einleitung p. XXVI, daß im Manuskript der *parores ladines* die ursprüngliche Absicht Pizzininis erkennbar sei, den ganzen Wortschatz des Gadertales zu erfassen. Die Verwirklichung dieser Grundkonzeption war ihm leider nicht möglich, da die systematische Erfassung des Unterlandes und Ennebergs im Manuskript fehlte. Plangg versuchte zunächst, die Lücke zu schließen. Diesem Vorhaben stellten sich aber praktische Hindernisse entgegen, so daß der Herausgeber darauf verzichtete und im Sinne eines Kompromisses bestrebt war, mit Querverweisen wenigstens das Auffinden einzelner abweichender Formen zu ermöglichen<sup>4</sup>. Der beabsichtigte Kompromiß des Herausgebers ist z. B. ersichtlich an den Bezeichnungen für Öl:

<sup>2</sup> *Enneberg* (= *Pieve di Marebbe*) bildet zusammen mit *St. Vigil* eine sprachliche Einheit und wird als *enneb.* zitiert (bei Plangg = *mar.*).

<sup>3</sup> G. S. MARTINI, *Vocabolario badiotto-italiano*, Firenze 1950, p. 7: « Nell'estate 1948 controllai le raccolte a San Martino e a La Villa, dove ebbi occasione di conoscere e valermi del vocabolario dattiloscritto ladino-tedesco del defunto parroco Don Antonio Pizzinini, *Liber dles parores ladines*, circa 1940-43, messo gentilmente a mia disposizione dal rev. curato di La Villa Don Valerio Frennes. Il materiale così ottenuto fu rielaborato ed approntato per la stampa dal dott. Martini. »

<sup>4</sup> Cf. p. xxvi: « Dem haben wir durch entsprechende Querverweise abzuhelpfen versucht und den Anteil der beiden Talschaften unterhalb Pontatsch (Unterld., mar.) grundsätzlich auf bezeichnende und stärkere Abweichungen beschränkt. »

p. 108: *ól(e)* (ohne Pl.) m. Öl; ... mar. *ère*, Unterld. *óre*<sup>5</sup>. An den entsprechenden alphabetischen Stellen (p. 38 und 109) werden die ubad. und enneb. Formen erwähnt und auf bad. *ól(e)* verwiesen. Vollständig sind die vom Oberbadiotischen abweichenden Formen aber nicht angeführt, da sonst auch auf Colfuschg *éle* (*ZRPh.* 57, 483 N 1), immerhin eine «stärkere» phonetische Abweichung, hingewiesen werden müßte.

Das von Plangg angestrebte Querverweissystem weist leider viele Lücken auf, vgl. z.B. p. 9: *ashét* m. 'Kren [= 'Meerrettich]' fehlt Verweis auf p. 147: *shèt* (mar.) 'Kren'.

p. 11: *ava* f. 'Großmutter' (Corv., Colf.)<sup>6</sup> sollte auf p. 83 *laa* f. 'Großmutter' verwiesen sein, wobei auf p. XXXV, N 24, letztere Form nur für Stern bezeugt wird.

p. 18: *blēda* f. 'Mangold, Weißkohl' wäre auf p. 119 *píssia* (mar.) 'Mangold' zu verweisen.

p. 45: fehlt s. *fóia* f. 'Blatt' die enneb. Variante *féia* (p. 42), wobei Corvara, Colfuschg *fóya* (*AIS* 562; *ZRPh.* 57, 483 N 1) und ubad. *feya* (*ZRPh.* 57, 483 N 1) ganz weggelassen wurden.

p. 88: *lisüra* f. 'Heidekraut, Erika' fehlt der Verweis auf *losóra* (mar.).

p. 107: *odundra* f. 'Schwalbe' fehlt Verweis auf p. 136 *rodúndera* (mar.), wobei ich die unsynkopierte Endung der letzten Form bezweifle, vgl. Enneberg *rodúndräs* (*Festschrift Tappolet*, p. 190).

p. 118: *piéiora* (mar.) 'Erdbeere' fehlt Verweis auf *piéria*.

p. 177: s. *tétshora* 'Ameise' fehlt der Verweis auf p. 46 *formía* f. 'Ameise'.

Dem Herausgeber ist es nach seinen eigenen Angaben «hin und wieder gelungen ..., Neues beizubringen», obschon der einheimische Pizzinini seltenem Sprachgut und der alten zum Teil nur noch wenigen wirklich geläufigen Fachterminologie der Landwirtschaft und der im Tale betriebenen Gewerbe systematisch nachspürte. Korrekterweise hätte aber in diesem Fall der Herausgeber dieses Material kennzeichnen müssen, wie z.B. auch Wörter, Wendungen oder Bedeutungen, die nicht nachkontrollierbar waren und eindeutig auf Pizzinini zurückgehen, mit + versehen sind.

Bereits Kuen hat *ZRPh.* 57, 505, darauf hingewiesen, daß das Gadertal eine außerordentlich starke dialektale Differenzierung aufweist, die etwa mit derjenigen des Engadins vergleichbar ist. Es ist deshalb von grundlegender Bedeutung, zu wissen, welcher Dialekt Pizzininis Wörterbuch zugrunde gelegt wurde. Im Zuge der Überarbeitung von Pizzininis Manuskript hat Plangg das gesamte verzettelte Manuskript in St. Kassian auf dem Hof Rinna nochmals abgefragt und in St. Kassian und Stern Kontrollaufnahmen durchgeführt, so daß dieses Wörterbuch – nach Ansicht des Herausgebers – «als Wortschatz einer badiotischen Bauernfamilie gelten darf». Nach den von H. Kuen gezeichneten Laut- und Wortgrenzen im Gader-tal<sup>7</sup> muß man diese Angaben insofern präzisieren, als es sich um den Wortschatz des ober-

<sup>5</sup> Unmißverständlicher scheinen mir die Bezeichnungen von Kuen zu sein, die ich verwende, wenn es sich nicht um die bei Pizzinini bezeugten Formen handelt:

obad. = oberbadiotisch (Colfuschg bis Pedraces und St. Leonhard)

ubad. = unterbadiotisch (Wengen bis Untermoi; = Unterld. bei Plangg)

enneb. = ennebergisch (= mar. [marebanisch] bei Plangg)

<sup>6</sup> Corv. = Corvara (Kurfar); Colf. = Colfuschg (Colfosco).

<sup>7</sup> H. KUEN, *Einheit und Mannigfaltigkeit des Rätoromanischen*, in: *Festschrift Walther von Wartburg zum 80. Geburtstag*, I, Tübingen 1968, p. 64ss.

badiotischen Dialekts handelt, welcher den zentralen Teil des Oberbadiotischen umfaßt mit Ausschluß der beiden südlichsten Dörfer Colfuschg und Corvara<sup>8</sup>. Die Bestätigung dieser Ansicht liefern drei lexikalisch besonders aufschlußreiche Testwörter, für die ich alle mir bekannten Wortformen zusammenstelle, um die dialektale Vielfalt des Gadertales zu illustrieren und auch um zu zeigen, welches lexikalische Spektrum uns Pizzinini und Plangg zur Verfügung stellen:

p. 160: *sotí* m. 'Schnittlauch'; Colf. *tsholíns*, mar. *arbètes*. Dazu vergleichsweise die Angaben aus H. Kuen, *Festschrift Wartburg*, p. 64: St. Vigil (*AIS*, P. 305), Enneberg, Zwischenwasser, Welschellen, Weital *arbètes* (< HERBA); St. Martin, Untermoi, Piccolein, Campill, Wengen *sití*, *sətí* (< SUBTILIS); Abtei, Pedraces, Stern, St. Cassian *sotí*, *sutí*; Corvara, Colfuschg *tšolíns* (< CEPULLA).

p. 88: *lisúra* f. 'Heidekraut, Erika'; gleiche Seite s. *losóra* (mar). 'Heidekraut'. Nach Kuen *ZRPh.* 57, 491 kennt das Gadertal folgende Varianten: Corvara *lázüra*, Stern, Abtei *lizúra*, ubad. *lizéra*, enneb. *lozéra*, dazu St. Vigil *lozúra* (*AIS*, P. 617).

p. 118: *piéria* f. 'Erdbeere', Campill *pírghena*, mar. *pièiora*. Diese Angaben können überprüft werden anhand der Notierungen von Kuen, *Festschrift Tappolet*, p. 191: Colfuschg<sup>9</sup>, Corvara *píries* pl.; Stern, St. Cassian, Abtei *pièries*, Pedraces *pièrieres*, Wengen *pèries*, Campill *pírgenes*, St. Martin, Piccolein, Untermoi *pírieres*, Welschellen, Weital, Zwischenwasser, Enneberg, St. Vigil *pièiores*, St. Vigil *pyéyura* (*AIS*, P. 610).

Diese Überprüfung läßt folgendes Ergebnis zu:

1. die *parores ladines* von Pizzinini, die ohne weitere Ortsangabe, an erster Stelle aufgeführt werden, repräsentieren den oberbadiotischen Dialekt, so wie er in Abtei (Badia), Stern (La Villa) und St. Cassian gesprochen wird.
2. Corvara, Colfuschg, die ebenfalls zum Oberbadiotischen gezählt werden, weisen entweder phonetische Varianten (*lázüra*, *píries*) oder einen andern Worttypus auf (*tšolíns*).
3. Schlecht vertreten bei Pizzinini ist das Unterbadiotische (Untermoi, Piccolein, St. Martin, Campill, Wengen): es fehlt der Typus *sití* 'Schnittlauch', *lizóra* 'Heidekraut' und *pírieres* 'Erdbeeren'. Einzig vereinzelt *pírghena* (Campill) für 'Erdbeere' ist erwähnt.

In Einzelfällen vermute ich, daß Synonyma, die Pizzinini für Badiotisch (= obad.) angibt, Heteronyme sind, die auf eine dialektale Differenzierung hinweisen:

p. 21: *brüşha* f. 'Strauch, Gestrüpp'; p. 187 *trógnora* f. 'Stauede, Strauch, Hecke'. Wahrscheinlich ist *trógnora* oberbadiotisch, während *brüşe* von Kuen als unterbadiotisch notiert wird, cf. *ZRPh.* 57 (1937), 483, N 1.

p. 37: verzeichnet Pizzinini *è(a)*, *èes* 'Biene'. Hier sollte getrennt werden zwischen Colfuschg *éa* (*AIS*, P. 1152), Colfuschg. Corvara *éa* und Stern, St. Cassian, Abtei, Pedraces, Wengen,

<sup>8</sup> Plangg schreibt p. xxiv: «Die südlichsten beiden Dörfer am Fuße der Sella, Kurfar und bes. Kolfuschg, nehmen durch einige Eigenheiten in Lautstand und Lexikon eine gewisse Sonderstellung ein, bedingt durch frühere Bindungen mit Gröden.» Hier sollte eindeutiger zwischen Colfuschg und Corvara getrennt werden, da gerade die verhältnismäßig tiefgreifende Lautgrenze zwischen diesen beiden Ortschaften von Kuen als Beispiel zitiert wird für die Wichtigkeit von politischen, kirchlichen und wirtschaftlichen Faktoren für die Konstituierung von Lautgrenzen. Nur die Colfuscher gingen jahrhundertlang nicht nach Abtei zur Kirche, sondern über das 2121 Meter hohe Grödner Joch hinüber ins Grödner Tal (Kuen, *op. cit.*, p. 65 N 7).

<sup>9</sup> Cf. Colfuschg *pírias* pl. (*AIS* 610).

Campill, St. Martin, Piccolein, Untermoi  $\bar{e}$  (*Festschrift Tappolet*, p. 190); *éa* ist jedenfalls nur die Form der obersten Talstufe des Gadertales.

p. 178: unterscheidet Pizzinini zwischen *tgampana* 'Glockenblume' und *tgampanéla* 'kleine Glockenblume'. Nach Kuen ist *campana* 'Glockenblume' die Form aus Abtei, während er *čampanéla* in Enneberg ebenfalls für 'Glockenblume' notiert hatte (*ZRPh.* 57, 490).

Wenn Plangg, p. XXVIII von den «besonders in der Kirchensprache häufigen Entlehnungen aus dem Italienischen» spricht, sollte nicht unerwähnt bleiben, daß gerade in der Kirchenterminologie des Gadertales außer den italienischen Lehnwörtern ein Grundstock von altem lateinischen Erbgut vorhanden ist:

p. 15: *bato* m. 'Taufe' (< \**baptimus*, statt BAPTISMUS)<sup>10</sup>.

p. 26: *defantú* m.<sup>11</sup> 'Tag der unschuldigen Kinder, 29. Dezember' (< DIE INFANTUM).

p. 37: *éd(e)ma* f. 'Woche'; Unterld. *èdema* (< HEBDOMAS).

p. 69: *kapiún* m. 'Aschermittwoch' (< CAPUT IEIUNII).

p. 77: *kortina* f. 'Friedhof' (zu *kurt* f. 'Einfriedung, Hof' < COHORTEM)<sup>10</sup>.

p. 126: *pró(o)* m. 'Priester', mar. *prèo* (< PRESBYTER)

p. 140: *santú* m. 'Feiertag' (< FESTA SANCTORUM)

p. 195: *vashél* m. 'Sarg' (< VASCELLUM)

Materialmäßig besteht, abgesehen von der unterschiedlichen quantitativen Ausbeute, ein recht erheblicher Unterschied zwischen dem Sprachmaterial des *AIS* und demjenigen des *vokabulare* von Pizzinini. Für phonetische Studien liefert nur der Sprachatlas eine wissenschaftliche Ausgangsbasis. Für lexikalische Untersuchungen ergänzen sich dagegen Sprachatlas und Dialektwörterbuch aufs beste, da beim ersten die onomasiologische, beim letzteren aber die semasiologische Perspektive die Materialsammlung bestimmt haben.

#### Zum Transkriptionssystem

Bereits Kuen (*ZRPh.* 57, 509) hatte bei der Besprechung von B. Richter-Santifaller, *Die Ortsnamen von La Vall (Wengen), Badia (Abtei), Corvara, Colfosco Marebbe (Enneberg)*, auf die von Pfarrer Pizzinini von St. Leonhard (= Abtei) mitgeteilten Ortsnamenformen hingewiesen und auf die ungenaue Schreibung aufmerksam gemacht. Der Herausgeber Plangg sah sich ebenfalls mit diesem Problem konfrontiert. Einerseits das Bemühen, das Manuskript, das auf einer Schreibtradition beruhte, nicht zu verändern, andererseits die Erfordernisse einer modernen Transkription, der er gerecht werden wollte. Auch in diesem Falle hat sich der Herausgeber zu einem Kompromiß entschlossen, der nur zum Teil befriedigt<sup>12</sup>.

Es ist sonderbar, daß Plangg zwei verschiedene Umschriften verwendet, eine sogenannte Stichwortgraphie und eine Normalgraphie. Bei den Stichwörtern unterscheidet er die Qualität der betonten Vokale [e] und [o], gibt den Wortakzent mittels untergeschriebenen Punkt an, trennt stimmhaftes und stimmloses *s* in vorkonsonantischer Stellung; Differen-

<sup>10</sup> Lateinische Neubildungen innerhalb der alten Diözese Säben-Brixen, cf. grödn. *bátum* 'Taufe'; grödn. *kurtina* 'Friedhof' (*ZRPh.* 57, 503).

<sup>11</sup> Diese Form kennt Kuen nur für Enneberg (*ZRPh.* 57, 517).

<sup>12</sup> Cf. die Besprechung der *parores ladines* durch P. Wunderli, *RJ* 18 (1967), 141.

zierungen, die in der Normalgraphie – innerhalb der einzelnen Artikel – weggelassen werden.

Der Wortakzent wird nach der Erklärung p. XXXI nicht geschrieben bei einsilbigen Wörtern, oder bei mehrsilbigen Paroxytona, sofern der Tonvokal *a, i, ü, u* lautet. Ist der Tonvokal *e, o, õ*, wird ein Akzent gesetzt, der gleichzeitig die offene oder geschlossene Vokalqualität angibt (*é, è*). Bei Oxytona oder Proparoxytona markiert ein Punkt unter dem Tonvokal *a, i, u, ü* den Wortakzent. Diese Akzentmarkierung auf fünf verschiedene Arten ist zu kompliziert und für den Benützer verwirrend.

Unbefriedigend ist auch die Angabe der Vokalquantität. Um Homographien zu verhindern, bezeichnet Plangg den relevanten Langvokal mit Doppelvokalen (*aa, ée, èe, ii, óo, òo*), bei *i* zusätzlich mit *í* (um Verwechslungen mit *ü* auszuschalten). Diese Vereinfachung der Quantitätsangabe auf relevante Langvokale verunmöglicht die Verwertung dieses badiotischen Wörterbuches für phonetische Studien (im Gegensatz zu den Angaben des *AIS* oder Kuens Transkriptionen):

p. 16: *bèrba* m. 'Onkel, Oheim' gegenüber *mi bërba* (*AIS* 19, P. 314).

p. 19: Unterld. *bólk* m. 'Gemeindehirt' gegenüber *bōlk* (*ZRPh.* 57, 516, N 6)<sup>13</sup>.

p. 104: *néne* m. 'Großvater' gegenüber *nêne* (*AIS* 16, P. 314).

p. 110: *òsh* m. pl. 'Knochen' gegenüber *i ōš* (*AIS* 90, P. 314).

Unbrauchbar sind diese Graphien, wenn der Unterschied Länge/Kürze für die Dialektbestimmung relevant ist:

p. 51: *giát* 'Katze'; cf. Colfuschg, Corvara, Stern, St. Cassian, Abtei, Pedraces *djāt*, Wengen *djāt* (*Festschrift Tappolet*, p. 190).

p. 85: *lavátsh* Pl. 'Huflattich, Pestwurz'; cf. obad. *lavátš*, ubad. *lavätš* (*ZRPh.* 57, 491).

p. 108: *oliáz* m. 'Schmieröl, Wagenschmiere'; cf. obad. *oliáts*, ubad. enneb. *oliäts* (*ZRPh.* 57, 492).

p. 78: *kóssa* f. 'Schenkel, Hinterbacke'; cf. Corvara, Stern, St. Cassian, Abtei, Pedraces *kāsa* 'Oberschenkel', Welschellen, Weitental *kāsa* oder Wengen *kāsā*, Campill, St. Martin, Piccolein, Untermoi *kāsā* (*Festschrift Tappolet*, p. 189).

Eine Besonderheit des badiotischen Vokalismus ist der zwischen *ɛ* und *ə* liegende Mittelvokale, den Pizzinini und Plangg mit dem Graphem *ē* wiedergeben. Wie in der Einleitung dargestellt wird, ist dieser Vokal von Dialekt zu Dialekt leicht verschieden und nur in einem Übergangsbereich zwischen Oberbadiotisch und Unterbadiotisch eindeutig Phonem. Nach den exakten Schreibungen von Kuen und auch von Scheuermeier zu schließen, müßte dieser Vokal im Oberbadiotischen mit *ə* transkribiert werden. Auch Plangg schreibt p. XXXVII: «fällt im Badiot zusammen mit dem kurzen vorderen *á*».

Aufschlußreich ist Kuens Wortliste für die Bezeichnungen der Sonne verglichen mit den Angaben von Pizzinini-Plangg:

p. 159: *sorēdl* m. 'Sonne'; cf. Kuen, *Festschrift Tappolet*, p. 189: Colfuschg, Corvara, Stern, St. Cassian, Abtei, Pedraces *sorādł*, Wengen, Campill, St. Martin, Piccolein, Untermoi *sorādł*<sup>14</sup>, Welschellen, Weitental, Zwischenwasser, Enneberg *sorēdl*.

<sup>13</sup> Die semantische Entwicklung von *BUBULCUS* 'Ochsentreiber, Ochsenknecht' zu 'Ochsenhirte, Hirte' ist nur in Graubünden und im Zentralladinischen bekannt, vgl. *DRG* 2, 657, Ampezzo *bolco* 'pastore principale del gregge', Comelico *bolku* 'guardiano delle vacche' (*ARom.* 10, 97).

<sup>14</sup> Von Kuen mit *ε* transkribiert, das von *ɛ* unterschieden und als weiter vorne artikulierter Mittelvokale erklärt wird (*Festschrift Tappolet*, p. 188 N 8).

Weitere Beispiele für die entsprechenden Transkriptionen von Scheuermeier und Kuen:

p. 26: *dëit* m. 'Finger'; cf. Colfuschg *dáyt* (AIS 153).

p. 37: *ëla* f. 'Frau, Weib'; cf. Colfuschg *ála* (AIS 48).

p. 96: *mënta* f. 'Minze, Pfefferminz'; cf. obad. *mänta*, ubad. *mänta*<sup>14</sup>, enneb. *mõnta* (ZRPh. 57, 490).

p. 196: *vënter* 'Bauch'; cf. obad. *vántar*, ubad. *vántar* (Festschrift Tappolet, 207, N 52)<sup>14</sup>.

Für Enneberg verzeichnet Plangg als Ausweichmöglichkeiten von unstabilem /*ë*/ die beiden Phoneme /*ɛ*/ und /*ø*/ . Nach Notierungen von Kuen müßte man anstelle von /*ɛ*/ den geschlossenen Vokal /*ɛ̄*/ einsetzen, wobei freilich im Gadertal die Öffnung von /*ɛ*/ nur in Opposition zu /*ɛ̄*/ deutlich hörbar ist, im Vergleich zu andern Dialekten aber ein sehr wenig offenes /*ɛ*/ aufweist, das sogar von einem so begabten Exploratoren wie Scheuermeier in St. Vigil gelegentlich als *ɛ̄* notiert wurde (ZRPh. 57, 485):

P. 47: *frëit* m. 'Kälte'; vgl. enneb. *frëit* (ZRPh. 57, 507).

p. 104: *nëi* f. 'Schnee'; vgl. enneb. *nëi* (ZRPh. 57, 507).

p. 125: *prodëi* (mar.) 'füttern'; vgl. enneb. *prodëi* (ZRPh. 57, 514).

Schwieriger gestaltet sich der Vergleich der Qualität unbetonter Vokale, die je nach Sprechtempo und Lokaldialekt schwanken kann. Kuen unterscheidet – je nach den satzphonetischen Gegebenheiten – eine Vollstufe (z. B. *líme* 'Schwelle'), eine Reduktionsstufe (*límə*) und eine Schwundstufe (*lim*). Pizzinini-Plangg verzeichnen p. 87 *lim* 'Schwelle'. Konsequenterweise müßte dann auch für *piét* 'Kamm' die Schwundstufe angeführt werden. Der Herausgeber erwähnt aber p. 118 *piét(e)*, d. h. das einmal die Schwundstufe, das anderemal Schwund- und Reduktionsstufe. Dasselbe gilt für den morphologischen Teil: *i messaa* 'ich mußte' (p. L). In Abtei heißt nach Kuen diese Verbalform *i msā* (Festschrift Tappolet, p. 200). Entsprechend der gewählten Schwundstufe von *lim* (p. 87) müßte *i mssaa* oder gemäß der Notierung von *piét(e)* die Klammerform *i m(e)ssaa* stehen.

Für die richtige Interpretation der von Plangg verwendeten Konsonantengraphien scheint mir ein Vergleich mit den Schreibungen im AIS und bei Kuen zweckmäßig:

Pizzinini-Plangg	AIS	Kuen
<i>tg</i> <sup>15</sup>	<i>č</i> <sup>16</sup>	<i>č(tχ)</i>
<i>z</i>	<i>ts</i>	<i>ts</i>
<i>tsh</i>	<i>č</i> <sup>17</sup>	<i>tš</i>
<i>gi</i>	<i>ǰ</i> <sup>18</sup>	<i>dj</i>
<i>s</i>	<i>z</i>	<i>z</i>
<i>śh</i>	} <i>ž</i>	<i>ž</i>
<i>ś</i> (vor stimmhaftem Konsonanten) <sup>19</sup>		
<i>ss</i>	<i>s</i>	<i>s</i>

<sup>15</sup> Von Plangg in seiner Tabelle p. xxxv irrtümlich unter den Verschlusslauten eingereiht.

<sup>16</sup> p. 180 *tgavëis* m.pl. 'Kopfhaar'; vgl. Colfuschg *čaváys* (AIS 95); p. 178 *tgampana* f. 'Glockenblume'; vgl. *čampána* (ZRPh. 57, 490).

<sup>17</sup> p. 118 mar. *potshó* m. 'Fichte'; vgl. Enneberg *poťšó* (ZRPh. 57, 490), *počó* (AIS 569).

<sup>18</sup> p. 51 *giát* m. 'Katze, Kater'; vgl. Colfuschg *ǰát* (AIS 1114), Colfuschg, Corvara, Abtei, Pedraces *djāt* (Festschrift Tappolet, p. 190).

<sup>19</sup> Fehlen in der Graphemtablelle p. xxxv, cf. aber p. 141 *śbadidlé* 'gähnen'; cf. Colfuschg *žbàidilé*

<i>sh</i>	}	<i>š</i>	<i>ṣ̌</i>
<i>s</i> (vor stimmlosem Konsonanten) <sup>19</sup>			
<i>gh</i> <sup>19</sup>	}	<i>g</i>	<i>g̣</i>
<i>-n(s)</i> <i>-ng(h)-</i> <sup>19</sup>			
<i>η</i> (vor Konsonant im Wortinnern) <sup>19</sup>	}	<i>η</i>	<i>η̣</i>
<i>gn</i>			

Abschließend muß man erwähnen, daß die von Guntram Plangg publizierten *Parores ladines*, die auf der zuverlässigen Materialgrundlage von Antone Pizzinini beruhen, einen wertvollen lexikalischen Beitrag für die Erforschung der Gadertal-Dialekte und des Oberbadiotischen im besondern darstellen. Wenn auch hinsichtlich der für phonetische Belange ungenügenden Transkription gewisse Vorbehalte anzubringen sind, so bildet doch die übersichtliche Einleitung, die Überprüfung und Drucklegung von Pizzininis Wortmaterial eine beachtliche Leistung des Herausgebers.

Max Pfister

★

GUSTAV INEICHEN, *El Libro Agregà de Serapiom. Volgarizzamento di frater Jacobus Philippus de Padua*, parte I: Testo, Venezia-Roma 1962, XLIII + 462 p.; parte II: Illustrazioni linguistiche, 1966, XVII + 469 p. (*Civiltà veneziana. Fonti e Testi* 3).

Ineichen hat in seiner Habilitationsarbeit ein Werk geschaffen, das in dreifacher Hinsicht grundlegend ist: als Textausgabe, als Quelle des altpaduanischen Wortschatzes und als Laut- und Formenlehre des Dialektes von Padua um 1400. Die Textausgabe (Band I) mit den prächtigen Blumenzeichnungen (zum Teil Farbdruck) ermöglicht einen Einblick in die pharmakognostischen Kenntnisse des Spätmittelalters im Bereiche von Venedig<sup>1</sup>. Die Manuskriptillustrationen, die in der Ausgabe vollständig reproduziert werden, gehören zu den ersten mittelalterlichen Pflanzenzeichnungen, die naturgetreu und nicht stilisiert wiedergegeben werden. Die zum erstenmal publizierte Handschrift stammt aus dem Ende des 14. Jahrhunderts und ist bekannt als *Erbario carrarese*, Ms. Egerton 2020 des Brit. Museums. Die Bezeichnung Ineichens *El Libro Agregà de Serapiom* ist zutreffender, da zwar das Herbarium im mittelalterlichen Sinn den Hauptteil des Kodex bildet, das Manuskript aber ebenfalls ein Bestiarium enthält. Verfasser des altpaduanischen Textes ist *Frater Jacobus Philippus, ordinis heremitarum*, der diese Vulgarisierung auf Wunsch von Francesco Novello da Carrara schrieb, bevor 1403 Padua von Venedig abhängig wurde. Vielleicht steht das Fehlen von Miniaturen und Illustrationen im Bestiarium mit den politischen Wirren im Zusammenhang, die nach dem Sturz der Carraresen in Padua auch auf künstlerischem Gebiet ihre Auswirkungen haben konnten.

Zusammen mit dem *Serapione toscano* (überliefert im Panciatichiano 80, Biblioteca nazionale in Florenz, 15. Jh., und im Laurenziano Gaddiano 17, Ende 14. Jh.) geht der von Inei-

(AIS 170), p. 114 mar. *pastôra* f. 'Weide'; cf. enneb. *pastoéra* (ZRPPh. 57 (1937), 507), p. 118 Kampill *pirghena* f. 'Erdbeere'; cf. Campill *pirgenes* pl. (*Festschrift Tappolet*, p. 191; ZRPPh. 57, 491) usw.

<sup>1</sup> Cf. G. INEICHEN, *Bemerkungen zu den pharmakognostischen Studien im Spätmittelalter im Bereiche von Venedig*, ZRPPh. 75 (1959), 439–466.

chen publizierte *Serapion carrarese* auf eine lateinische Fassung zurück, die Ende des 13. Jahrhunderts von Simone da Genova verfaßt wurde.

Der eigentliche Autor des Urtextes ist Serapion (Ibn Sarābī der Jüngere), ein Pharmakologe oder Arzt, der Ende des 11. Jahrhunderts oder zu Beginn des 12. Jahrhunderts im muslimischen Spanien seine Kenntnisse auf Arabisch niederschrieb. Leider ist das arabische Original noch nicht gefunden worden. Serapion gehörte jenem bedeutenden Kreis arabo-spanischer Gelehrter an, welche uns die Erkenntnisse des griechisch-römischen Altertums in arabischer Rezeption überliefern, bereichert und erweitert durch die Errungenschaften der islamischen Kultur. Auf dem Gebiet der Medizin und Pharmakologie gehen die Quellen Serapions einerseits auf den Dioskurides (1. Jh.) und Galenus (2. Jh.) zurück; andererseits verfügten aber auch die Araber über eine bedeutende medizinische Tradition, die sie von den Syrern und Persern bezogen. Entsprechend den drei Aufmarschstraßen orientalischen Wortgutes können medizinisch-pharmakologische Ausdrücke prinzipiell über Spanien–Montpellier, über Sizilien–Salerno oder auf dem Kreuzzugsweg über Venedig in den paduanischen Raum gelangt sein. Sprachlich ist der Text äußerst interessant, da abgesehen von gelehrten Pflanzenbezeichnungen auch dialektale Formen in dieser wissenschaftlichen Prosa auftreten und die Fachterminologie einen beachtlichen arabischen Einfluß aufweist, der über die lateinische Fassung auf das arabische Original Serapions zurückweist. Die große Zahl arabischer Elemente, die von Ineichen interpretiert und mit zeitgenössischen Quellen (z.B. Nikolaus Roccabonella von Conegliano) verglichen werden, bilden einen wichtigen Beitrag für die Geschichte der Arabismen in den romanischen Sprachen. Verschiedentlich liefert Serapion Erstbelege für die Sprachgeschichte der entsprechenden Wörter:

*albaras* (*albara*) ‘morfea’ (II, 248) zeigt die Ausstrahlung von sp. *albarazo* (seit 1251), das aus ar. *baraṣ* entlehnt ist. Vermutlich über mlat. *albaras* (Avicenna, 11. Jh.) gelangte sp. *albarazo* nach Portugal, Katalonien und Oberitalien: aport. *alvaraz*, akat. *albaràs* (1460); nfr. *albora* wurde auf Grund von Paracelsus Schrift «De apostematibus» ins Französische aufgenommen: nfr. *albora* m. ‘espèce de lèpre’ (Enc 1751 – Besch 1858, cf. *FEW* 19, 22, s. ar. *baraṣ*). Im Gegensatz zum Spanischen kennt die paduanische Vulgarisierung des Serapion auch die artikellose Form *baras* ‘varietà di morfea’ (II, 251).

*albotin* ‘terebinto e lentisco’ (II, 56) geht auf mlat. *albothin* (Avicenna syn.) und die Dioskuridesüberlieferung zurück (*albotin*). Die graphische Variante *albotim* 105 r 6 hätte im Glossar von Ineichen II, 56, Aufnahme verdient, da Steiger, *FEW* 19, 38, die Endung *-in* statt *-m* als falsche Lesung interpretiert. Im Spanischen ist *albotín* ‘terebinto’ erst seit 1850 belegt, und im Altfranzösischen kommt nur die sekundäre Bedeutung ‘térébenthine’ vor; cf. *FEW* 19, 38, s. ar. *buṭm* ‘Terebinthe, Terpentinbaum’.

*alchanna* ‘Lotwurz (*lawsonia inermis*)’ (II, 56). *DEI* erwähnt nur it. *alcanna* (17. Jh., Della Valle). Ar. *ḥinnā* scheint über die Latinisierung *alchenna* (12. Jh., Gerardo di Cremona) durch Mediziner und Kenner der Drogen den romanischen Sprachen vermittelt worden zu sein, cf. afr. mfr. *alcanne* ‘henné’ (AldS – Moam, *FEW* 19, 71, s. ar. *ḥinna*), apr. *alaguana* (13. Jh.), akat. *alquena* (1243), akast. *alcana* (1423, Cor.).

*alfe* ‘giunco’ (II, 57) wird von Ineichen nicht weiter kommentiert. Nach *DEI* s. *alfa* ‘pianta delle graminacee dell’Africa settentrionale’ ohne Datierung und nach Battaglia *alfa* mit der Angabe «dallo spagn. *alfa*» könnte man annehmen, daß es sich um eine moderne Entlehnung handle. Der Beleg aus Serapion und apr. *elfa* ‘sparte’ (Ende 14. Jh., *FEW* 19, 63, s. ar. *ḥalfā*) beweisen aber die Existenz dieses Wortes bereits im Spätmittelalter.

*armel* ‘ruta selvatica’ (II, 67). *DEI* belegt ait. *armel* erst für 1565. Aus mlat. *harmala*

sind außer der Form bei Serapion nfr. *harmale* 'peganum harmala' (seit Corn 1694, *FEW* 19, 66, s. ar. *ħarmal*) und sp. *alharma* (1770) entlehnt.

*bothor* 'specie di pustula, vaiuolo' (II, 252) geht auf die mittellateinische Tradition zurück, vgl. mlat. *bothor* (Avicenna). Dieser medizinische Ausdruck wurde im 14. Jahrhundert vom Mittelfranzösischen entlehnt, vgl. *bothor* (Moam, *FEW* 19, 38 s. ar. *buṭūr*), im 15. Jahrhundert vom Spanischen, vgl. asp. *botor* (Nebrija). Der vom *DEI* s. *buttere* verzeichnete Beleg *bothore* (15. Jh.) kann durch die paduanische Serapion-Vulgarisierung vordatiert werden.

*mahaleb* 'ciliegia nana' (II, 148). Vermutlich über mlat. *mahaleb* (Avicenna; Serapion) in die romanischen Sprachen gelangt; vgl. nfr. *mahaleb* 'bois de Ste-Lucie' (seit 1572, *FEW* 19, 111, s. ar. *maħlab*). *DEI* verzeichnet nur it. *malèbo* (19. Jh.).

*melençana* 'solanum melongena' (II, 152). Nach *DEI* ist it. *melanzana* f. seit 1476 belegt. Fr. *melanzane* (1553) stammt aus dem Lombardischen (Arveiller, *RLiR* 33 (1969), 233); Ergänzung zu *FEW* 19, 17, s. ar. *bāḍiṅḡān*.

*memite* 'glaucium luteum' (II, 153). Die Bezeichnung des Hornmohns und des aus seinem Kraut und seinen Wurzeln hergestellten Diureticums mit *memite* ist im Französischen für 1559 bezeugt (*FEW* 19, 118, s. ar. *māmīṭā*) und scheint auf mlat. *memithe* zurückzugehen (Avicenna syn.; Roccabonella).

*meçereom* 'daphne mezereum' (II, 155). Erstbeleg für die botanische Terminologie der Romania, entlehnt aus ar. *māzaryūn* (10. Jh., *FEW* 19, 126), vgl. fr. *mézéreon* m. (seit Est 1538).

*nenufar* 'nymphaea alba, nuphar luteum' (II, 163). *DEI* verzeichnet nur it. *nennifaro* (-ar, -ero, *nannunfero*) seit dem 14. Jahrhundert (P. Crescenzi). Die Form im paduanischen Serapion mit *u* gehört wie fr. *nénufar* (seit 13. Jh., *FEW* 19, 137, s. ar. *nainūfar*) zu mlat. *nenufar* (13. Jh.).

*olibano* 'incenso' (II, 167) geht auf die mittellateinische Tradition zurück, vgl. mlat. *olibanum* (1033), entlehnt fr. *oliban* 'résine qui fournit l'encens' (seit ca. 1300), it. *olibano* (14. Jh., *DEI*, ohne weitere Angabe).

*penito* 'zucchero filato, pennito' (II, 242) aus mlat. *pinitus* präzisiert die Angaben im *DEI*: ait. *pennito* (14. Jh.) zu pers. *pānīd* 'sucre raffiné' (*FEW* 19, 142).

*scea* 'varietà d'assenzio' (alphabetisch falsch eingeordnet II, 199, statt II, 198). Zu mfr. *seche armenice* 'absinthe de mer' (Moam) erwähnt *FEW* 19, 173, s. ar. *ših*: «Das ar. Wort wird im Mittellateinisch der Botaniker durch *seca* wiedergegeben.» Beachtet man die Belege bei Ineichen mlt. *sceha* (Pandette; Avicenna syn.), fragt man sich, ob im *FEW* mlat. *seca* statt *scea* verschrieben ist.

*sceytaragi* (*setaragi*, *seytarach*) 'lepidium latifolium' (II, 200; alphabetisch falsch eingeordnet II, 200, statt II, 198). Nach *DEI* ist it. *cetracca* erst seit dem 16. Jahrhundert belegt; cf. auch aprov. *satarac* m. 'ceterach officinarium, sorte de fougère employée en médecine' (Béziers ca. 1300, *FEW* 19, 173 s. ar. *šīṭaraḡ*).

*sebestem* (*sebesten*) 'sebestena' (II, 199). Über mlat. *sebesten* (Giovanni da Parma, 14. Jh.) scheint dieses Wort in die romanischen Sprachen gedrungen zu sein, cf. sp. *sebestén* (seit 16. Jh.), fr. *sebesten* (1548–1598). Im Italienischen bisher nach *DEI* erst 1753 belegt (James). Anstelle von ar. *sabastān* (Ineichen) setzt Wartburg ar. *sibistān* als Etymon an (*FEW* 19, 155).

*secacul* 'polygonatum officinale' (II, 200). – Erstbeleg für die romanischen Sprachen, da mfr. *secacul* m. 'panicaut' erst im 15. Jahrhundert bezeugt ist, vgl. *FEW* 19, 170, s. pers. *šaqqūl*.

*sifac* 'peritoneo' (II, 295). Anhand dieses Medizinalausdruckes läßt sich das Eindringen des Arabismus über das Mittellatein verfolgen, da mlat. *siphac* bereits seit ca. 1100 belegt

ist. Aus dem Mittellatein entlehnt aprov. *sifac* 'péritoine' (14. Jh., *FEW* 19, 156, s. ar. *šifāq*), asp. *cifaque* (Mitte 14. Jh.), apadov. *sifac* (ca. 1400).

*soda* 'mal di testa' (II, 278). *FEW* 19, 160, s. ar. *šudāc* kennt nur apr. *soda* f. 'migraine' (hap.) ohne Datierung. Der Beleg im altpaduanischen Serapion zeigt, daß sowohl apr. wie apadov. *soda* als Ausdruck der Medizin aus mlat. *soda* (schon 13. Jh.) entlehnt wurden.

Diese wenigen Beispiele illustrieren das große Interesse des ausführlichen Glossars für die italienische und vor allem für die venezianische Lexikographie. Die Hauptschwierigkeit für den Herausgeber bot zweifellos die Nomenklatur, die Zuordnung von *signifiant* und *signifié*, da neben der mittelalterlichen Synonymie (Ineichen II, 328, «la sinonimia medievale») auch mit Allomorphie gerechnet werden muß; d.h., einem Begriff sind nicht gleiche, sondern ähnliche Signeme zugeordnet. Obschon zwar die realistischen Illustrationen des Herbariums bei der Identifikation der verschiedenen bezeichneten Species einige Schwierigkeiten auflösen können, so bestehen doch in der botanischen und pharmakologischen Fachsprache der Serapion-Vulgarisierung noch eine Reihe ungelöster Probleme, vor allem deshalb, weil bereits im Mittelalter Unklarheiten und Verwechslungen in den verschiedenen Übersetzungen und Bearbeitungen auftreten. Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang die einleitenden Ausführungen Ineichens (I, p. xvi) zu *secacul* 'polygonatum officinale', welche die schwierige Interpretationsarbeit des Verfassers zeigen. Pers. *šaqāqul* z. B. bedeutet 'pastinaca schekakul (rizoma di ombrellifere commestibili)'. Da aber diese Pflanze, die als Aphrodisiacum galt, im 14. Jahrhundert in Europa unbekannt war, ersetzte sie der Autor der Paduaner Schule durch die Wurzel des Salomonssiegels, wie die beigegefügte Illustration (Tafel 40) erkennen läßt.

Für den Benutzer umständlich ist das alphabetische Glossar, welches zum Teil nach onomasiologischen Gesichtspunkten (3.1–3.4) in vier Teile aufgegliedert ist.

Welch wertvolle Grundlage für die Erforschung der botanischen und medizinischen Fachsprache des Spätmittelalters Ineichen geschaffen hat, können jene ermessen, welche die Assimilation der arabischen Wissenschaften durch das lateinische Mittelalter studieren oder sich mit altitalienischer Dialektologie und Lexikologie beschäftigen.

Max Pfister

★

ILIA GRISET, *La parlata provenzaleggiante di Inverso Pinasca (Torino) e la penetrazione del piemontese in Val Perosa e in Val San Martino*, Torino (Giappichelli) 1966, 183 p.

Diese in Turin entstandene Dissertation behandelt die Sprache der beiden Waldensertäler Val Germanasca und Val Chisone im westlichen Piemont. Westlich des Chisone wird von der Waldenserbevölkerung Waldensisch provenzalischer Prägung gesprochen, östlich des Flusses spricht die katholische Bevölkerung Piemontesisch. Die modernen Kommunikationsmittel und die immer intensiver werdenden Kontakte zwischen Waldensern und der industrialisierten piemontesischen Bevölkerung (Pinerolo–Turin) sowie der Militärdienst der jungen Waldenser Soldaten in piemontesischen Alpini-Bataillonen gefährden die sprachliche Eigenständigkeit dieser provenzalischen Dialekte. Deshalb ist eine Bestandesaufnahme der sprachlichen Situation von 1962 ein dankbares Dissertationsthema, vor allem wenn das Sprachmaterial durch einen Explorator aufgenommen wird, der selbst aus dem waldensischen Sprachgebiet stammt. Ilia Griset hat ihr vollständiges Questionnaire, das 719 Fragen enthielt, in Inverso Pinasca (Heimatsdialekt), Prali und Villar Perosa abgefragt. Für Prali und Turin standen der Verfasserin zudem die noch unveröffentlichten Materialien des ALI zur

Verfügung, dessen Kartennummerierung immer neben den Referenzen des *ALF* und *AIS* aufgeführt ist.

Für Inverso Pinasca stellt Griset Unterschiede fest zwischen der Sprache der jüngeren und älteren Generation (p. 10). Methodisch naheliegender wäre es deshalb gewesen, für ein Teil-Diasystem (z.B. Verwandtschafts- oder Körperbezeichnungen) einen Vergleich vorzunehmen mit Aufnahmen, die eine oder zwei Generationen zurückliegen. Dies wäre möglich gewesen für Pramollo (Aufnahme von Griset am 6.6.1962; Aufnahme von Scheuermeier für den *AIS* vom 2.–5.8.1922). Nur 3 Kilometer nordwestlich von Pramollo liegt Maisette (P. 982 des *ALF*, zu Beginn des Jahrhunderts von Edmont aufgenommen). Neben den Sprachatlanten eignet sich für Vergleichszwecke auch die Arbeit von Holmes über *Waldensian Speech in North Carolina*, *ZRPh.* 54 (1934), 500–513. Die Sprache dieser Waldenser, die zwischen 1892 und 1922 aus der Valle Germanasca ausgewandert waren, kann als repräsentativ für den *AIS*-Punkt 152 (Pramollo) betrachtet werden<sup>1</sup>. Eine systematische Zusammenstellung der lexikalischen Unterschiede zwischen den Aufnahmen von Holmes und von Griset würde den piemontesischen Einfluß der letzten vierzig Jahre verdeutlichen. Die Resultate dürften wohl kaum wesentlich abweichen von denjenigen Simons für die Valle di Susa<sup>2</sup>. Verschiedentlich stimmen die Aufnahmen von Griset mit denjenigen von Holmes überein und halten einen konservativeren Sprachzustand fest als die Aufnahmen des *ALF* oder des *AIS*:

Abgefragter Begriff	Alta Valle (Griset)	<i>AIS</i> P. 152	<i>ALF</i> P. 982	Pramollo (Holmes)
<i>zia</i>	<i>dando</i>	<i>máñã</i>	<i>máñø</i>	<i>dándø</i>
<i>nipote</i>	<i>nešo</i>	<i>navúdá</i>	<i>něbū</i>	<i>něšø</i>
<i>cieco</i>	<i>avøgle</i>	<i>bõrñ</i>	<i>bõrñ</i>	<i>avégļe</i>

Sowohl Jaberg-Jud<sup>3</sup> wie auch Griset bezeugen, daß die Waldenser des westlichen Talabschnitts der Val Perosa viersprachig sind und sich korrekt auf waldensisch, piemontesisch, italienisch oder französisch verständigen können. Verschieden ist aber die Beurteilung der Verwendung des Französischen: Jaberg-Jud, p. 56: «Die ältere Generation zieht das Französische vor»; Griset, p. 36: «Il francese, anche se conosciuto, è poco usato nei rapporti quotidiani (ci si rivolge generalmente in francese al pastore).»

Die Transkription von Griset ist weniger genau als diejenige des *AIS*, des *ALF* oder Holmes, genügt aber in ihrer Vereinfachung für die typisierende lexikalische Untersuchung. Wenn wir innerhalb der Alta Valle Vergleiche zwischen Griset, *AIS*, *ALF* und Holmes vornehmen, so zeigt sich diese vereinfachte Notierung z.B. in der ungenaueren Angabe der Vokalqualitäten:

Abgefragter Begriff	Alta Valle (Griset)	<i>AIS</i> P. 152	<i>ALF</i> P. 982	Pramollo (Holmes)
<i>sorella</i>	<i>sore</i>	<i>şõare</i>	<i>sõre</i>	<i>sõre</i>
<i>nonna</i>	<i>nonno</i>	<i>nõnnø</i>	<i>nõnø</i>	<i>nõnnø</i>
<i>suocera</i>	<i>madonna</i>	<i>madõnã</i>		<i>madõnnø</i>
<i>sputare</i>	<i>eyküpi</i>	<i>eyküpi</i>	<i>éyküpi</i> <sup>4</sup>	<i>eyküpi</i>

<sup>1</sup> Cf. *Bibliographie des dictionnaires patois galloromans (1550–1967)*, Droz 1969, 3.2.2.9., p. 264.

<sup>2</sup> H. J. SIMON, *Beobachtungen an Mundarten Piemonts*, Heidelberg 1967, p. 137.

<sup>3</sup> K. JABERG und J. JUD, *Der Sprachatlas als Forschungsinstrument*, Halle 1928, p. 56.

<sup>4</sup> Diese Form zeigt die bei Edmont verschiedentlich auftretende falsche Notierung okzitanischer Betonungsverhältnisse.

Die Arbeit von Griset gliedert sich in eine geographisch-historische Einleitung, einen traditionellen phonetischen Teil (p. 38–53), eine kurze morphologische Charakterisierung (p. 54–72), einen rudimentären syntaktischen Abriß (p. 72–78) und den lexikalischen Hauptteil (p. 79–130). Anschließend folgen einige Dialekttexte, Questionnaire und Wortregister. Wertvoll sind vor allem die lexikalischen Materialien, die mit dem Piemontesischen und dem Provenzalischen verglichen werden. Weniger befriedigen der phonetische, morphologische und syntaktische Teil, die in ihrer methodischen Anlage (z. B. «gruppo CT > it»); oder lateinisches Etymon neben moderner Dialektform) an die dialektologischen Arbeiten der Jahrhundertwende erinnern. Ein atomistisches Verfahren, das den Stellenwert der einzelnen Phoneme innerhalb des phonologischen Systems einer Mundart nicht untersucht, kann kaum mit dem Titel «fonologia» (p. 38) überschrieben werden.

Als Zwischenstufe zwischen lateinischem Etymon und modernem Dialektwort verzeichnet die Verfasserin gelegentlich die Form altwaldensischer Texte. Die Interpretation dieser nicht systematisch beigezogenen altwaldensischen Belege scheint mir verschiedentlich zweifelhaft zu sein: z. B. «per quanto riguarda il dialetto valdese, la palatalizzazione nei testi valdesi del XIV secolo generalmente manca ancora (es. *cambro* 'camera', in Avangeli de li 4 semenz, cit., str. LXIII; *cantar*, in La Barca, cit., str. XXII), ma essa era già in atto se troviamo *chavun* 'bandolo', 'fine' (Nobla Leyczon, v.3) ... Doveva essere molto avanzata all'inizio del secolo XVI ...» (p. 48). Abgesehen davon, daß *chavun* (14. Jh.) vor *cambro* (15. Jh.) belegt ist, können die Waldenser Graphien nur interpretiert werden, wenn man die Graphien des gesamten altprovenzalischen Sprachraumes mitberücksichtigt. Da die Graphien *cha-/ca-* seit den ältesten altprovenzalischen Dokumenten dialektale Unterschiede reflektieren und die Sprache der waldensischen Literaturdenkmäler zweifellos zum *nord-occitan*<sup>5</sup> gehört, besteht kein Zweifel, daß die Palatalisierung in den provenzalischen Waldenser Tälern seit dem ersten Auftreten der Waldenser (13. Jh.) vollzogen war. Graphien mit erhaltenem *ka-* sind als traditionelle Schreibungen zu interpretieren, die auch in altprovenzalischen Dokumenten der nord-okzitanischen Übergangszone anzutreffen sind. Für die waldensischen Texte freilich ist es nicht ausgeschlossen, daß der Konservatismus der Schreiber gestützt wurde durch den Lautstand der benachbarten piemontesischen Dialekte und der dortigen Schreibtradition<sup>6</sup>.

Eine entsprechende Richtigstellung drängt sich auch für die Behandlung von -t- im Altwaldensischen auf: «La caduta della esplosiva sorda intervocalica compare già nei testi valdesi dei secoli XIV e XV, ma il fenomeno non è ancora generalizzato» (p. 46). Graphien mit -d- bewahren kaum einen älteren Sprachzustand, sondern sind als graphische Archaismen zu betrachten, die relativ selten sind, cf. z. B. die häufig auftretende Endung -a (< -ATA)<sup>7</sup>.

Beim Verlust oder der Abschwächung von vortonigem *e* sieht Griset weniger piemontesischen als frankoprovenzalischen Einfluß. Dies möchte ich bezweifeln. Als Vergleichspunkte des Frankoprovenzalischen eignen sich aus geographischen Überlegungen am ehesten frankoprovenzalische Punkte des Dauphiné.

frpr.	Bassa Valle	Torino
bdauph. <i>semáno</i> (FEW 11, 482)	<i>zmaná</i>	<i>zmaņa</i>
Isère <i>səmənó</i> (ALF 1216, P. 829)	<i>səmná</i>	<i>səmné</i>
Ronco Canavese <i>mazaler</i>	<i>mazlé</i>	<i>mazlé</i>

<sup>5</sup> P. BEC, *La langue occitane*, Paris 1963, p. 8.

<sup>6</sup> Cf. P. WUNDERLI, *Die okzitanischen Bibelübersetzungen des Mittelalters*, Analecta Romanica 24 (1969), p. 56.

<sup>7</sup> Cf. WUNDERLI, *op. cit.*, p. 56s., mit Verbreitungskarte von geschwundenem -t-.

Diese drei Beispiele mit Ausfall des vortonigen *e* in der Valle del Chisone und im Piemontesischen und Erhaltung (höchstens Abschwächung) im frankoprovenzalischen Raum beweisen, besonders deutlich im Falle von SEMINARE, daß die Synkopierungsverhältnisse des von Griset untersuchten Gebietes mit dem Piemontesischen und nicht mit dem Frankoprovenzalischen übereinstimmen<sup>8</sup>.

Griset führt p. 48 die Entwicklung *ct* > *it* unter den Übereinstimmungen mit dem Piemontesischen an<sup>9</sup>. Die Verfasserin nimmt an, daß trotz der Graphie *it* in den altwaldensischen Literaturdenkmälern die Affrikate *tš* die ursprüngliche Lautung gewesen sei. Sonst würde sie kaum schreiben «traccia dell'antico esito in *č* rimane nella parola *penče* 'pettine' (< PECTINEM)». Nach meiner Ansicht weisen Formen wie *nöyt*, *fayta* in der Bassa Valle del Chisone zusammen mit den zahlreichen altwaldensischen Belegen auf *-it-* eher auf die ursprünglichen Lautverhältnisse hin. Wie bei der Palatalisierung von *ca-* müssen altwaldensische Verhältnisse und moderne Mundartergebnisse in Inverso Pinasca im gesamtgalloromanischen Rahmen gesehen werden. Die von Keller<sup>10</sup> gezeichnete Karte LACTATA, die für das Piemont und den frankoprovenzalischen Raum sehr übersichtlich die südliche Begrenzung der *-it/-tš-* Grenze zeigt, muß nach Westen erweitert werden. Dann wird ersichtlich, daß Inverso Pinasca den östlichen Rand des *tšauza/fait*-Gebietes bildet und einer zusammenhängenden Zone angehört, die von der Dordogne bis in die Waldenser Täler reicht und den Nordteil des von Bec als *nord-occitan* bezeichneten Sprachraumes umfaßt. Auf diesem sprachgeographischen Hintergrund gewinnen die relativ einheitlichen Graphien *-it* aus dem Limousin, der Auvergne, dem Dauphiné und den Waldenser Texten ein anderes Gewicht<sup>11</sup>. Die ausschließliche Verwendung der Graphie *-it-* im Altwaldensischen und die Übereinstimmung mit der modernen dialektalen Lautung in Inverso Pinasca sprechen gegen einen Einfluß des Piemontesischen.

Griset schreibt p. 53: «Troviamo già un esempio di dittongazione della *i* breve nel Bestiario valdese VIII, 9 *nieras* e XXXII, 5 *nier*.» Awald. *nier* 'noir' hat aber nichts mit den Gleitvokalen vor *r* und *l* zu tun. Die Belege aus dem waldensischen Physiologus (14. Jh.) gehören zu seltenem apr. *nier* adj. 'noir' (z. B. Arnaut Daniel 29,9 vers 34, Ms. A; GirRouss 6749, Ms. P<sup>12</sup>; BertrBorn 80,15 vers 40, ms. A; 80,25 vers 18, Ms. M). Die altprovenzalische Form ist entweder durch apr. *niel* adj. 'noir' (< NIGELLU) beeinflusst oder eine Rückbildung aus der femininen Form *neira*, in der Endung homonym mit *-eira* (< -ARIA) und deshalb in Anlehnung an die Wörter auf *-ARIU* umgebildet zu *-ier* (vgl. FEW 7, 135).

Griset äußert sich p. 59: «Dal piemontese deriva il pronome personale *mi*, usato, oltre che nella sua funzione di pronome complemento, anche con il valore di pronome personale soggetto.» Wahrscheinlicher als piemontesischer Einfluß ist ein Zusammenhang mit der alpinprovenzalischen Zone *mi* 'moi' in Nominativfunktion<sup>13</sup>.

Aus dem Bereiche der Verbmorphologie ist die Futurform *anərə* 'forse egli andrà' erwähnenswert, analogisch gebildet nach den Pluralformen *anərən* 'nous irons', *anərə* 'vous irez'. Es handelt sich dabei um eine dialektale Besonderheit, die bereits in den Graphien der altwaldensischen Texte auftritt<sup>14</sup> und heute typisch ist für die alpin-okzitanischen Dialekte.

<sup>8</sup> Cf. B. HASSELROT, *Syncope et apocope en franco-provençal, Mélanges Duraffour*, p. 50.

<sup>9</sup> Mit der einschränkenden Feststellung p. 48: «Il fenomeno non è da attribuire unicamente all'influsso piemontese.»

<sup>10</sup> H.-E. KELLER, *Etudes linguistiques sur les parlers valdôtains*, Berne 1958, Karte 1.

<sup>11</sup> Cf. WUNDERLI, *op. cit.*, p. 54s.

<sup>12</sup> Kursiv gedruckte Belegangaben bedeuten, daß die entsprechende Form im Reim bezeugt ist.

<sup>13</sup> Cf. RONJAT, § 497, und WUNDERLI, *op. cit.*, p. 63.

<sup>14</sup> Cf. WUNDERLI, *op. cit.*, p. 67.

Abschließend einige Bemerkungen zum lexikalischen Teil.

- p. 83: Zu Inverso Pinasca *böyká* 'guardare' schreibt Griset: «L'etimologia di questo vocabolo è molto incerta. Il Levi nel *Dizionario etimologico*, p. 44, lo fa derivare da \*BADUCCĀRE, derivato a sua volta da \*BATĀRE (donde l'italiano *badare*). Secondo il Salvioni l'etimo sarebbe \*BADICĀRE (v. *AGI* 12, 391).» Wahrscheinlicher scheint mir eine Basis \*BATICCARE, cf. *FEW* 1, 285, und Simon, *op. cit.*, p. 35.
- p. 89: Bei den Wochentagen stehen den Doppelformen von Inverso Pinasca *dilüns – lüns / dimars – mars* nicht nur prov. *dilun – dimars* gegenüber. Auch westlich des Alpenkammes, z. B. in den Departementen Hautes-Alpes und Basses-Alpes, treten Formen auf, die auf den reinen Genitiv MARTIS, LUNIS zurückgehen; vgl. Barc. *lou luns*, *FEW* 5, 451.
- p. 94: zu Inverso Pinasca *drayó* m. 'sentiero' ist nun der *FEW*-Artikel \*TRAGULARE, *FEW* 13/2, 173, beizuziehen.
- p. 95: Inverso Pinasca *galabærno* 'salamandra' aus \**colubrena* ist lautlich wenig wahrscheinlich, vgl. *FEW* 11, 86 s. SALAMANDRA. Die Angabe N 32 «è vocabolo caratteristico del delfinese ...» ist zweifelhaft, da von Wartburg diese Form für das Dauphiné nicht belegen konnte, vgl. *FEW* 11, 87 N 3.
- p. 95: Inverso Pinasca *ralamüzo* 'lucertola' wird in der Anmerkung 31 hergeleitet von \*ACRIMUSA, divenuta, per agglutinazione dell'articolo, LACRIMUSA (cf. A. Dauzat, *La géographie linguistique*, p. 86). Vorsichtiger ist es, auf die von Polemius Silvius (5. Jh.) belegte Form LACRIMUSA zurückzugehen, da der etymologische Vorschlag von Dauzat zweifelhaft ist; vgl. Rohlf's, *ZRPh.* 45 (1925), 289ss.; Walde, *Lat etym. Wörterbuch*, Heidelberg 1965, p. 747: «unbekannter Herkunft»; Ernout-Meillet, *Dict. étym. de la langue latine*, Paris 1967: «mot étranger, d'origine inconnue».
- p. 113: Zu Prali *veso* 'cane' schreibt Griset in Anmerkung 49: «Il Mistral con scarso fondamento lo fa derivare da VITUM. Aly-Belfadel invece dal tedesco *Betze*: v. Grammatica Piemontese, cit. in bibl., p. 26.» Dieses Substantiv ist eine deverbale Bildung zu VISSIRE, vgl. *FEW* 14, 531.
- p. 114: Inverso Pinasca *ġimeru* 'quadrupede favoloso'. In der Anmerkung schreibt Griset: «Quanto all'origine del nome esiste molta incertezza» und führt die Etymologien von Mistral (hebr. *chamor*), Pons (*Iemerii*), Escoffier (gr. *chímaira*) an. Als persönliche Stellungnahme von Griset «per conto mio vi ravviso semplicemente la radice *iu(g)*- che si trova in IUMENTUM, di cui esso sarebbe una variante». An der Zuweisung zu lat. CHIMAERA (< gr. *chímaira*) – im Anlaut beeinflusst durch JUMENTUM – kann wohl kein Zweifel bestehen, vgl. *FEW* 2, 636s.
- p. 114: Inverso Pinasca *malá*. Die Erklärung dieses ostlombardischen, alpinlombardischen und rätoromanischen Typus mit der etymologischen Anmerkung \*MAGULUM (*REW* 3235 'muso') ist etwas dürftig. Abgesehen vom Druckfehler 3235 statt 5235 ist MAGULUM belegt, wenn auch spätlateinisch (*hapax legomenon*). Die Herleitungen von *malá* aus MANDUCARE (von der Stufe *mañare* aus) von Mussafia (Beiträge) und Salvioni (*AGI* 16, 309) darf nicht unerwähnt bleiben, vgl. *FEW* 6/1, 177s.
- p. 114: Inverso Pinasca *panás* 'coda'. Griset stellt dieses Substantiv zu PINNACULUM (*REW*

6515). Lautlich weist *-s* auf eine Ableitung von PINNA, vgl. wald. *panás* 'queue' ALF 1120; FEW 8, 527.

Gesamthaft gesehen hätten die etymologischen Ansätze von Griset durch systematische Benützung des FEW auf eine solidere Basis gestellt werden können.

Max Pfister

★

HANS-JOSEF NIEDEREHE, *Straße und Weg in der galloromanischen Toponomastik, Kölner Romanistische Arbeiten, Neue Folge, Heft 38, Genève/Paris (Droz-Minard) 1967, 203 p.*

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den französischen und den provenzalischen Hodotoponymen mit Beschränkung auf die «wichtigsten» Wegbezeichnungen und auf einige, nur in Mundarten vorkommende Typen, die von Verben abgeleitet sind, welche ein bei Straßenbau übliches Konstruktionsverfahren anzeigen. Sie sieht von denjenigen Namen ab, bei denen *UIA* oder *\*CAMMINUS* fortgefallen ist und das Determinativ, ohne erst zum Appellativ zu werden, sofort ausschließlich als Wegname verwendet wurde. Sie ist in zehn Kapitel eingeteilt, wovon die ersten die von der Sache her am einfachsten zu deutenden (*UIA*, *\*CAMMINUS*, *STRATA*) und die restlichen die schwierigeren Weg-ON (*\*PETRATA* und Verwandtes; *\*PAUATA*; *chemin ferré*; *RUPTA*; *RUGA*; *LEUATA*, *CAUATA* und Verwandtes; *CALCIATA*) behandeln. In jedem Kapitel wird zunächst kurz auf die Wortgeschichte der betreffenden Wegbezeichnung hingewiesen; es folgen dann die ON, zuerst im Hinblick auf ihre regionalen Lautentwicklungsunterschiede, dann bezüglich der verwendeten Suffixe und schließlich hinsichtlich der bestimmenden Elemente. Das Material wurde vornehmlich von den *Dictionnaires Topographiques de la France* bezogen.

Der Verfasser hat sich mit dieser Untersuchung unbedingt drei Verdienste erworben: er hat endgültig bewiesen, daß die Grundbedeutung von *chemin ferré* die eines mit Eisenschlacke gebauten Weges ist (p. 94–101); daß *UIA CALCIATA* ursprünglich nichts anderes war als eine in schwierigem Gelände angelegte, mit Kalk befestigte Römerstraße (p. 177–79)<sup>1</sup>; und er macht schließlich die Übergänge 'Runzel' → '(Karren-)Furche' → 'Weg' → 'Straße' von *RUGA* mit Parallelen wahrscheinlich (p. 111–15, insbesondere p. 113 N 17).

Leider mangelt es dieser Arbeit ganz allgemein an wissenschaftlicher Akribie, sie vernachlässigt die kulturgeschichtlichen Aspekte und enthält unnötige Wiederholungen.

Die unwissenschaftliche Willkür tritt auf verschiedene Weisen zutage. In der Einleitung begründet der Autor die Auswahl der untersuchten Bezeichnungen folgendermaßen: «Um der Arbeit eine gewisse Einheitlichkeit zu sichern, habe ich mich auf die wichtigsten, heute meist noch in der Hochsprache verwendeten Wegbezeichnungen beschränkt ... Da eine Reihe von ihnen von Verben abgeleitet sind, die ein bei Straßenbau übliches Konstruktionsverfahren anzeigen, schien es ferner wünschenswert, noch einige weitere, nur in Mundarten vorkommende Typen, wie etwa *petrata via*, mit hinzuzunehmen, um das Bild in etwa abzurunden» (p. 8). Somit bleiben die «unwichtigen» *\*CARRARIA-ON*<sup>2</sup>, die Kreuzwegbezeichnungen<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Diese These wird auch durch Vitruv 7, 1, 7: «canaliculis impletur calx ex oleo subacta ... calx quae erit haerens in canalibus durescendo cum testaque solidescendo non patietur aquam neque aliam rem per coagmenta transire» und durch das im Jahre 1376 für die Auvergne bezeugte *chalsada* 'égout pavé' bestätigt (Angaben nach M. BAMBECK, *Boden und Werkwelt*, Tübingen 1968, p. 22).

<sup>2</sup> Cf. hierfür E. HOCHULI, *Einige Bezeichnungen für den Begriff Straße, Weg und Kreuzweg im Romanischen*, Aarau 1926, p. 74ss.

<sup>3</sup> Cf. HOCHULI, *op. cit.*, p. 104ss.

und die ON unberücksichtigt, welche nach den römischen Meilensteinen oder nach der Meilenentfernung von einer wichtigen Ortschaft benannt sind<sup>4</sup>.

In der Schlußbemerkung beklagt sich der Verfasser darüber, daß seine Arbeit «sich ... im wesentlichen auf die nur durch wenige alte Formen abgesicherten Weiler- und Flurnamen stützen, sich also auf weiten Strecken eines guten, historischen Fundamentes begeben mußte» (p. 181). Anderswo behauptet er, daß «mangels hinreichender toponomastischer Quellen ... für das occ. kein Urteil abgegeben werden» kann (p. 63 N 109). Die Qualität einer Arbeit liegt in der Solidität oder in der Brauchbarkeit ihrer Ergebnisse und nicht in der Vollständigkeit ihres Literaturverzeichnisses. In der Bibliographie der vorliegenden Untersuchung ist jedoch das weitgehende Fehlen gerade der *vielen vorhandenen* toponomastischen Quellen, nämlich der Urkundenbücher, zu beanstanden. Die Kenntnis dieser Chartularien und eine bessere Handhabung von Vincents *Toponymie de la France* hätten das zur Verfügung stehende Material erheblich vermehrt und das geschichtliche Verfolgen so mancher ON bis ins hohe Mittelalter ermöglicht, hätten aber auch neue Probleme aufgeworfen. Hierfür einige Beispiele.

*Etrez*, c. Montrével (p. 69), wird ohne alte Belege zitiert; dieser ON ist aber als *Estres* schon Ende des 13. Jh., im Jahre 1492 und im 16.-17. Jh., als *Etres* im 14. Jh. und als *Etré-le-Bouchoux* im Jahre 1790 bezeugt, cf. A. Bernard, *Cartulaire de l'abbaye de Savigny suivi du petit cartulaire de l'abbaye d'Ainay*, Paris 1853, p. 929, 978, 1007, 950, 1017. Für *Etréaupont*, c. La Capelle (p. 78), zitiert der Verfasser einen Beleg aus dem Jahre 1129 (*Strata*); bei Vincent, Nr. 790, finden wir aber noch zwei weitere Belege (*Streia*, a. 1126; *Estrées au Pont*, a. 1393).

Ein Absatz hätte genügt, um Vannérus' eingehende Untersuchung der *Chaussées Brunehaut* zusammenzufassen. Der Autor braucht aber dazu zwei Seiten (p. 168-170) und vergißt, die *Chaussée-le-Comte* zu zitieren. Erst (oder immer noch nur) bei M. Guérard, *Cartulaire de l'abbaye de Saint-Père de Chartres*, tome I, Paris 1840, p. XII, erfahren wir, daß «Cette dernière expression se rapporte au comte Thibaut-le-Tricheur, auquel la tradition vulgaire attribue la plupart des grands ouvrages dont les auteurs ne sont pas généralement connus ... La voie dite la *Chaussée-le-Comte* traverse le hameau de même nom, qui dépend de la commune de Huisseau-sur-Cosson, à deux lieues environ de Blois».

«Vielleicht trug aber auch ein gewisser Prestigeverlust von *via* selber – meint der Verfasser auf Seite 13 – zu ihrem Untergange bei, denn in den mlat. Dokumenten, die von den DT ausgewertet worden sind, wird es allenthalben durch jüngere Wegbezeichnungen wie etwa *strata*, *rupta*, *calciata* ersetzt oder gar gegen einen Reflex des bodenständigen gall. \*CAMMINUS eingetauscht.» Bei E. Germer-Durand, *Cartulaire du chapitre de l'église cathédrale Notre-Dame de Nîmes*, Nîmes 1874, konnten wir aber für die Jahre 834–1156 gegenüber 92 Belegen für *via* nur 5 für *strata* und 4 für *camminus* aufbringen. Und K. Baldinger, *Die Bezeichnungen für 'Weg' im Galloromanischen*, in: *Fschr. für Gerhard Rohlfs*, Tübingen 1968, p. 93, macht uns darauf aufmerksam, daß die Familienfehde zwischen UIA und \*CAMMINUS bis ins 19. Jh. reicht. Das Problem des allmählichen Verdrängens von UIA bedarf also einer eingehenderen Untersuchung. Es geht vermutlich eher um Bedeutungsverschiebungen und -einengungen als um Prestigeverlust.

Im erwähnten Urkundenbuch von Nîmes (p. LVII) wird die Via Domitia in einem Dokument des Jahres 924 *via Ferraria* genannt. Nach Niederehe p. 99 heißt dieselbe Straße im Jahre 1308 *Camminus ferratus*. Auf Seite 16 zitiert Niederehe zudem eine *Via ferrieyra*. Es stellt sich nun die Frage, ob FERRARIUS 'mit Eisenschlacke gebaut' oder 'zu einem Eisen-

<sup>4</sup> Cf. A. VINCENT, *Toponymie de la France*, Bruxelles 1937, Nr. 293.

bergwerk führend' bedeutet. Dieses und ähnliche Probleme läßt aber der Autor unberücksichtigt.

Die Arbeit wimmelt ferner von Inkonsequenzen und Ungenauigkeiten. Es ist zum Beispiel nicht ersichtlich, warum für *UIA* dauernd oberitalienische Parallelen angeführt werden und diese dann bei den andern Hodotoponymen fehlen. Unklar ist auch, warum der Typus *ALBA STRATA* sowohl unter den «determinierten» als auch unter den «echt zusammengesetzten ON» zitiert wird (p. 76, 78). Der Typus *CAMMINUS ROMANUS* kommt entgegen der Meinung des Verfassers (p. 57) auch in rein provenzalischen Gebieten vor; in der Tat wird die Straße, die von der *Via Aureliana* abzweigt und nach Riez führt, in der *Vida de Sant Honorat* «*lo camin roman*» genannt, cf. A. Krettek, *Die Ortsnamen der «Vida de sant Honorat» von Raimon Feraut und ihrer lateinischen Quellen*, *ZRPh.Beih.* 32, p. 198. Die Départements Lot, Sarthe und Eure-et-Loir gehören nicht zum französischen Osten (p. 63–64). Wir sehen hier von einer Gesamtliste dieser kleineren Mängel ab.

E. Hochuli, *op. cit.*, p. 58, meinte: «Die Einführung, Entstehung und der Grad der Verwendung von Wörtern ist immer auch von der jeweiligen Kulturperiode abhängig. Deswegen müssen Sprach- und Kulturstudien immer nebeneinander betrieben werden, um sich wirkungsreich zu ergänzen.» Diese Sätze haben aber unsern Autor offensichtlich nicht beeindruckt, denn er verliert kein Wort über die Pilgerwege, die Salzstraßen und den Aberglauben, die sich in so vielen Wegbezeichnungen widerspiegeln<sup>5</sup>. Lediglich von Vannérus' Artikel «*La Reine Brunehaut dans la Toponymie et dans la légende*» wird eine Zusammenfassung gegeben (p. 168–170). Es hätte dem Verfasser aber auffallen sollen, daß er nur da positive Ergebnisse erzielt, wo er sich mit allgemeiner Kulturgeschichte (im weitesten Sinne des Wortes) abgibt, wie bei der Etymologie von *chemin ferré* und von *chaussée*.

Die allgemeine Wortgeschichte der jeweiligen Wegbezeichnung, die der Verfasser vom *FEW* oder von sonstigen etymologischen Wörterbüchern und Artikeln abschreibt, und so manche ON-Liste, die schon Hochuli, *op. cit.*, zusammengestellt hatte, hätte man sich mit einem bibliographischen Hinweis auf die schon von andern geleistete Arbeit sparen können. Dagegen fehlt für jeden hier behandelten Typ mit Ausnahme von *FERRATU* eine Übersichtskarte.

So kann das vorliegende Werk in den meisten Fällen leider nur als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen dienen.

Michael Metzeltin

★

GUSTAV INEICHEN, *Repetitorium der altfranzösischen Lautlehre*, Berlin (E. Schmidt Verlag) 1968, 76 p.

La concision et la clarté constituent deux avantages du manuel en question. D'autre part, certains détails attirent des réserves.

En ce qui concerne la quantité, le lat. *ĪNFLŌ* présente *ī*, et non pas *i* (p. 36), *FUGERE ū*, et non pas *ū* (p. 47), *PREHĒNSĪ ē*, et non pas *ě* (p. 49), *SĪGNUM* (< v. lat. *seignom*) *ī*, et non pas *i*

<sup>5</sup> Cf. allerdings die bibliographischen Hinweise auf Seite 35, N 153 und Seite 59, N 90. Ferner: L. VÁZQUEZ DE PARGA – J. M. LACARRA – J. URÍA RÍU, *Las peregrinaciones a Santiago de Compostela*, Madrid 1948/49. Für die folkloristischen Wegbezeichnungen: P. SÉBILLOT, *Le Folk-lore de France*, tome IV, Paris 1907, p. 100ss.

(p. 57), PŪGNŌS ū, et non pas ũ (p. 62), CŌRTEM ō, et non pas ǒ (p. 19), SPĪNULAM ī, et non pas ĩ (p. 60). Etant donné que *vocalis ante vocalem corripitur*, le passage de MĒA à MĒĀ (p. 15, pour expliquer v. fr. *moie*) est peu vraisemblable. Enfin, il s'agit certainement d'une faute d'impression à la p. 25, où l'on trouve *ou* < ō, ū au lieu de ǒ, ũ.

Pour ce qui est des étymons, *ensemble* peut provenir de IN SEMUL, mais non pas de \*ĪNSĒMUL (p. 60), puisque 1° *i* devant *ns* serait devenu ĩ, 2° *n* devant *s* aurait disparu, et 3° l'accent se serait déplacé sur la première syllabe du mot à astérisque. V. fr. *vin* provient tout simplement de VĒNĪ, et non pas de \*VĒNUĪ (p. 20). En outre, v. fr. *cuier*, *miel*, *rien*, *treis* proviennent de COR, MEL, REM, TRĒS, et non pas de \*CŌRE, \*MĒLE, \*RĒNE, \*TRĒSE (p. 13 et 63). Il y a une différence dans le développement des polysyllabes et des monosyllabes: les *m*, *n* finals tombent dans les polysyllabes et laissent des traces dans les mots monosyllabiques, et il en est de même pour l'entrave, qui empêche la diphtongaison dans les polysyllabes, mais non pas dans les monosyllabes. Enfin, comme le latin classique ne connaît que FRĪGĪDUM, la forme à ĩ aurait dû être pourvue d'un astérisque (p. 35, 41, 50). Il en est de même pour \*PRECĀRE (p. 17, 46), la forme classique étant PRECĀRĪ.

Les mots v. fr. *tuile*, *teule* (p. 26 et 52), *pale* (p. 34), *orner* (p. 41), *moule* (p. 53), *cierge* (p. 56) sont des emprunts au latin, ce qu'il aurait fallu indiquer. De même, il n'est pas exact de caractériser v. fr. *reille* < RĒGULAM comme palatal et *riule*, *ruile* comme vélaire (p. 52). En réalité, *reille* est hérité du latin, alors que *riule*, *ruile* est un emprunt.

Le *t* dans \*ESSERE > *estre* est désigné comme morphologiquement conditionné (p. 60), tandis qu'en réalité on a affaire à l'épenthèse, qui est un fait purement phonétique.

P. 61 on lit: «Im Rahmen der Dentalen sind -t, -s zufolge ihrer Morphemfunktion besonders widerstandsfähig. Dagegen fällt -d, soweit es nicht satzphonetisch variiert und wie im Inlaut behandelt wird, ohne Spur aus.» En réalité, le développement des *t* et *d* finals est identique: ils tombent après voyelle et se maintiennent après consonne, à ceci près qu'il s'agit de la position après voyelle ou après consonne non pas en latin, mais en ancien français, cf. CANTAT > *chante*, AD > *a*, mais DORMIT > *dort*, GRANDEM > *grant*. Il est faux de désigner les *t* et *s* finals comme «zufolge ihrer Morphemfunktion besonders widerstandsfähig». Il y a déjà cent ans, les néo-grammairiens ont découvert que les changements phonétiques réguliers ont un caractère absolu. Par conséquent, si de nos jours le *t* final apparaît à la liaison dans un mot comme *fut*, il faut se rendre compte du fait qu'il y a eu trois époques: la première, où la communauté linguistique était capable de prononcer le *t* final (lat. *fuit*), la deuxième, où elle n'était plus en état de le prononcer (v. fr. *fu*), et la troisième, où l'on était de nouveau capable de prononcer le *t* final, ce qui a permis d'introduire un *t* analogique dans *fut*. Autrement dit, si de nos jours il y a une différence entre *aimé* < AMĀTUM et *fut* < FUIT, ce n'est pas parce que le *t* final de *fuit* a résisté à la chute, mais parce qu'il a été introduit dans *fut* par analogie, après avoir d'abord disparu dans FUIT > *fu* aussi régulièrement que dans AMĀTUM > *amé*.

Le développement de la désinence du parfait \*-DEDĪ > *-di* n'est pas régulier (p. 22), mais s'explique par l'analogie des parfaits en -i < -ĪVĪ; en vieux français, il n'y a que les formes de la 3<sup>e</sup> personne qui présentent une évolution normale ou presque, cf. *vendiet* < \*-DEDIT, *vendierent* < \*-DEDERUNT. – Les formes comme *escrier*, *anoitier*, *apairier* ne sont pas non plus régulières (p. 34), mais s'expliquent par l'analogie avec les formes accentuées sur le radical; en outre, *anoitier* provient de \*ADNOCTĀRE, et non pas de \*ADNOCTIĀRE, cf. le développement du groupe intervocalique CTI dans \*DISTRICTIAM > *destrece* > *détresse*. – La présence de *t* dans *aveit*, *avoit* < HABĒBAT ne s'explique pas par une «Neuregelung der Morphemfunktionen», qui doit être également responsable de la chute de *t* dans -as < -ĀVISTĪ, -us < -UISTĪ (p. 61), mais est due tout simplement à l'analogie des formes du présent

comme *doit* < DĒBET. – D'autre part, le passage de QU devant voyelle antérieure à [k], cf. QUEM, QUID > *que*, n'est pas analogique (p. 44), mais constitue un développement phonétique régulier.

En ce qui concerne v. fr. *pris* < PRETIUM, *palais* < PALĀTIUM et *pais* < PĀCEM, l'auteur explique la présence de *s* dans le premier mot par l'analogie avec *preisier* < \*PRETIĀRE, dans le deuxième mot par la prononciation mérovingienne du latin (où le lat. *ti* devait être prononcé comme [sī]) et dans le troisième mot par une «Kontamination mit *pax*, lithurgisch» (p. 56). En réalité, le passage de *paiz* (qui est attesté) à *pais* présente le développement normal de *z* à *s*, et les formes *pris* et *palais* sont également régulières, puisque le lat. TI intervocalique, qu'il reste intervocalique ou qu'il devienne final, passe toujours, même dans les textes les plus anciens, à *is*, cf. RATIONEM > *raison*, MALIFĀTIUM > *mauvais*. Enfin, en ce qui concerne la prononciation mérovingienne du latin, le TI intervocalique était prononcé alors [tsī]<sup>1</sup>.

La forme dialectale (normande et anglo-normande) *fioble* < FLĒBILEM est expliquée par un abrégement de la voyelle tonique longue dans un proparoxyton<sup>2</sup>, mais non pas par la présence d'une labiale (p. 29). – De l'avis de l'auteur, SAECULUM, s'il n'était pas un emprunt au latin, serait devenu \**seille* (p. 52); en réalité, il aurait dû passer à \**sieil*, cf. VETULUM > *vieil*, \*SŌLICULUM > *soleil*. – P. 49, il y a la règle d'après laquelle RS > *s*. Cette règle est fautive, parce que la plupart des cas l'infirmement, cf. URSUM > *ours*, CURSUM > *cours*, CURSAM > *course*, VERSUS > *vers*, v. fr. *tors*, participe passé de *tordre* pour TORQUĒRE, *entorse*, etc. L'auteur ne cite que trois formes à l'appui de la règle qu'il cite: *dos*, *sus*, *jus*, dont les deux dernières s'expliquent, à notre avis, par la fréquence, ce dont il sera question plus bas. – V. fr. *enfle* n'est pas un bon exemple pour le groupe *muta cum liquida* (p. 36), *muta* signifiant «occlusive». – La règle d'après laquelle le *c* devant voyelle antérieure se palatalise en latin vulgaire en [tʃ] (p. 46) ne peut s'appliquer qu'à une partie de la Romania, de toute façon elle ne s'applique pas à la région parisienne, où est né le français. – L'auteur est d'avis que *facere* aurait dû devenir \**faistre* et que *faire* provient de \*FAGERE, *dire* de \*DĪGERE, *-duire* de \*-DŪGERE (p. 47–48). En réalité, le *c* devant *r*, qu'il le précède immédiatement ou non, passe régulièrement à *i*, comme en témoignent tous les mots présentant ce groupe: *faire*, *plaire*, *taire*, *-duire*, *luire*, *dire*, *firent*. Il n'est pas vrai non plus que v. fr. *duie* provient de \*DŪGAT (p. 47) au lieu de DŪCAT, puisque RŪGAM a passé à *rue*. – En ce qui concerne le développement de SPĪNULAM à *épingle*, il vaudrait peut-être mieux ne pas considérer le *g* comme une consonne transitoire (p. 60), mais suivre le Bloch-Wartburg, qui suppose une contamination avec SPĪCULUM. Ce qui témoigne en faveur de cette dernière hypothèse, c'est le fait qu'on ne connaît pas d'autres mots à *g* transitoire. – La série *aille*: *alge*, *preigne*: *prenge*, *muir*: *muerc*, *vendeigne*: *vendenge* (p. 54) n'est pas parfaite, car dans les deux premiers couples toutes les formes sont irrégulières, tandis que dans le troisième couple la première forme et dans le dernier couple la seconde forme est normale, *vendeigne* étant dialectal (Nord et Nord-Est). – Il n'est pas vrai que, dans la Romania occidentale, le développement de *c* devant voyelle antérieure soit identique à celui de *cj* et *tj* (p. 54), cf. par exemple RATIONEM > *raison*, mais FACIĀMUS > v. fr. *faciens* (aujourd'hui *fassions*) ou bien FACIĀMUS > it. *facciamo*, mais DĪCĒBAT > *diceva* et \*ALTIĀRE > *alzare*. – On lit p. 18–19: «Der Artiku-

<sup>1</sup> Cf. J. MAROUZEAU, *La prononciation du latin*, Paris<sup>4</sup> 1955, p. 10.

<sup>2</sup> Cette explication nous paraît peu convaincante, puisque même P. FOUCHÉ, qui partage cette opinion, est obligé d'admettre que, dans la majorité des cas, la voyelle tonique longue des proparoxytons ne s'est pas abrégée (*Phonétique historique du français II*, Paris 1958, p. 179). À notre avis, il n'est pas exclu que l'abrégement qui a eu lieu dans FLĒBILEM > *fioble* s'explique par la fréquence, de même que le passage de *foible* à *faible*, c'est-à-dire la réduction de [we] à [e].

lation entsprechend affiziert ein auf *a* folgendes [s] die vokalische Qualität ... Mit dem Schwund des *s* in der Kombination *s* + Kons. ... wird dieses hintere [a] gelängt.» On trouve encore la même idée p. 56. Mais la réalité est différente. La chute de *s* devant consonne cause un allongement de *a*, et l'allongement entraîne, à son tour, un changement de timbre de *a*, comme en témoigne le fait qu'il y a des mots à *a* postérieur qui proviennent d'étymons latins sans *s*, cf. *bataille*, *âge* ou *râble*. – Au lieu de dire que dans un certain nombre de cas le *u* tombe (p. 58), il aurait mieux valu citer la règle d'après laquelle *u* disparaît entre deux consonnes et voyelle, cf. \*BATTUERE > *battre*, FEBRUĀRIUM > *février*, mais VIDUAM > *veuve*, JĀNUĀRIUM > *janvier*. La connaissance de cette règle permet en outre de faire remonter *quatre* à la forme attestée *quattuor* au lieu de \*QUATTOR (p. 58). – La mention que la règle s'appliquant au traitement des contre-finales «ist nicht zwingend. Es wird häufig von Latinismen und halbgelehrten Bildungen durchbrochen» (p. 33), est superflue, parce qu'il en est de même pour la grande majorité des règles de phonétique historique romane. – L'auteur considère *seigle* < SĒCALE comme régulier et *seille*, *soille* comme dialectal (p. 52). A notre avis, *seille* est normal, tandis que *seigle* et *soille* sont d'origine dialectale<sup>3</sup>. – De l'avis de l'auteur, les voyelles toniques libres ě, ō des proparoxytons se diphtonguent sauf devant nasale (p. 35). On pourrait ajouter que les liquides semblent également empêcher la diphtongaison, cf. MERULUM > *merle* comme TREMULAT > *tremble*. – P. 19 on constate à juste titre que le ū tonique passe à [ū] aussi bien entravé que libre. Il aurait fallu faire une remarque semblable à la même page à propos de ĭ. – De l'avis de l'auteur, une métathèse a eu lieu dans les mots terminés en *r* comme PATER > *père*, MĀJOR > *maire*, SEMPER > *sempre*, QUATTUOR > *quatre* (p. 63). Il serait peut-être plus juste d'y voir uniquement la chute de la voyelle posttonique finale et l'apparition d'une voyelle d'appui après un groupe de consonnes difficile à prononcer, étant donné qu'une évolution semblable n'a pas eu lieu uniquement après *r*, cf. *ensemble*. – Même dans la vieille langue, le développement de voyelles devant les consonnes orales et nasales n'était pas identique, de sorte qu'il aurait mieux valu formuler des règles distinctes pour le développement de la voyelle tonique dans *court* et *nombre* (p. 19) ainsi que pour celui de la voyelle protonique dans *douter* et *nomer* (p. 31). – Inversement, la règle relative au passage de *a* à *ie* est présentée d'une manière trop compliquée (p. 16–18). On aurait dû se contenter de dire que l'*a* tonique libre passe à *ie* après palatale, qu'elle précède l'*a* immédiatement ou non. – On lit p. 16 que la diphtongaison «wird bei den mittleren Qualitäten als spontane Diphthongierung bezeichnet». En réalité, on entend par diphtongaison spontanée non seulement celle de *e, o, e, o*, mais aussi celle de *a*<sup>4</sup>. – De l'avis de l'auteur, la diphtongaison a eu lieu à deux époques: 1<sup>o</sup> *e, o*, 2<sup>o</sup> *e, o, a* (p. 16). Il n'est pas exclu que la réalité soit plus complexe. D'une façon générale, on peut constater que les voyelles antérieures évoluent parfois plus vite que les voyelles postérieures. Il est donc possible que cela ait été le cas en français. Ce qui pourrait en témoigner, c'est l'absence de parallélisme dans le développement de voyelles devant nasale: BENE > *bien*, mais BONUM > *bon*, PLĒNUM > *plein*, mais CORŌNAM > *couronne*. – En ce qui concerne MĪRĀBILIA > *merveille*, FRŪMENTUM > *froment*, PRĪMĀRIUM > *premier* (p. 33), on aurait dû indiquer qu'il s'agit d'un développement irrégulier des voyelles protoniques initiales.

P. 11–12 on lit: «Nach dieser 'vulgärlateinischen' Regulierung, die für das Romanische maßgeblich wurde, verbindet sich der Kurzvokal mit einer Langkonsonanz oder umgekehrt der Langvokal mit einer Kurzkonsonanz.» Il est possible que la différence dans le traitement

<sup>3</sup> Pour plus de détails à ce sujet, voir notre compte rendu de la thèse de O. JĀNICKE, *Die Bezeichnungen des Roggens in den romanischen Sprachen* (à paraître dans la *RBPH*).

<sup>4</sup> P. FOUCHÉ, *op. cit.*, p. 223s.

de E dans BENE > *bien* et TERRAM > *terre* soit due au fait que l'E tonique libre a subi un allongement, tandis que l'E tonique entravé est resté bref, mais même si cela est vrai, cela ne s'applique pas à toutes les langues romanes, cf. esp. *bien*, *tierra*. En outre, il est peu probable que le développement STĒLLAM > *étoile* soit régulier, si dans BĒCCUM > *bec* la diphtongaison de Ē devant géminée n'a pas eu lieu. – On trouve une contradiction p. 51. On lit d'abord: «Konsonantengruppen, die anlautend (absolut und relativ) geduldet werden ...: Kons. + l, r. In allen genannten Fällen gilt die Konsonanz vulgärlateinisch als lang, der vorausgehende Vokal in geschlossener Silbe als kurz.» Et on apprend plus loin que «der Nexus Kons. + l, r ... gilt als Kurzkonsonanz, der vorausgehende Vokal somit in offener Silbe als lang». – M. Ineichen est d'avis (p. 54) que le *i* suivant une labiale a redoublé la consonne en question, de sorte que par exemple SAPIAT, avant de passer à *sache*, est devenu *sappia* (comme en italien) et *sapcha* (comme en provençal). Si la forme *sappia* a existé à l'époque pré littéraire dans la région parisienne, on ne le saura probablement jamais. Par conséquent, il aurait été préférable de se contenter de constater un fait sûr et plus général à la fois, à savoir que l'A tonique libre s'est maintenu tel quel devant toute palatale, cf. FACIAT > *fasse*, MONTĀNEAM > *montagne*, RADIUM > v. fr. *rai*, etc. Il n'est pas nécessaire de faire remonter *face* à \*FA(C)CIA (p. 55) et *plaz* à PLA(C)CEO (p. 41). En outre, *plaz* aurait dû être pourvu d'un astérisque, parce que *plais* est la seule forme attestée. Enfin la voyelle tonique dans TABULAM > *table* n'a jamais été entravée, le groupe *bl* ne formant pas entrave, cf. FLĒBILEM > v. fr. *foible*.

*Corium* est devenu *cuir*, et non pas *cuire* (p. 56), et \*ZĒLŌSUM a passé, dans la vieille langue, à *jalous*, et non pas à *jalou* (p. 15).

On lit p. 11: «Die dritte Person Pluralis des Perfekts wird -ērūnt gemessen. Es entstehen auf diese Weise im Sinne des altfranzösischen Paradigmas stammbetonte Formen.» La dernière phrase est difficile à comprendre, puisque FĒCERUNT était déjà accentué sur le radical en latin, exactement comme FĒCĪ > *fis* et FĒCIT > *fit*. – Il est impossible de considérer *le* comme atone (p. 20), si l'on peut dire par ex. *voyez-le*. – P. 10 on lit: «Abgesehen vom Einfluß einiger Enklitika (-ne, -que, -ve), besaß jedes lateinische Wort einen nach prosodischen Kriterien festgelegten Akzent.» En réalité, les mêmes règles déterminaient la place de l'accent dans des mots comme AMBULĀS et comme AMBULĀSNE. – Dans la terminologie des phonologues, une langue à accent fixe, comme le latin, est une langue où l'accent est «nicht relevant» (p. 10). Cette expression induit en erreur, parce que, même dans une langue à accent fixe, l'accentuation joue un rôle, à ceci près qu'elle permet de distinguer non pas des mots, comme dans une langue à accent libre, mais des groupes de mots, cf. la différence entre 'AD M'ODUM et 'ADMODUM.

Il y a encore le problème de nombreuses irrégularités qui sont expliquées de différentes manières, tandis qu'à notre avis elles ont toutes leur cause dans un facteur unique, à savoir le développement phonétique irrégulier dû à la fréquence<sup>5</sup>. Ainsi \*FARE est désigné comme une «Kurzform» (p. 48); le développement -ĀVISTĪ > *-as*, -UISTĪ > *-us* est expliqué par une «Neuregelung der Morphemfunktionen» (p. 61); *nen*, *ne* est attribué à des «satzphonetische Bedingungen» (p. 63); *parole* et *lors* sont considérés comme «secondaires» et *od*, *o* comme «proclitique» (p. 16); *tuen* est expliqué par une dissimilation (p. 15), alors que le développement de *nōs*, *vōs* «weist auf phonosyntaktisch geschlossene Silben oder auf unbetonten Vokalismus» (p. 19); *sore*, *sor* < SUPER (p. 37), *car*, *que*, *mal* (p. 36) sont attribués à un «Nebenton»; *s'amor*, *s'amie* sont désignés comme «proklitische Fügungen» (p. 37); \*(IL)LAEĪ > *li* est cité sans commentaire (p. 22); *ai* est désigné comme «Schnellsprechform» (p. 54),

<sup>5</sup> Cf. W. MAŃCZAK, *Phonétique et morphologie historiques du français*, Łódź 1962, et *Le développement phonétique des langues romanes et la fréquence*, Cracovie 1969.

alors que, à propos de \**ajo*, on dit que «nicht eigentlich phonosyntaktisch bedingt ist die Reduktion des Wortkörpers dann, wenn ein Lexem seine Selbständigkeit verliert und die Funktion eines Morphems übernimmt» (p. 37); *dei*, *doi*, *sai* sont désignés comme «analogiques» (p. 54); pour expliquer *taie* et *aiuel*, on dit que «in einzelnen Fällen ist der intervokalische Konsonant so früh ausgeschieden, daß die Verbindung von *i* mit dem vorausgehenden Vokal zustande kam» (p. 54); enfin, *mar* et *buer* sont désignés comme «typisch altfranzösische Reduktionen» et *as*, *del*, *dou*, *el*, *es* comme «typisch altfranzösische Kontraktionen» (p. 37). Mais, à notre avis, tous ces cas se ramènent à un dénominateur commun: ils sont dus à la fréquence. A la lumière de la notion de développement phonétique irrégulier dû à la fréquence, il faut également admettre parfois d'autres étymons. *Laiier* provient de LAXĀRE, et non pas de \*LAGARE (p. 17 et 47), *come* de QUŌMODO, et non pas de QUŌMO-AC (p. 36), *lai* de ILLĀC (cf. *fainéant*, où *fai-* < FAC), et non pas de (IL)ĀC HĪC (p. 62), *ore* de HŌRAM (cf. it. *ora*), et non pas de HĀ(C)HORA (p. 16). En outre, le développement PATER > *pere* n'est pas normal (p. 52), le groupe TR passant régulièrement à *rr*, cf. PETRAM > *pierre*; la réduction de *rr* à *r* dans *pere* s'explique par la fréquence. D'autre part, le maintien de *r* dans *par* et *pour* est normal, et non pas «satzphonetisch» (p. 63); la chute de *r* dans *-er*, *-ier*, etc. est due à la fréquence. *Bon* est régulier, et non pas «nebentonig» (p. 36), tandis que les formes *buen*, *boin* sont dialectales<sup>6</sup>. *Peu*, que M. Ineichen désigne comme «atypisch» (p. 25), est vraiment difficile à expliquer; serait-il dû à la fréquence, cf. it. *poco* > *po'*?

La terminologie n'est pas une question importante, mais comme dans toutes les sciences on entend par loi une affirmation valable partout et toujours, il serait souhaitable que les linguistes cessent d'appeler «lois» les règles relatives aux événements limités dans le temps et l'espace que sont les changements phonétiques. En linguistique, on peut parler de la loi de Zipf, parce qu'elle s'applique à toutes les langues du monde et à toutes les périodes de leur histoire, mais non pas de la loi de Bartsch (p. 17) ou de celle de Darmesteter (p. 33), qui ne sont que des règles de phonétique historique du français.

Encore quelques questions d'ordre plus général. L'auteur croit qu'un changement de l'articulation du lat. *v* «wurde vermutlich zum Anlaß dafür, daß das klassische System in Bewegung geriet» (p. 40). En réalité, la cause de l'évolution linguistique se trouve non pas dans la langue elle-même, mais dans les sujets parlants, qui n'arrivent pas à suivre les habitudes linguistiques de leurs ancêtres d'une manière absolument parfaite. – P. 16 on lit: «Der französische Vokalismus gliedert sich in ein vierstufiges System. Um das Funktionieren dieses Systems sicherzustellen, wird der betonte Vokalismus in offener Silbe extrem differenziert.» Voilà un spécimen de la conception téléologique du développement linguistique, qui est sujette à caution. – L'assertion que le passage de *ū* à [ü] «kann als Ausgleich innerhalb des Vokalsystems verstanden werden» (p. 19) paraît un peu énigmatique.

En terminant ces remarques, il faut insister sur le fait que beaucoup d'entre elles s'appliquent à des idées partagées non seulement par M. Ineichen, mais aussi par de nombreux romanistes. Cela prouve que, malgré les recherches qui se poursuivent depuis longtemps, il existe toujours, en matière de phonétique historique du français, beaucoup de problèmes ouverts.

Witold Mańczak

<sup>6</sup> Voir notre communication sur le *Développement de l'ö tonique libre devant nasale en français*, Actele celui de-al XII-lea Congres Internațional de Lingvistică și Filologie Romanică, I, București 1970, p. 291-297.

PHILIPPE MÉNARD, *Manuel d'ancien français*, sous la direction d'YVES LEFÈVRE, 3. *Syntaxe*, Bordeaux (SOBODI) 1968, 139 p.

Ein «livre d'étudiants», das als Handbuch für Anfänger gute Dienste leisten wird und sich neben Foulets in jeder Beziehung eklektisch konzipierte *Petite Syntaxe* stellt. Es bietet die Syntax des Französischen vom Rolandslied bis zum Rosenroman<sup>1</sup> und läßt die Erscheinungen, die bis ins Modernfranzösische unverändert geblieben sind, beiseite. Der Verfasser hält sich an die Terminologie der traditionellen Grammatik und bemerkt: «Il eût été fâcheux de bouleverser les habitudes acquises» (p. 7). Ob sich eine solche Haltung rechtfertigt, möge trotz der Präzisierung «Notre dessein a été de venir en aide au lecteur novice» dahingestellt bleiben. Im Aufbau des Buches folgt Ménard ebenfalls der traditionellen Stoffanordnung, wie wir sie auch bei Foulet finden. Was jedoch die Darbietung und Erklärung der Fakten angeht, so bedeutet die Arbeit Ménards gegenüber Foulets Buch in unseren Augen einen entschiedenen Fortschritt. Man vergleiche, beispielsweise, das 4. Kapitel über das Relativum (§§ 37–51) mit dem entsprechenden Abschnitt bei Foulet (§§ 247–260), wenn man auch nicht in allen Einzelheiten mit Ménard einiggehen muß<sup>2</sup>. Dennoch wäre es zu weit gegangen, wollte man behaupten, die *Petite Syntaxe* sei nunmehr überholt und gleichsam überflüssig geworden. Der Anfänger wird sich aber zweifellos mit Ménards Hilfe leichter und besser im Altfranzösischen zurechtfinden als mit derjenigen Foulets.

Es würde nun nicht schwerfallen, etliche Retuschen und Ergänzungen, die sich bei aufmerksamer Lektüre der Ménardschen Darstellung aufdrängen, zu formulieren. Wir möchten uns indessen auf wenige Fälle beschränken, in denen wir dem Verfasser nicht beipflichten können, oder auf solche, in denen ein Hinweis auf jüngere Sprachetappen angezeigt wäre.

§ 6, 2<sup>o</sup>: Im Satz *Lors se parti li rois Mordrains de sa nef et entra en la Nascien*, ist *la* Pronomen und nicht bestimmter Artikel. Die Überschrift dieses Absatzes («Que l'article [qui est issu du démonstratif latin] peut avoir une valeur démonstrative») dürfte zudem für einen Anfänger ziemlich schleierhaft sein.

§ 13, 2<sup>o</sup>: Der Typus *ce suis-je*, seit dem 14. Jahrhundert in Konkurrenz mit *c'est moi* stehend, hat bis ins erste Viertel des 17. Jahrhunderts existiert und wurde noch vom Grammatiker Maupas (1625) verteidigt. – Es hätte sich auch empfohlen, im § 12, wie auch im § 14, die altfranzösischen Paradigmen der Demonstrativa bzw. der Possessiva zu geben, die einem Anfänger wohl kaum geläufig sind. Ähnliches gilt für die Personalpronomina (§§ 30–36).

§ 14, Anm. 6: *lor* als Possessivum ist im Plural seit dem 13. Jahrhundert mit analogischem *-s* zu belegen (cf. Rheinfelder, *Afr. Gr.* II, § 330).

§ 34 A: Die Auslassung durch Haplologie von *le, la, les* vor *lui, lor* bzw. *leur* ist im klassischen Französisch noch gang und gäbe (cf. Haase, *Syntaxe fr. du XVII<sup>e</sup> s.*, § 4) und findet sich noch im heutigen Französisch, sogar bei guten Autoren (z. B. Proust: *Elle cueillit ... un dernier chrysanthème et lui donna avant qu'il fût reparti*; cf. dazu R. Georgin, *Pour un meilleur français*, Paris 1951, p. 172).

<sup>1</sup> Dieser Rahmen ist recht vage, und der anspruchsvollere Leser möchte denn doch wissen, aus welchen Literaturdenkmälern Ménard seine Beispiele bezogen hat. Im Text werden die Beispiele ohne jeglichen Hinweis auf ihre Herkunft gegeben.

<sup>2</sup> So glauben wir nicht, daß die im § 42, Rem. 2 genannten Beispiele für *que* als «une sorte d'adverbe relatif pour marquer librement diverses relations»: *L'hiver qu'il fist si froit* und *un flum que on n'i puet passer se par un pont de pierre non*; *l'emperere de Costantinoble que uns siens freres li avoit tolu l'empire*, gleich liegen. Im zweiten und dritten Satz liegt eine sogenannte *relative phrasoïde* vor (*que ... i* bzw. *que ... li*), während es sich im ersten um ein effektives Relativadverb handelt.

§ 34 B: Die Formulierung «Le pronom régime de la 3<sup>e</sup> personne précède toujours les pronoms régimes de la 1<sup>re</sup> et de la 2<sup>e</sup> personnes» ist zu absolut, findet man doch bereits am Ende des 13. Jahrhunderts: *Raison est c'on tel die* (*Chev. au Cygne*, 636). Andererseits verurteilte erst Vaugelas die Reihenfolge *je le vous promets*. Cf. J. Melander, *La date du passage de «le me» à «me le» en français*, *Mélanges Walberg*, Uppsala 1938, p. 101–114.

§ 35: Dieser Paragraph über die An- oder Abwesenheit des Subjektspronomens ist recht mager ausgefallen. Cf. zum Problem beispielsweise W. von Wartburg, *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft*, Tübingen <sup>3</sup>1970, p. 65ss.

§ 54: Zum modernfranzösischen Gebrauch der Interrogativa *quel* und *lequel* cf. H. Glättli, *Syntaxe des interrogatifs «quel» et «lequel»*, *VRom.* 14 (1954), 62–71; dieser Aufsatz wirft indirekt auch einiges Licht auf die altfranzösischen Verhältnisse, über die hier so gut wie nichts ausgesagt wird («*Quel*, plus fréquent que *lequel*, s'emploie comme adjectif et comme pronom»).

§ 58, A: «... *qui*, en AF, interroge à la fois sur l'identité ... et sur la qualité ...» Dem ist im Neufranzösischen immer noch so.

§§ 74–76: Eine Einsicht in F. Stefenelli-Fürst, *Die Tempora der Vergangenheit in der Chanson de geste*, Wien-Stuttgart 1966 (*WRA* 5)<sup>3</sup>, hätte den Verfasser zu einer differenzierten Beschreibung der Tempusalternierung im Altfranzösischen geführt.

§ 85: Es stimmt nicht ganz, daß der «infinitif de narration» mit *de* konstruiert erst im 15. Jahrhundert erscheint; in den *Fet des Romains* (Anfang 13. Jahrhundert) finden wir: *et Cesar del demander* (100.30), *et galies Caton del chacier* (579.14). Mit der Präposition *a* tritt er bereits im 12. Jahrhundert auf, z. B.: *Et li pajens a courecier* (Gautier d'Arras, *Eracle*, 5704).

§ 90, Remarque: «Alors qu'en FM le gérondif renvoie au sujet du verbe principal, en AF le gérondif peut renvoyer à un complément du verbe principal.» Der altfranzösische Sachverhalt galt bis in die Klassik – und nicht nur bis zum 16. Jahrhundert –, und auch im Modernfranzösischen kann man gelegentlich sogar bei Schriftstellern Sätzen wie *Les traits d'Olivier s'animèrent en entendant la voix de son ami* (Maurras) begegnen.

§§ 94ss.: Cf. jetzt die prachtvolle Arbeit von Jean Rychner, *Formes et structures de la prose française médiévale: L'articulation des phrases narratives dans la «Mort Artu»*, Neuchâtel-Genève 1970, die wir demnächst hier besprechen werden.

C. Th. G.

★

HARTMUT KLEINEIDAM, *Li ver de Couloigne – Du bon ange et du mauves – Un enseignement*, hg. von H.K., München (Hueber) 1968, 126 p. (*Beiträge zur romanischen Philologie des Mittelalters* 3).

Die vorliegende, auf Anregung von H.-W. Klein und H. R. Jauss entstandene Gießener Dissertation befaßt sich mit der religiös-moralisierenden Lehrdichtung des 13. Jahrhunderts, über die wir – im Gegensatz zum 14. und 15. Jahrhundert – noch relativ gut informiert sind<sup>1</sup>.

<sup>3</sup> Cf. die eingehenden Besprechungen in *VRom.* 26 (1967), 300–302, durch G. HILTY und in *BSL* 62/2 (1968), 37–44, durch H. BONNARD.

<sup>1</sup> Vgl. zuletzt den Überblick von CESARE SEGRE in Kapitel B/1 (*Le forme e le tradizioni didattiche: Didattica morale, religiosa e liturgica*) im *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters* VI/1, Heidelberg 1968, p. 58–83. Daß auf 25 Seiten nur eine Auswahl und diese nur in sehr gedrängtem Überblick gegeben werden kann, versteht sich von selbst.

Es geht dem Verfasser allerdings nicht um eine literarische Studie, sondern vielmehr um die erstmalige Edition dreier bis anhin nur auf Grund kurzer Hinweise bekannter Texte<sup>2</sup>. Immerhin wird durch die sorgfältige Inhaltsanalyse in jedem der drei Fälle wichtige Vorarbeit für die spätere literaturgeschichtliche Auswertung dieser Werklein geleistet, während man in bezug auf die p. 5 versprochene «Ermittlung der theologischen Tradition» im Falle von *Du bon ange et du mauves* kaum auf die Rechnung kommt (cf. p. 69–72): über einige unverbindliche Hinweise auf den *Débat de l'âme et du corps*, die *Visio S. Pauli*, die *Vision des hl. Macarius von Alexandrien* und das 4. Laterankonzil (1215) geht das Gebotene nicht hinaus.

Bei der *Ver de Couloigne*<sup>3</sup> handelt es sich um 480 Alexandriner, die in Strophen zu 4 Versen angeordnet sind; in der Handschrift *A* geht ein Prolog von 19 Sechssilblern voraus, in der Handschrift *B* (die ab v.240 einziger Zeuge für unseren Text ist) folgt noch ein Epilog von 6 Achtsilblern. Der sich als rhetorischer Köhner ausweisende Verfasser untersucht in der Form einer lyrischen Complainte (Ich-Form) die paradoxe Situation des Menschen: wider besseres Wissen und wider seinen Willen fällt er doch immer wieder der Versuchung anheim. Versucht der vor dem Altar kniende Sünder (Kleineidam spricht vom lyrischen Ich) seine Schwäche zuerst zu entschuldigen und irgendwie zu bemänteln, so erkennt er doch bald, daß er so seine Lage nicht verbessern kann; nur wahre Reue und Gottes Hilfe und Barmherzigkeit können ihn retten. So bittet er denn um Nachsicht, aber auch um die Kraft, in Zukunft seinen guten Vorsätzen nachleben zu können. Die Meditation weist so eine deutliche Dreiteilung auf: Gewissenserforschung – Reue – guter Vorsatz; d.h., wir haben eine Übereinstimmung mit den ersten drei Akten, die der Poenitent beim Empfang des Bußsakraments vollzieht (Konfession vor dem Priester und Absolution fehlen dagegen). – Überliefert ist uns dieses private Sündenbekenntnis in den Handschriften BN fr. 2162 (*A*) und BN fr. 12471 (*B*), wobei aber nur die zweite vollständig ist (cf. oben). *A* ist um die Mitte, *B* in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden. Wohl erscheint *A* gesamthaft gesehen etwas vertrauenswürdiger (cf. p. 15–17); zieht man jedoch in Betracht, daß dieses Manuskript das Gedicht nur in fragmentarischer Form überliefert und selbst auch zahlreiche Verbesserungen erfordert, scheint es ratsam, *B* als Editionsgrundlage zu wählen, dessen Kopist auf Grund der Graphien wohl aus dem Norden oder Nordosten des französischen Sprachraumes stammen dürfte (cf. p. 32). Aus dem pikardisch-wallonischen Raum (vielleicht Hennegau) dürfte auch der Verfasser stammen, der den Text wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßt hat; diese Schlüsse legt eine sorgfältige Untersuchung der Reime (p. 18–32) nahe, doch erlaubt es die Kürze des Textes nicht, zu vollkommen sicheren Resultaten zu gelangen.

*Du bon ange et du mauves* umfaßt 482 Achtsibler. Es handelt sich um die Beschreibung eines in Prozeßform ausgetragenen Streites zwischen dem guten und dem bösen Engel um die Seele des Menschen; allerdings geht es nicht um eine individuelle Seele, wir haben vielmehr eine exemplarische theologische Diskussion. In Rede und Gegenrede fordert

<sup>2</sup> Cf. hierzu GRÖBER, *Grundriß* II/1, p. 869, und A. LÅNGFORS, *Les Incipit des poèmes français antérieurs au XVI<sup>e</sup> siècle*, Paris 1917, p. 152, 337, 367, sowie die dort verzeichnete Literatur.

<sup>3</sup> Nach dem Verfasser kann mit *Couloigne* kaum die kleine und vollkommen unbedeutende Gemeinde gleichen Namens rund 5 km südlich von Calais gemeint sein; es würde sich vielmehr um den Namen des Verfassers handeln (p. 13/14). Wenn auch die sprachliche Analyse eher auf den Nordosten der Pikardie verweist (cf. p. 31–33), so bleibt die Argumentation doch nicht restlos überzeugend, vor allem wenn man bedenkt, daß ein aus irgendwelchen Gründen nach dem Ort *Couloigne* benanntes Gedicht auch von einem aus dem pikardischen Nordosten stammenden Dichter geschrieben sein könnte.

einerseits der Teufel die Seele für sich, weil der Mensch durch die Erbsünde belastet sei, weil er das Taufgelübde breche, bei den Bußübungen keine bußfertige Gesinnung zeige und nie zu wahrer Reue und Umkehr bereit sei; der gute Engel andererseits verteidigt seinen Anspruch mit dem Hinweis auf die Kraft der Taufe, die Funktion von Buße und Reue und die «souveraine medecinne» der Beichte; vor allem die Kraft der letzten Beichte sei im Verein mit Gottes Barmherzigkeit entscheidend. Entsprechend dem rein theoretischen Charakter der Diskussion wird am Schluß die Seele keiner der beiden Parteien überantwortet. Das Gedicht schließt vielmehr mit der Aufforderung zu einem gottgefälligen Leben und dem Wunsch, der Mensch möge Gottes Barmherzigkeit und die Heilsgewißheit nicht mißbrauchen. – Auch dieser Text ist in zwei Handschriften überliefert: BN fr. 24429 (*P*) und Vat. Regina 1682 (*V*). Im Gegensatz zu den Verhältnissen beim ersten Text handelt es sich um zwei sehr sorgfältig hergestellte Manuskripte, von denen *P* Ende des 13. Jahrhunderts, *V* dagegen erst um 1330 entstanden sein dürfte (cf. p. 68). Der textkritische Vergleich (p. 73–79) der beiden eng verwandten Handschriften ergibt eine leichte Überlegenheit von *P*, die deshalb der Ausgabe zugrunde gelegt wird. Die Untersuchung der Sprache des Verfassers anhand von Reim und Versmaß (p. 80ss.) ergibt leider kein eindeutiges Bild; Kleineidam kommt deshalb zum Schluß, der Verfasser schreibe in einer im großen und ganzen zentralfranzösischen Sprache, benutze aber bei Bedarf Dialektformen verschiedenster Herkunft (cf. p. 88). Entstanden ist der Text nach dem Herausgeber um die Mitte des 13. Jahrhunderts (p. 88/89), doch schiene es mir auf Grund der angeführten Kriterien vorsichtiger, die ganze erste Hälfte des 13. Jahrhunderts in Betracht zu ziehen.

Der dritte Text schließlich – ziemlich vage mit *Un enseignement* betitelt – ist bedeutend kürzer als die drei ersten, umfaßt er doch nur 174 Achtsilbler. Es handelt sich um eine Art Predigt, die vom Gegensatz zwischen der *joie du monde* und der *joie du ciel* ausgeht und im Anschluß daran die Seligkeit im Paradies sowie die Möglichkeiten, diese Seligkeit zu erlangen, beschreibt. Dem Verfasser geht es dabei nicht um eine örtliche oder ausstattungsmäßige Beschreibung des Jenseits, sondern vielmehr um die geistig-moralische Beschaffenheit einer Welt, in der es trotz einer eindeutigen Hierarchie keinen Neid und keinen Hader gibt, in der einziges Ziel der Seligen die Lobpreisung des Schöpfers ist: sie verharren in einer Art Dauerextase, die sie alles Leid der Welt und die Versuchungen des Teufels vergessen lassen. Trotz dieser vergeistigten Thematik ist die Rhetorik in diesem Gedicht nur schwach vertreten, weshalb Kleineidam den Text der «rein lehrhaften Zweckdichtung» zuordnet. – Überliefert ist der Text in den gleichen Handschriften wie *Du bon ange et du mauves*; es bestehen nur geringfügige Qualitätsunterschiede in Bezug auf die beiden Überlieferungsäste, doch erlaubt eine leichte Überlegenheit von *P* immerhin, einen eindeutigen Entscheid hinsichtlich des der Ausgabe zugrunde zu legenden Basismanuskripts zu treffen. Reim und Versmaß liefern infolge der Kürze des Gedichtes sehr wenig Anhaltspunkte für den Entstehungsraum; am ehesten kommt der Westen in Frage. Was die Chronologie angeht, so dürfte der Text mehr oder weniger zur gleichen Zeit entstanden sein wie der vorhergehende (cf. p. 114–116).

Kleineidams Ausführungen zur Sprache der drei Texte sind im allgemeinen sehr solide und umsichtig; es gibt nur wenige Punkte, die eine Bemerkung erfordern:

– p. 25 § 39: Daß *sace* (< SAPIAM) eine Lautung [ʃ] darstellt, ist keineswegs erwiesen; ich sehe in dieser Form vielmehr eine für den Norden und Westen typische Analogiebildung, eine Art Hyperfranzisierung auf Grund der Doublette *face* (fr.) – *fache* (pik.)<sup>4</sup>.

– p. 26 § 40: Im Zusammenhang mit der Relativierung des Aussagewertes von *joie* und

<sup>4</sup> Cf. hierzu WUNDERLI, *VRom. 18* (1969), 174, und GERTRUD WACKER, *Über das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache im Altfranzösischen*, Halle 1916, p. 24/25.

*joïr* wegen ihres Charakters als literarische Wanderwörter wäre auch auf das Altprovenzalische zu verweisen gewesen.

– p. 26 § 41: Die Schreibung von *-t* in Formen wie *commandét*, *emprisonnét* (P.p.), *ca[e]stét*, *gret* usw. beweist keineswegs, daß sich auf ungestütztes *-t*- zurückgehendes *[-t]* hier zur Zeit der Abfassung des Textes noch gehalten hat, selbst dann nicht, wenn die fraglichen Formen im Reim stehen mit *set* < *SAPIT* und *het* < \**HATIT* (*[-t]* < Kons. + *τ*). Einmal hat Georges Straka kürzlich gezeigt, «qu'on peut considérer l'amuissement du *-t* [non appuyé] comme un fait général dans l'ensemble du domaine d'oïl vers le milieu du X<sup>e</sup> siècle, sinon – dans certains cas – vers la fin du siècle précédent»<sup>5</sup>. Dann zitiert Kleineidam auch Fouché nicht richtig; dieser sagt nicht, in *set* und *het* habe sich «auslautendes *τ* bis ins 13. Jahrhundert gehalten», sondern: «Cependant ce *t* a fini par tomber, et sa chute est générale au XIII<sup>e</sup> siècle»<sup>6</sup>. Die Verhältnisse in unserem (Mitte des 13. Jahrhunderts entstandenen) Text beweisen also keineswegs eine Bewahrung von *-t* (< lat. *-t*); Reime wie *commandét* – *het* – *emprisonnét* – *set* sind vielmehr möglich, weil sowohl auf freies wie gestütztes *-t*- zurückgehendes *-t* verstummt ist: wir haben in beiden Fällen nichts als einen graphischen Archaismus<sup>7</sup>!

– p. 85 § 36: Die Schreibung *voz* < *VOCITUS* (v. 337) deutet nicht unbedingt auf eine Nichtdiphthongierung von *o*. C. Th. Gossen hat gezeigt, daß die Graphie *oi* sehr oft konventionellen Charakter hat und auch ein auf eine Diphthongierung zurückgehendes Resultat wiedergeben kann<sup>8</sup>; da *voz* nicht im Reim steht und zudem v. 348 *vuiiz* belegt ist, könnte dies auch für unseren Text Gültigkeit haben. Eigenartig ist dagegen *o* statt *oi*; hier könnte ein ursprünglicher Verschreib vorliegen, so daß die Form von den Kopisten von *V* und *P* nicht mehr verstanden wurde (*P* schreibt *noz*); eine Korrektur in *vo[i]z* schiene mir angezeigt.

– p. 87 § 56: *Que* anstelle des *Rectus qui* tritt nicht nur im Osten auf, sondern auch im Westen und im Anglonormannischen<sup>9</sup>.

Bleiben die Editionen als solche: mit den p. 34/35 dargelegten Editionsprinzipien können wir uns weitgehend einverstanden erklären, wenn auch zu bedauern ist, daß der Verfasser die aufgelösten Abkürzungen nicht durch Kursivdruck kennzeichnet. Gegenüber den Anwendung der Prinzipien erheben sich dagegen einige Einwände. So wird p. 34 erklärt, der Akut diene dazu, die unbetonten Endungen *-e*, *-es* von den betonten Wortausgängen *-é*, *-és* zu scheiden; überflüssigerweise wird der Akzent dann aber auch noch bei *-ét* in mehrsilbigen Wörtern verwendet, wo das graphische Zeichen *t* allein schon genügen würde, um den betonten Charakter des Vokals zu verdeutlichen (cf. z. B. I/46 *humilité*, I/50 *courechiet*, I/51 *emploiét*, I/56 *pechiét*, I/160 *sauvetét* usw.<sup>10</sup>); ebenso ist er in der fem. Endung *-ée* überflüssig, cf. I/305 *retornée*, I/306 *atornée*, I/307 *apressée*, II/137 *chaciée* usw.<sup>11</sup>. Von der Verwendung eines Gravis findet sich in den Editionsprinzipien nichts; trotzdem schreibt der Herausgeber überflüssigerweise (und in Anlehnung an die moderne Orthographie) II/348,

<sup>5</sup> Cf. G. STRAKA, *Sur la date de l'amuissement du -t final non appuyé en ancien français*, TLL 4 (1966), 449–468; Zitat p. 465.

<sup>6</sup> Cf. P. FOUCHÉ, *Phonétique historique du français* III, Paris 1961, p. 657.

<sup>7</sup> Daß in seinen Ausführungen etwas nicht stimmen kann, hätte für den Herausgeber aus § 44 (p. 27) seiner Zusammenstellung, wo er vom Verstummen von *[t]* in der Endung *-st* handelt, hervorgehen müssen.

<sup>8</sup> Cf. C. TH. GOSSEN, *Französische Skriptastudien*, Wien 1967, p. 117–119, 199–200, 313–315.

<sup>9</sup> Cf. hierzu z. B. P. WUNDERLI, *Le livre de l'Eschiele Mahomet*, Bern 1968 (RH 77), p. 126 (13r a3), und *VRom.* 27 (1968), 45/46.

<sup>10</sup> Wir bezeichnen im folgenden die 3 Texte in ihrer Reihenfolge mit den römischen Zahlen I, II, III.

<sup>11</sup> Inkonsequenterweise steht dann I/204 *dounee*.

III/56 *là*. Das Trema wird von Kleineidam in pragmatischer Weise dort gesetzt, «wo die zweisilbige Aussprache zweier aufeinanderfolgender Vokale für den modernen Leser ungewöhnlich ist», ein Prinzip, das durchaus vertretbar ist. Nur sollte dann die Setzung auch noch auf einige weitere Fälle ausgedehnt werden, wo man in der gegenwärtigen Form bei der Lektüre immer wieder aus dem Rhythmus fällt. Dies gilt zuerst einmal für die Endung *-ion*, die überall zweisilbig zu zählen ist, weshalb wir schreiben würden I/81 *temptation*, I/82 *compunction*, I/261 *entention*, I/319 *perdition*, II/125 *enonction*, II/126 *perfection* usw.<sup>12</sup>; angebracht wäre ein Trema auch bei den Endungen *-ieus/ieuse* (also I/56 *luxurieuse*, III/20 *glorieus*, III/165 *glorieuse*, III/166 *precieuse*). Diese Punkte gehören jedoch eher in die Kategorie der «Schönheitsfehler» und stellen der Wert der Ausgabe nicht eigentlich in Frage.

Von der Textherstellung her ist die Edition umsichtig und sorgfältig aufgebaut, wenn auch der Herausgeber ganz allgemein dem Basismanuskript zu wenig konsequent folgt. Er läßt sich allzu rasch zu Korrekturen verleiten, und verschiedentlich «bastelt» er aus den beiden Manuskripten eine Mischlesung, die in keiner Handschrift bezeugt ist; ein solches Vorgehen ist aufs entschiedenste abzulehnen. Im Einzelnen betreffen unsere Vorbehalte folgende Punkte:

I Prolog Ms. A: Obwohl in den Editionsprinzipien (p. 34) erklärt wird, die Verwendung von *j* und *i* werde nach dem modernen Gebrauch normalisiert, finden sich in diesem Prolog Schreibungen wie *humilijer*, *cuj* (zweimal); wieso sollten hier die Editionsprinzipien nicht befolgt werden? – I/34 *si(I)*, I/88 *ne(I)*, I/157, I/242 *qui (I)*: Da auslautendes *-l* in vorkonsonantischer Stellung verschiedentlich fällt (K. korrigiert in diesen Fällen nicht, cf. z.B. *s'i* I/12, *qu'i* I/155 [für *s'il*, *qu'il*] usw.), scheint mir eine Korrektur des graphisch-parasitären *-l* in den obigen Fällen nicht angebracht<sup>13</sup>; durch eine Schreibung *sil*, *nel*, *quil* würde seine lautliche Irrelevanz genügend verdeutlicht. – I/45 *sourcuidier*: B hat *souscuidier*, A *fourcuidier*. Die Form *sourcuidier* ist in keiner der Herausgaben belegt, sondern stellt eine Kreuzung der beiden Lesearten dar. Das vom Sinn her durchaus passende *fourcuidier* von A<sup>14</sup> ist aus methodischen Gründen vorzuziehen. – I/63 *oublier*: Da dreisilbig zu zählen, wäre *oublier* zu schreiben; ebenso III/141 *oublient* für *oublient*. K.s Vorgehen ist hier inkonsequent, schreibt er doch selbst III/142 *oublieront*, I/439 *humeliter* usw. – I/73 N (p. 73): Ich halte den Kommentar von K. für verfehlt und die Lesung von A für inhaltlich schlechter: *doit venir* ist nicht futurisch zu interpretieren, es geht vielmehr um den zwingenden Charakter (bzw. dessen Fehlen) in all den Fällen, wo der Mensch vor dem Laster kapituliert. – I/86 *complai[n]g*, I/248 *revie[n]g*: Ich habe Zweifel, ob die von K. vorgenommene Korrektur gerechtfertigt ist, denn *-ng-*, *-nġ-* brauchen sich nicht unbedingt zu *n* zu entwickeln (> *in*): auch ein Resultat *nġ* ist möglich und in der Handschrift B auch bezeugt, cf. I/106 *estrange*, I/126 *estranges* (neben I/431 *estraignes*); I/229 *s'eslonge*, I/289 *s'eslonja*, I/438 *eslongier* ('[s]éloigner'<sup>15</sup>). Ein ursprüngliches Resultat *-nġ-* dürfte auch in den obigen beiden Fällen vorliegen mit anschließendem Verlust des nasalen Elements, der wohl durch die auslautende Stellung

<sup>12</sup> Dagegen setzt schon der Herausgeber ein Trema bei II/195 *crestiens*, II/200 *liens*, II/366 *escient* usf.!

<sup>13</sup> Cf. auch KLEINEIDAM, p. 27, § 49.

<sup>14</sup> Cf. auch KLEINEIDAM, p. 55, N zu V. 45.

<sup>15</sup> Cf. hierzu auch GOSSEN, *Skriptastudien*, p. 130; KLEINEIDAM, p. 28 § 53 (ich glaube nicht, daß die erwähnten Formen für 'éloigner' als analogische Bildungen zu *longe* [Adj. fem.] angesehen werden können; es dürfte sich vielmehr um eine lautliche Entwicklung wie bei *étrange*, *linge*, *mensonge* usw. handeln).

(2 implosive Konsonanten) begünstigt wurde<sup>16</sup>. – I/93 N (p. 57): *canter* ist nicht als 'exercer un chantage' zu interpretieren, sondern bedeutet ganz normal 'singen' (als Ausdruck des Übermuts, des Mutwillens). – I/105 *A perillouse, B precieuse*: die Lesung von *A* ist gegenüber dem Basisms. der Ausgabe (*B*) sicher vorzuziehen; *perillouse* müßte aber in dieser Form übernommen werden, während sich bei K. eine in keiner Handschrift bezeugte Mischlesung *perileuse* findet. – I/110 *A assalt, B s'abat*: Da auch V.111 als Reimwort *abat* hat, ist mit K. die Lesung von *A* vorzuziehen; die Korrektur darf aber nicht nur den Austausch des Verbums umfassen (K. *s'assalt*), sie muß auch die Elimination des Reflexivpronomens einschließen, denn die Reflexivkonstruktion paßt nicht zu den anderen Verben (> *Jou sui ciels qui defent, jou sui cis qui assalt, Jou sui cil qui trebuce, jou sui sil qui abat*). – I/114 *istra, I/120 pora*: Die Korrektur zu *istrai, porai* scheint mit nicht angebracht, besteht doch durchaus die Möglichkeit, daß wir hier von einer für den Norden und Westen bezeugten Reduktion *ai* > *a* stehen<sup>17</sup>. – I/117 *Que qu'est grief* kann stehengelassen werden (K. korrigiert zu *que que griet*), denn der Indikativ in Konzessivsätzen ist in der alten Sprache durchaus zu belegen<sup>18</sup>. – I/122: Der Text scheint mir nur in *B* verdorben zu sein, *A Içou ki si forment est afaitiét a faire* ergibt dagegen einen Sinn. V.120–24 wären folgendermaßen zu übersetzen (vorher spricht «Ich» davon, das schlechte Ich zu verlassen und zum guten, wahren Ich zurückzufinden<sup>19</sup>): 'Mais il faut un tel effort et c'est une chose si difficile à faire! Celui qui s'efforce tellement à (le) faire<sup>20</sup>, il peut veiller et porter des vêtements de pénitence sans réussir à se séparer du mal qui tue l'âme.' – I/128 *c'om* > *com*: 128/129 bestehen aus 4 durch *com* eingeleiteten Ausrufsätzen, wobei der zur Diskussion stehende Halbvers mit 'Comme elle (la chaîne) peut être difficilement brisée' zu übersetzen wäre. – I/134 hat eine Silbe zuviel, da *-i* vor Anlautvokal (*li ure*) in unserem Text normalerweise keine Synaloephe bewirkt; evtl. zu *l'ure* ('l'heure') zu korrigieren. – I/143 hat eine Silbe zuviel; entweder ist Hiatus-*e* in *peüreus* (> *peureus*) verstummt, oder – was wohl wahrscheinlicher ist – das epenthetische *e* in *humeles* ('humble') muß eliminiert werden (> *humles*). – I/160 *B Que aler ne le veut ..., A Qu'il aler je ne peut ...*, K. schreibt *Qu'il aler ja ne veut*. Die Korrektur *Que aler* > *Qu'il aler* drängt sich nicht auf, denn sowohl metrisch wie vom Sinn her sind die beiden Varianten gleichwertig; *ne le* wird von K. richtig durch *ja ne* ersetzt, doch müßte die Korrektur auch noch das Verb einschließen (*veut* > *peut*): es ist davon die Rede, daß der Mensch durch die Sünde verführt und gefangen ist, so daß er nicht mehr dorthin gehen kann (nicht will), wo sein Heil ist. – I/174: K. korrigiert *plaist* und *desplaist* zu *plais(t)* und *desplais(t)* in der Annahme, es handele sich um die 1. Pers. sg. (cf. p. 26 § 44); dies trifft nicht zu: Subjekt ist vielmehr 'die Tat' (*fait*; cf. V. 173); die Korrektur ist also falsch. – I/176 *Deveroie* muß zu *devroie* korrigiert werden, da der Vers sonst eine Silbe zuviel hat. – I/211 *cria* ('créa') müßte p. 73

<sup>16</sup> Eine entsprechende Erscheinung findet sich auch in den *Sermoni subalpini* (cf. W. BABILAS, *Untersuchungen zu den Sermoni subalpini*, München 1968), z.B. *soig* < SOMNIU III/4, III/19, *loig* < LONGE III/29, *engeig* < INGENIU III/71–72, III/84, III/85, *teig* < TINGIT V/5, V/55, *reg* < REGNUM V/90, *besoig* < \*BISUNNIU VI/12–53, VI/57 u. *passim*, usw.

<sup>17</sup> Cf. WUNDERLI, *Eschiele*, p. 183 (23v b31); POPE, *From Latin to Modern French*, § 1157 und 1320/VII; vgl. auch KLEINEIDAM, p. 57 (N zu V.114).

<sup>18</sup> Cf. G. MOIGNET, *Essai sur le mode subjonctif en latin postclassique et en ancien français*, Paris–Alger 1959, p. 482/483, 638; P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970 (ZRPPh.Beih. 123), Kap. 6.9.

<sup>19</sup> V.118 *voel* ist übrigens – entgegen der N – durchaus in Ordnung: das «Ich» will sich bessern, auch wenn der Wille nicht ausreicht, um zu einer erfolgreichen Umkehr zu kommen.

<sup>20</sup> Für den Nichtausdruck eines bekannten Objekts (*le*) im Altfranzösischen cf. FOULET, *Petite Syntaxe*, § 498/499; BRUNOT, *Histoire I*, p. 228/229.

§ 19b erwähnt werden. – I/220 *B Que n'en puis se je ciet, A Jou qu'en puis se dont duit*; K. schreibt *Jou qu'en puis se ja ciet*. Die Korrektur des Versanfangs nach *A* ist in Ordnung; dagegen haben wir in *ja* wieder eine in keiner Handschrift bezeugte Lesung. *A dont* ('donc') ist durchaus sinnvoll und deshalb zu übernehmen (N zu V.220 muß es überdies «*Je B*» (nicht [*Je A*] heißen, cf. p. 60). – I/223 hat der 1. Halbvers eine Silbe zuwenig; es ist zu korrigieren *Ne fine ne [ne] cesse ...* – I/239: Der ganze Vers ist aus *A* zu übernehmen; wieso ersetzt K. aber *viere* durch *vers* (fehlt *B*), wo doch *viere* p. 21 § 11 durchaus den Gepflogenheiten des Textes entsprechen würde? Die Korrektur *i > i[l]* ist überflüssig, da *-l* auch sonst verschiedentlich fällt und nicht korrigiert wird (vgl. oben zu I/34). – I/243 *Toust* ('tout') ist nicht zu korrigieren, tritt doch ein parasitäres *s* vor *t* verschiedentlich auf und wird in den übrigen p. 26 § 44 erwähnten Fällen nirgends eliminiert. – I/257 *B qu'il monstre* wird von K. zu *qu'il me monstra* korrigiert, um das Versmaß in Ordnung zu bringen (übrigens: wieso fehlt die eckige Klammer bei *me*?). *Monstre > monstra* ergibt sich aus dem Kontext. Dagegen könnte die Einführung von *me* durch einen weniger tiefgreifenden Eingriff ersetzt werden, indem man statt *qu'il* häufig belegtes *qu[ē] il* schreibt. – I/287 *Que[l]*: Da *-l* auch sonst oft fällt (cf. oben), würde ich es auch hier nicht beifügen, sondern *qué* schreiben. – I/292 *s'il* ist nicht zu *c'il* (= *qu'il*) zu korrigieren; *Lors convient s'il ne veulent de lor regne fuir* ist dann zu übersetzen mit 'Alors il faut [le souffrir] s'ils ne veulent fuir ...'. Wir haben *sous-entente* von *souffrir* (+ Objekt), weil dieses sich bereits im vorhergehenden Vers findet. – I/338 *Ma plainte faic a moi de ma mauvaie vie*: wäre nicht *moi > toi* zu korrigieren, da «Ich» sich in der ganzen Strophe LXXXV direkt an Christus wendet? – I/350 *honte et* ist mit Rücksicht auf das Versmaß durch *hontē et* zu ersetzen. – I/428 *Que qu'i fait çou*: nach dem Glossar wäre hier *queque* mit 'während' zu übersetzen. Der obige Nebensatz muß sich aber wohl auf *amer ses bons amis* beziehen (V. 425), denn bei Bezug auf *amer ses anemis* würde man eine Negation erwarten (*que qu'i ne fait çou*); unter diesen Voraussetzungen kann die Konjunktion aber nur 'quoique' bedeuten (für den Ind. cf. oben zu I/117). – I/443 *Que tous aparelliés ... ne soie*: K. korrigiert zu *tous[t]* (= *tout* adv.), was jedoch überflüssig ist: im Altfranzösischen wird *tout* in adverbialer Funktion sehr oft bezüglich Genus und Numerus an das Adj. (P.p.) angeglichen<sup>21</sup>.

II/24: Wenn das Zweikasussystem schon stark erschüttert ist (cf. p. 86 § 54), dann rechtfertigt sich eine Korrektur *P mestre[s] infernaux* (Nom. sg.) trotz *V mestres* nicht mehr: es ist wegen des Versmaßes einfach *mestrē infernaux* zu schreiben. – II/32: Wegen *æ = [ø]* ist statt *espoentables espöentables* zu schreiben. – II/72 *ci[l]*: Da auch andernorts das gefallene *-l* nicht restituiert wird (cf. II/12 *i[= il]*, II/19 *dto.*, usw., sowie oben), kann auch hier *ci* stehenbleiben. – II/111: *Porcē* ist zu *por cē* zu korrigieren (cf. auch 112 *par cē*). – II/127 *Que puis ne crient ce[l] qu'il reçoit*: Die Korrektur ist in jedem Fall überflüssig, selbst wenn man *ce* als *cel* interpretiert wie K. (cf. oben). Ich würde jedoch *ce qu'il* lesen und interpretieren: '(Die Kraft der Taufe ist so ...), daß er nicht mehr fürchtet, was er bekommt (=was ihm auferlegt wird) ...' (die Lesung von *V* ist in jedem Fall unhaltbar). – Die Anmerkung zu II/125-28 gehört auf p. 93, nicht auf p. 94. – II/149 *enfrain[s]t*: da *-st* auch sonst verschiedentlich zu *-t* reduziert wird, ist die Korrektur überflüssig. – II/161 *cest petit* ist in *c'est petit* zu korrigieren. (*Et s'il en donne c'est petit*). – II/182 II/275 II/302 III/21 III/56 III/104 III/127 III/145 III/146 *tor jors*: Die auf das Verstummen von vorkonsonantischem *s* (cf. p. 81 § 13, p. 86 § 46) und *r* (cf. p. 81 § 14) zurückgehende Schreibung *tor* läßt sich wohl nur rechtfertigen, wenn man *tor jors* als Einheit betrachtet; Zusammenschreibung wäre angezeigt. – II/263

<sup>21</sup> Cf. hierzu z. B. SVEN ANDERSSON, *Nouvelles études sur la syntaxe et la sémantique du mot français «tout»*, Lund-Copenhague 1961, Kap. 1 (p. 9ss.).

Apparat: anstelle von *mostier* *P* muß es *mestier* heißen (cf. auch p. 77). – II/320 *le pueple[s]* (Nom. sg.): wenn schon der Artikel nicht korrigiert wird, dann wäre auch auf die Wiederherstellung des *-s* beim Subst. zu verzichten; zur Wahrung des Versmaßes wäre *le peuplē est* zu schreiben. – II/322 *le[s]* (Art. pl.): Auch hier würde ich auf die Wiederherstellung des *-s* verzichten und dafür *lé* schreiben. – II/332 *P puet meffaire, V puez mais faire*; *K.* schreibt *puez mes faire*. Die Lesung von *V* ist vorzuziehen; mit *mes* führt aber *K.* eine in keiner Handschrift belegte Mischlesung ein; es wäre *V* konsequent zu folgen, also *mais* statt *mes*. – II/356 *Qu'ele ait ja [en]vers moi garant*: Obwohl *envers* durch *V* bezeugt ist, kann auf eine Korrektur von *P* verzichtet werden, wenn man *elē ait* liest. – II/382 scheint mir die Interpunktion zu wünschen übrigzulassen. Ich schlage vor: *Leroit ester? Certes nenil!* – II/394: Die Korrektur *quē il [l]'ait* ist überflüssig; es ist *quē i l'ait* zu lesen (*i = il*, cf. p. 86 § 49). – II/412 *Amen* ist vom Versmaß her überzählig und wäre wohl als eigener (zweisilbiger) Vers zu behandeln.

III/28: *V ja nuls de li envoiera, P Ja nus de lui nien voira*. Nach *K.* (p. 113, N zu V. 28) ist nur *V* verdorben, *P* dagegen wäre sinnvoll. Mir scheinen beide Lesungen nicht befriedigend, denn *nuls (nus)* paßt nicht in den Vers, der zusammen mit V. 25–27 gesehen werden muß (wer würdig ist, wird ins Paradies gehen; wer nicht würdig ist, wird nichts davon sehen). Ich schlage deshalb vor, zu lesen: *Ja nien de lui en verra*<sup>22</sup>. – III/96: Wie *K.* p. 114 (N zu V. 96) richtig erkannt hat, ist *P Bon fu nez cil qui le desert* unbefriedigend, nicht nur wegen zweimaligem *desert* im Reim (95/96), sondern auch vom Sinn her. Warum setzt er im Text aber nicht die sich aufdrängende Lesung von *V (Buer fu nez cil qui bien le sert)* ein? – III/111: Die Korrektur *si > ci* nach *V* ist überflüssig, da hinter beiden Graphien die gleiche lautliche Realität steht.

Zahlreiche der beanstandeten Korrekturen haben wenigstens den Vorteil, die Lektüre für den Leser zu erleichtern; dies rechtfertigt sie aber noch nicht, denn ein entsprechendes Resultat hätte jeweils auch durch eine erklärende Fußnote erzielt werden können. – Was die drei Glossare betrifft, so sind sie zum Teil etwas knapp ausgefallen. Für den Benutzer wäre es sicher angenehmer, wenn sie nicht direkt auf den jeweiligen Text folgen würden, sondern am Schluß des Bandes zu einem Gesamtglossar zusammengefaßt wären. Dadurch ließen sich auch gewisse Wiederholungen vermeiden (cf. z. B. *guerpir*).

Peter Wunderli

★

DAFYDD EVANS, *Lanier*. Histoire d'un mot, Genève (Droz) 1967, 133 p. (*Publications romanes et françaises* 93).

Die von J. Boutière angeregte Wortmonographie beschäftigt sich in sehr eingehender Weise mit dem seit langem umstrittenen Ursprung und mit der Geschichte der altfranzösischen Formen *lanier* adj. 'feige, träge' und *lanier* sb. 'Falkenart'. Die sorgfältige Analyse eines umfassenden Belegmaterials führt den Verfasser zu mehreren neuen Einzelerkenntnissen sowie, wenn schon nicht zu einer beweiskräftigen Lösung, so doch zu einer Klärung und durchaus ansprechenden Deutung der etymologischen Grundfrage.

<sup>22</sup> Die Korrektur *nien > nien[t]* von *K.* ist überflüssig. – *Voira > verra* drängt sich wegen des Reims (: *estera*) auf. – Der doppelte Ausdruck eines Objekts vom Typus *de lui en* ist im Altfranzösischen verschiedentlich belegt, cf. hierzu WUNDERLI, *Eschiele*, p. 144 (41r a21), und BRUNOT, *Histoire I*, p. 227. Die Korruption dürfte gerade auf diese Erscheinung und die Nachbarschaft von *en* und *verra* ( $\approx$  *enverra*) zurückzuführen sein.

Wie schon E.-G. Lindfors-Nordin (*ZFSL* 60 [1937], 164-170) wendet sich auch Evans entschieden gegen die 1906 von Leo Jordan vorgeschlagene und von mehreren maßgeblichen Wörterbüchern (*REW*, *FEW*, Tobler-Lommatzsch) übernommene Verbindung von *lanier* 'feige' bzw. 'Falkenart' mit altfranzösisch *lanier* 'Wollarbeiter, Wollhändler' (< LANARIUS). Im einzelnen findet sich die Hypothese Jordans durch Evans p. 13-16 (cf. auch p. 77) allerdings kaum widerlegt, sondern nur in einigen Punkten in ihrer Wahrscheinlichkeit eingeschränkt<sup>1</sup>. Die p. 16 von Evans angesprochene Seltenheit der Bezugsetzung zwischen *lanier* 'Wollarbeiter' und *lanier* 'feige' in den mittelalterlichen Texten müßte im Verhältnis zur beschränkten Zahl der Belege überhaupt gesehen werden. Die p. 18-21 sorgfältig erstellte Chronologie des ersten Auftretens der drei Formen «n'appuie pas la thèse de Jordan», wie Evans schreibt, spricht aber auch keineswegs dagegen.

Doch selbst wenn sich die Theorie von Jordan kaum so kategorisch ablehnen läßt, wie der Verfasser dies schließlich tut, so vermag Evans eigene, ungemein reich dokumentierte und methodisch ausgezeichnet erarbeitete Deutung als plausible Lösungsmöglichkeit zu überzeugen. Evans sieht in *lanier* «feige», wie schon Littré und andere, eine übertragene Verwendung von *lanier* 'Falkenart', in letzterem aber eine bei der Herausbildung der französischen Falknerterminologie zwischen 800 und 1100 entstandene Umbildung des um 728 in der *Lex Baiwariorum* belegten germanischen *anothapuh* (*anot* 'Ente' + *hapuh* 'Habicht'): «... il a fallu transformer le mot, en gardant le premier élément, nom de gibier, mais en substituant à *hapuh* le suffixe *-ari*, d'après le modèle de *cranohari* devenu *gruier*. Ce procédé a dû être facilité par l'existence en roman d'une forme apparentée au germanique *anot*, *anut* (sc. *ánatem* bzw. afr. *ane*)» (p. 27) ... «Les fauconniers français auraient donc créé pour traduire *anothapuh* un *ane* + *-ier* > *\*anier*, comme Mme Lindfors-Nordin l'avait aperçu, sans avoir poussé très loin ses recherches dans la période de la formation du vocabulaire technique de la fauconnerie en Gaule» (p. 28). Als eventuelle Fortsetzer und damit Stützen dieses *\*anier* lassen sich allerdings nur ein spätaltfranzösisches hapax legomenon *anier* von 1304 sowie die modernmundartlichen Formen *agné* 'épervier' (*ALF*, P. 415) und *ane aux pouilles* 'oiseau de proie' (Breux, Ardennen) anführen. Ansonsten findet sich – und dies bleibt eine beträchtliche Schwierigkeit dieser Herleitung – ausschließlich *lanier*, für welches Evans gleich Lindfors-Nordin die Agglutination des Artikels, mit nicht gerade triftigen «Gründen»<sup>2</sup>, voraussetzen muß.

Dem eigentlich etymologischen Abschnitt folgt p. 36-88, als wohl zentraler Teil dieser Arbeit, eine minutiöse semantische Analyse der altfranzösischen Verwendungen der beiden *lanier* ('Falkenart' bzw. 'feige, träge'). Zur Untermauerung der engen semantischen Beziehung und ursprünglichen Identität beider Formen zeigt Evans speziell die pejorativen «Sekundär»-Bedeutungen, die *lanier* als Falkenbezeichnung, auf Grund der negativen Eigenschaften bzw. Bewertungen des Vogels, ausdrücken konnte (v.a. «vilain», im Gegensatz zum *gruier gentil*). Hieraus habe sich im 12. Jh. das selbständige Adjektiv *lanier* abgespalten, dessen

<sup>1</sup> Dementsprechend lesen wir hier (p. 16) zunächst zusammenfassend lediglich «Il semble donc que nous devons écarter *lanier*<sup>1</sup> (= 'Wollarbeiter') de notre enquête», während es p. 21 ohne zwingende weitere Argumente bereits heißt «nous pouvons donc écarter définitivement *lanier*<sup>1</sup> de notre étude». P. 17, N 25, verweist Evans auf Corominas, erwähnt aber nicht die von diesem angegebene Stütze für die Interpretation Jordans.

<sup>2</sup> «L'agglutination de l'article défini peut bien avoir plusieurs causes: le hasard ou l'ignorance (défaut normand ou anglo-normand?), l'homonymie d'*a(s)nier*, l'opacité due à la disparition progressive d'*ane* et limitée d'abord sans doute à certains parlers, et enfin le besoin de noms opaques pour désigner les «espèces» de faucons, ce qui favorise la variante *lanier*» (p. 35).

über 200 erfaßte Belege Evans einer besonders gründlichen und umsichtigen Gehaltsanalyse, gestützt auf die zahlreichen synonymen Doppelungen und antonymen Gegenüberstellungen, unterzieht: «D'une part, *lanier*<sup>2</sup> a des acceptions morales telles que 'mauvais', 'couard' et 'lâche', et un sens essentiellement social comme 'vilain'; d'autre part, il peut signifier 'faible', 'paresseux' et 'lent', sens qui se rapportent à des défauts plutôt physiques» (p. 85). Die semantische Affinität zu den Qualifikationen des Falken *lanier* steht nach dem sehr breiten von Evans vorgebrachten Material außer Zweifel; der darauf basierende Schluß auf eine etymologische Identität ist möglich bis wahrscheinlich, aber nicht zwingend.

Die beiden letzten Kapitel der Untersuchung gelten der Vitalität und dem schließlichen Untergang von *lanier* 'feige, träge'. Die altfranzösischen Belege konzentrieren sich auf das gereimte Volksepos (über 130 von insgesamt zirka 230 Belegen), begegnen nach 1200 fast nur noch am Versende und zeigen zunehmend formelhaften Charakter. Speziell auch durch das fast völlige Fehlen in den Prosatexten kann der Verfasser überzeugend dartun, daß es sich, zumindest im 13. und 14. Jh., um ein spezifisch poetisches, in der Gemeinsprache kaum oder nicht lebendiges Wort handelt (eine relativ stärkere Vitalität läßt sich für den Nordosten vermuten). Wie weit hingegen die in den ersten Belegen des 12. Jh. häufige Verbindung mit Synonymen glossierend zu werten ist und *lanier* um 1175-80 als Neologismus erweisen kann (p. 105), scheint uns fraglich.

Die p. 17 und 21 ausgesprochene Annahme, daß es sich bei provenzalisch *lanier* um ein Lehnwort aus dem Französischen handle, bleibt unbegründet und entspricht auch nicht den Angaben in den als Beleg angeführten «dictionnaires étymologiques» (cf. *REW*, *FEW*, <sup>2</sup>*EWFS*). Daß das *REW* trotz des Aufsatzes von Lindfors-Nordin der Theorie Jordans treu blieb, wie Evans p. 17 feststellt, ist insofern nicht verwunderlich, als dieser Aufsatz erst nach der letzten *REW*-Auflage erschien. Die Verbindung der Wendung *être de lagny* mit *lanier* bildet nicht erst eine «explication proposée par P. Genolhac, *Vie et langage*, 1956, p. 399» (p. 121 N 20), sondern findet sich bereits im *FEW*. Zum p. 101 festgestellten Fehlen von *lanier* bei Chrétien cf. allerdings die Variante *Perceval* 818. Zur Etymologie von *lanier* 'feige, träge' cf. jetzt auch das von Gamillscheg in der Neuauflage seines Etymologischen Wörterbuchs vorgeschlagene \**lenarius* zu *lenis* 'weich, sanft' (sub *laneret*).

Arnulf Stefenelli

★

ALBERT HENRY, *C'était «il y a» des lunes. Etude de syntaxe française*, Paris (Klincksieck) 1968, 132 p.

Les grammairiens français ne se sont guère préoccupés, du point de vue tant synchronique qu'historique, de l'expression *il y a* à valeur temporelle; les définitions qu'en donnent les grammairiens courants sont insuffisantes ou erronées, et les syntaxes historiques en éclairent peu l'origine. Seuls Damourette et Pichon ont poussé l'analyse sémantique du procédé; mais ils ont échoué à donner une définition cohérente de son statut grammatical.

Cette lacune, M. Albert Henry vient de la combler avec son petit livre dense, rigoureux et parfaitement limpide malgré l'obscurité poétique qu'affecte son titre emprunté à Saint-John-Perse.

Après avoir, dans un premier chapitre, passé en revue les travaux antérieurs et constaté leur insuffisance, l'auteur fait tout d'abord l'inventaire des emplois de *il y a* en français contemporain. Il distingue deux principaux types de construction. Le premier est celui où *il y a* constitue «un nœud verbal unique dans la proposition». Alors «un complément

quelconque ne suffit pas à la prédication ... \**Il y a un homme* est un prédicat sans sujet». Un autre élément doit donc compléter l'énoncé: par exemple *il y a un homme à la porte*. Il en est de même lorsque le complément de *il y a* est une expression de temps: \**il y a un an* est un énoncé incomplet face à *il y a un an de cela* ou *il y a un an que* ... suivi d'une proposition subordonnée. En somme, dans ce premier emploi, *il y a* garde sa fonction verbale, qu'il soit suivi d'une expression de temps ou de tout autre complément.

En revanche, le caractère verbal de *il y a* peut être obscurci dans le second type de construction, celui où cette locution est jointe «à une forme verbale ou à un nominal susceptible d'évoquer un événement»: *il est venu il y a deux heures*; *à son passage à Paris, il y a douze jours*. Ce type de construction – que M. Henry appelle «syntagme en *Yx*», le symbole *Yx* désignant *il y a* (et ses variantes morphologiques *il y avait*, *il y aura*, etc.) à valeur temporelle – constitue l'objet principal de l'analyse. Celle-ci commence, au chapitre III, par l'étude du statut du syntagme en *Yx* dans la proposition, étude qui conduit à trois conclusions provisoires: 1° le syntagme en *Yx* peut occuper n'importe quelle place dans la proposition, donc «se comporte comme un circonstant»; 2° il est susceptible d'emplois nominaux (*je vous parle d'il y a bien longtemps*; *mon amie d'il y a plus de vingt ans*); 3° le temps du verbe principal, par rapport à celui de *Yx*, exprime en principe une antériorité, un «retrait dans le passé» («*il y a quarante ans, j'ai hérité d'un champ*»; «*il l'avait acheté il y avait à peine quelques heures*»).

Or, ce «retrait dans le passé» est délimité; mais *il y a* a une différence fondamentale dans l'expression de ses deux points-limites (chap. IV). Le point antérieur  $p^x$  n'a pas besoin d'être marqué en dehors du syntagme en *Yx*, puisque c'est précisément «le point à trouver», le propos même de ce syntagme; on ne peut qu'y ajouter des précisions supplémentaires («*il y a huit jours, sur le soir*») ou de simples redondances («*il y a trois ans, en 80*»). En revanche, le point postérieur *R* doit être indiqué expressément chaque fois qu'il ne coïncide pas avec le «présent nynégocentrique» (c'est-à-dire le moment où l'on parle) ou avec le moment passé de l'action principale; en d'autres termes, il est normalement indiqué par le présent dans *il y a*, ou déterminé par le contexte de *il y avait*, mais toujours spécifié par un terme qui s'ajoute à *il y a eu*, *il y aura* («*il est monté avec moi à la cabane il y a eu huit jours dimanche dernier*»; «*il y aura trois ans le 7 février, j'étais ici*»).

Ainsi nous voilà armés pour analyser avec l'auteur le «fonctionnement du procédé» et l'«opération fondamentale de l'esprit» (chap. V), puis la «nature de *Yx*» (chap. VI). Le syntagme en *Yx* répond à la question *quand?* (et non à *depuis quand?* ni *depuis combien de temps?*) et sert à situer un événement antérieurement à un point de repère *R*, qui peut être présent, passé ou futur. L'auteur représente graphiquement le «schéma sublinguistique» qui sous-tend l'opération par un vecteur figurant «un mouvement de remontée du temps d'une durée *x*» à partir d'un repère que le locuteur «a la liberté de faire voyager ... le long de la ligne du temps, pour l'amarrer en un point *R*». Linguistiquement, *Yx* est «le signe de remontée dans le temps» et ses variantes morphologiques (*il y a*, *il y avait*, *il y aura*, etc.) représentent «l'amarrage» dans le présent, le passé ou le futur; l'expression, implicite ou explicite, du point *R* est le «cliquet» d'amarrage, enfin le complément temporel de *Yx* détermine «l'extension du vecteur» (p. 54). En conclusion, le syntagme en *Yx* est «un procédé de datation en précession, à partir d'un repère exprimé implicitement ou explicitement».

Quelle est la nature linguistique de *Yx*? Il fonctionne, en gros, comme une préposition (cf. *il y a quelques jours* et *dans quelques jours*); cependant sa nature verbale n'est pas entièrement obscurcie, non seulement parce qu'il présente des variations temporelles, mais encore parce qu'on peut (et même, avec *il y a eu*, *il y aura*, on doit) y adjoindre des compléments circonstanciels (par ex. «*il y aura un an la semaine prochaine*», etc.). Finalement, *il y a* temporel, bien qu'il fonctionne toujours de la même manière, est tantôt verbe tantôt prépo-

sition, avec toute une gamme de cas intermédiaires; ou encore, c'est «un strument partiellement conjugué, ou, plus exactement, pourvu d'un indice chronologique».

Le passage de *Yx* de la catégorie du verbe à celle de la préposition pose le problème historique, que M. Henry aborde au chapitre VII. Il montre tout d'abord la différence fondamentale entre l'emploi de *avoir* impersonnel avec un complément de temps en ancien français et celui de *il y a* temporel en français moderne: différence non seulement formelle (absence de *y*, place variable du complément par rapport au verbe), mais surtout fonctionnelle, le syntagme en *Yx* gardant toujours, en ancien français, son caractère verbal. Ce caractère a été obscurci, il est vrai, dans certaines locutions figées, telles que *piece a > piéça* ou *n'a gueres > naguère*; mais il s'agit là de formations lexicales et non de la création d'un nouveau moyen syntaxique. Quant à la possibilité d'introduire le syntagme en *Yx* par une préposition («vous qui n'avez de *longtemps a pere ne mere*»), elle s'applique tout aussi bien à d'autres types de propositions (par ex. «*a tels i ad* sués et *dulz estre devez*») et ne contredit donc pas davantage le caractère propositionnel de *Yx* temporel.

C'est l'analyse du passage de l'expression verbale à la fonction prépositionnelle qui, par sa brièveté, nous laisse un peu sur notre faim. Peut-on dire par exemple que «le système, au XVII<sup>e</sup> siècle, est toujours celui de l'ancien français» (p. 76), en s'appuyant uniquement sur le fait que *il y a* signifie encore souvent «depuis»? Et l'on aimerait voir mieux étayée l'affirmation que «le passage de *Yx* temporel vers la catégorie des prépositions» ne s'est pas accompli avant le XIX<sup>e</sup> siècle.

Mais M. Henry ne se contente pas d'analyser l'évolution de *Yx* en français; à ce chapitre historique, il ajoute un chapitre comparatif, fondé sur la traduction d'un corpus de trente-deux phrases françaises dans les principales langues romanes. Il distingue parmi celles-ci «deux groupes nettement différenciés» au point de vue qui l'intéresse: d'une part l'italien et le roumain, qui «n'ont pas construit un système comparable à celui du français», d'autre part l'espagnol et le portugais, qui ont créé un instrument grammatical semblable à *il y a* temporel en recourant, le premier à *hacer*, le second à *haver* et *fazer*. L'auteur pense que les trois langues romanes de l'ouest ont élaboré leur système indépendamment l'une de l'autre mais à partir d'une donnée de base commune, qui était l'emploi impersonnel de *habere* et *facere* en latin vulgaire. – Là encore, le processus historique, à peine esquissé par M. Henry, mériterait d'être étudié dans toute son ampleur.

Le dernier chapitre, intitulé «Sémasiologie, onomasiologie, structure», nous ramène à l'étude synchronique. L'auteur y examine la position de *il y a* dans son champ sémantique, par opposition aux mots qui lui sont sémantiquement apparentés (*voici* et *voilà*, *depuis*, *avant*) et à ses antonymes (essentiellement *dans*). En conclusion, l'auteur marque à la fois la solidarité de tous ces éléments et l'originalité de *Yx*. Ils font tous partie du «système ... élaboré en vue d'exprimer la situation d'un fait en un point de temps, par rapport à un repère»; mais *Yx* est seul à posséder, grâce à ses variantes morphologiques, assez de souplesse pour permettre de déplacer ce point de repère. Et le livre débouche sur la question tant débattue du système linguistique: celui-ci est, pour M. Henry, «fait d'une association cellulaire de petits systèmes ... toujours im-parfaits et mouvants ... plus proches des structures physiologiques vivantes que des structures logiques».

Conduite sans présupposés théoriques, mais intégrant de façon magistrale l'acquis de la linguistique contemporaine, l'étude de M. Henry «colle» véritablement à la réalité linguistique. Par la richesse de sa documentation, par le respect scrupuleux des faits, par la finesse et la solidité des analyses, elle est un modèle du genre. Et si l'on peut regretter la brièveté de sa partie historique, ce regret est largement compensé par la satisfaction éprouvée à la lecture de tout ce qui concerne le français contemporain.

Zygmunt Marzys

EBBE SPANG-HANSEN, *Les prépositions incolores du français moderne*, Copenhagen (G.E.C. Gads Forlag) 1963, 256 p.

Ziel dieser Arbeit über die sogenannten farblosen Präpositionen des Französischen ist «une description sémantique basée, autant que possible, sur des critères formels» (p. 15). «Formal» wird zwar in Opposition zu «funktionell» gestellt; die Funktion erscheint aber trotzdem als methodologischer Ausgangspunkt: «Expliquons brièvement comment nous avons établi les emplois des prépositions: *La fonction du complément*: les compléments prépositionnels peuvent être divisés, selon le terme auquel ils se subordonnent, en compléments du nom, compléments d'adjectif, compléments de verbe (surtout: compléments d'objet indirects), compléments circonstanciels (surtout: compléments de phrase). Puisqu'il s'agit de faire une sorte de morphologie des compléments prépositionnels, il ne suffit pas de tenir compte de la fonction syntaxique d'un complément dans une phrase donnée. Il faut se demander quelles fonctions le complément est capable de remplir sans changer de contenu sémantique» (p. 16). Effektiv liegen der Untersuchung folgende zwei nicht auf derselben Ebene liegenden Ketten von Distributionsklassen zugrunde:

- $$(1) \left\{ \begin{array}{l} \text{Substantiv} \\ \text{Adjectif} \\ \text{Verb/Satz} \end{array} \right\} + \text{Präposition} + (\text{Artikel}) \text{Substantiv}$$
- $$(2) \qquad \qquad \qquad \text{Präposition} + \text{Infinitiv}$$

Die in (2) am Anfang fehlende Positionsklasse erscheint erst auf einer tieferen Ebene der Analyse. So wird der Bereich von *de* in I Compléments du nom, II Compléments de l'adjectif, III Compléments du verbe ou de la phrase, IV *de* devant l'infinitif aufgefächert; letzterer nun seinerseits wieder in Compléments du nom und Compléments du verbe.

Die Subsumierung von Verb und Satz unter eine einzige Kategorie und andererseits die Trennung der Syntagmen Präposition + Infinitiv und Präposition + Substantiv sowie die verstreute Behandlung von Adjektiv + Präposition + X (ein Abschnitt über *Il est* + Adjektiv + *de* + Infinitiv fehlt; einzelne Beispiele werden ohne Kommentar auf p. 134–140 gegeben) lassen eine einheitliche formal-funktionale Strukturierung vermissen und zeigen vielmehr eine traditionell paradigmatische Konzeption. Das Syntagma Adjektiv + *à* + Substantiv erscheint im Rahmen des Prädikativsatzes in einem Abschnitt p. 125 (*C'est aimable à vous d'être venu*), dann vor allem p. 133ss. (nicht 153 wie p. 125 angegeben); schließlich mit folgendem Infinitiv (*C'est joli à voir*) p. 204–5. Obwohl der Hauptabschnitt (p. 133ss.) mit «Complément d'une expression prédicative» bezeichnet ist, enthält er Beispiele ohne Verb (*elle marchait au grand pas habituel à M. Berthaud*), womit implizit und sicher richtig diese kopulalose Verwendung als eine Transformation des Prädikativsatzes verstanden sein soll. Müßte aber in diesem Fall nicht auch das Syntagma Adjektiv + *de* + Substantiv (*Vous voulez épouser une femme riche d'argent et de santé*; p. 49) aus dem Prädikativsatz abgeleitet werden?

Die zweite Stufe der Analyse arbeitet wieder mit syntaktischen oder semantisch-syntaktischen Kriterien: Determiniertheit oder Undeterminiertheit des Nomens, Substitutierbarkeit der *de*- und *à*-Präpositionalphrasen durch das pronominale *en* bzw. *y* und Dativfunktion.

Die Mikrodifferenzierung schließlich beruht auf der Auswechselbarkeit bzw. Unauswechselbarkeit von *de*, *à* und *en* untereinander oder durch weniger «farblose» Präpositionen: «Nous nous occupons en premier lieu de la comparaison des prépositions incolores avec les prépositions pleines» (p. 17–18) und «comme c'est notre but de comparer les prépositions, nous nous occupons en particulier des cas où deux (ou plusieurs) prépositions se font concur-

rence» (p. 20). Dieses wertvolle Kriterium ergibt z. B. für die durch das Pronomen *en* ersetzbaren *de*-Ergänzungen des Verbs oder des Satzes die Endklassen (1a) des obligatorischen *de* (Verbes pronominaux propres, autres verbes transitifs indirects, verbes exprimant ou suggérant l'idée de direction séparative), (1b) «cause» (*de/par*), (1c) «cause, récompense» (*de/pour*), (1d) «thème, propos» (*de/sur*), (1e) «matière, instrument» (*de/avec*), (1f) «matière» (*de/en*), (1g) «agent passif» (*de/par*).

Die folgenden, mit (1s–1x) bezeichneten und im Inhaltsverzeichnis nicht aufgeführten Gruppen stellen Unterklassen von (1g) dar, in welchen die Idee des Agens mit den Begriffen «manière, cause, matière-instrument, accompagnement, sentiment et perception» koinzidieren.

Die Endklassen sind damit sowohl semantisch-syntaktisch als auch formal durch präpositionale Substitution gekennzeichnet. In einigen Fällen fehlt aber die semantische Bezeichnung der Klasse, was davon herrühren könnte, daß die Differenzierung zu wenig weit geht. So umfaßt die Gruppe IIIb der Präposition *à* Präpositionalobjekte sowohl an erster wie an zweiter Stelle nach dem Verb (*destiner qn à, croire à*).

Die Endklassen mit austauschbaren Präpositionen geben dem Verfasser die Gelegenheit, die «prépositions incolores» von den übrigen Präpositionen zu differenzieren, wobei die Annahme zugrunde liegt, farblose Präpositionen seien ein Indiz für die Kohäsion, die übrigen hingegen für die Dekomposition des Syntagmen: «Par cohésion du syntagme nous comprenons le fait sémantique que le syntagme correspond à une unité de conception relativement poussée. En accord avec un principe reconnu en linguistique, nous n'employons le mot de *cohésion* que dans un sens relatif, mis en opposition à l'idée de décomposition» (p. 20). Es fragt sich aber, ob die Unterscheidung in Kohäsion und Dekomposition absolut oder nur bei freier Variation gemacht werden kann. Freie Variation liegt z. B. bei den Präpositionen des Passiv-Agens vor, bei der Autorangabe nach dem Titel eines literarischen oder Kunstwerkes («*de* marque une cohésion plus étroite que ne le fait *par*. On ne met *par* que si le complément est séparé du nom de l'œuvre par une pause, dans l'écriture par une virgule ...» p. 26), bei der Definition (*le train de/pour Paris*) usw. Positionelle Variation von *de/pour* weisen etwa die «affektiven» Substantive der Haltung oder der Einschätzung auf (*admiration, goût, mépris*). *Pour* wird notwendig durch Änderung der normalen Wortordnung (*il avait pour le latin un respect scrupuleux*), nach Teilungsartikel (*Il avait de l'affection pour son fils aîné*), nach Mengenausdrücken (*Il n'a aucun goût pour la politique*); *de* hingegen nach bestimmtem Artikel (*le respect de la vie*) usw.

Wenn diese Frage in der Arbeit nicht gestellt wurde, hätte man hingegen erwartet, die weniger farblosen Präpositionen (*par, sur, pour, avec, dans, contre, d'entre, depuis*) in einer allgemeinen Subklassifizierung in bezug auf den Kohäsionsgrad vorzufinden. Als Hauptklassen erscheinen aber neben (1) den farblosen Präpositionen (2) diejenigen, die auch Ortsadverbien sind und (3) die «locutions prépositives renfermant un adverbe de lieu» (p. 228). Spang-Hanssen kann sich nicht für eine definitive Zuteilung von *par, pour, avec* usw. entscheiden, neigt aber dazu, sie von *à, de, en* zu trennen.

Der bleibende Wert der Untersuchung liegt in der Anwendung des Verfahrens der Substitution auf Präpositionalphrasen. Er entspricht aber nicht der eingangs erwähnten Zielsetzung der semantischen Beschreibung der farblosen Präpositionen, worunter nicht nur eine globale Differenzierung gegenüber anderen Präpositionen verstanden sein dürfte, sondern vor allem eine greifbare Fassung der Werte gerade der in Frage stehenden *de, à* und *en*, mit oder ohne Artikel, vor dem folgenden Substantiv. Von einer Untersuchung wie der vorliegenden dürfte ein operatives Resultat erwartet werden, das z. B. gestattet, die beiden Varianten von *Le groupe de/des journalistes turcs dont nous vous avons parlé, est reparti* oder von *un chapeau*

à/aux bords relevés zu unterscheiden oder die verschiedenen Präpositionen in den «compléments de destination» von *pause-café*, *salle de danse* und *parc à autos* zu erklären. Die Nicht-Erreichung des Ziels dürfte davon herrühren, daß der Autor von der festen Voraussetzung ausging, die farblosen Präpositionen des Französischen seien Indiz für Kohäsion, mit den Faktoren «indétermination, effacement, sens figuré, association habituelle» (p. 21). Anstatt sie vorauszusetzen, hätten diese Faktoren einzeln aus dem Material erarbeitet und den entsprechenden Oppositionsmerkmalen gegenübergestellt werden müssen. Meines Erachtens ist die Opposition Kohäsion/Dekomposition nicht primär mit derjenigen von farblosen gegenüber anderen Präpositionen gleichzustellen, sondern mit dem Gegensatz ohne: mit Artikel (*le groupe de/des journalistes turcs*), während die Präpositionen *de*, *à* und  $\emptyset$  bestimmte Relationskonstanten zwischen den beiden Termini eines Syntagmas ausdrücken.

Als durch die Präpositionen dargestellte syntaktisch-semantische Kategorien, als Relationen zwischen zwei Termini erscheinen bei Spang-Hanssen «la provenance, la qualité, la matière, le génitif partitif, la définition, l'appartenance, le génitif objectif, la cause, la récompense, l'instrument, l'agent, la manière, le point de départ (temps/lieu), le point de vue, l'origine, la caractéristique, la destination, la direction, l'union, la confrontation» usw. Wenn auch die Systematisierung dieser Relationen bzw. der zweistelligen Relationskonstanten erst nach Erscheinen von Spang-Hanssens Buch entscheidende Fortschritte machte (L. CARLSSON 1966, C. ROHRER 1967, H. E. BREKLE 1970, u. a.), so wäre 1963 doch eine Auseinandersetzung mit A. GRANVILLE HATCHERS *An Introduction to the Analysis of English Compound Nouns* (1960) und mit *The Grammar of English Nominalizations* von R. B. LEES usw. möglich und der Arbeit förderlich gewesen. Eine Strukturierung der durch den Verfasser in den Substitutionsklassen erarbeiteten semantischen Merkmale hätte sicher zu einer Klärung der Begriffe der Farblosigkeit, Kohäsion und Eigenbedeutung sowie zum Problem der (Un)Substituierbarkeit in bestimmten Positionen Wertvolles beigetragen.

Theodor Ebnetter

★

MIRA ROTHEMBERG, *Les Verbes à la fois Transitifs et Intransitifs en Français Contemporain*. Thèse pour le doctorat d'université présentée devant la Faculté des Lettres et Sciences Humaines de Paris, s. d., 355 p.; *Appendices*, 129 p.

#### Von den Sätzen

- (1) *Paul fume une cigarette.*
- (2) *La cheminée fume.*
- (3) *Paul fume.*

enthält (1) das transitive *fumer*, (2) das intransitive, während die Verwendung in (3) entweder als absoluter Gebrauch des transitiven oder als intransitiv definiert wird. Die Problematik der Konstruktion (3) und die allgemeinere der sowohl transitiv wie intransitiv gebrauchten Verben – Blinkenberg nennt sie funktionell bivalent, Dubois und Lagane symmetrisch (Typus *casser*, hingegen nicht *fumer*), während Coyaud das transformationelle Merkmal der Subjektspermutation hervorhebt – bilden den Gegenstand der Dissertation von Mira Rothemberg, die einen willkommenen Beitrag zum aktuellen Thema der Subkategorisierung des Verbs darstellt. Die Möglichkeit resp. Unmöglichkeit der Umkehrung, vgl.

- (4) *Jean casse la branche.*  
 (5) *La branche casse.*  
 (1) *Paul fume une cigarette.*  
 (6)\**La cigarette fume.* (unmöglich)

zeigt die Differenziertheit des mit Ambivalenz, Symmetrie und Subjektpermutation einzeln nicht strukturierbaren syntaktischen Feldes. «Notre but était d'étudier en somme si les verbes présentant les mêmes relations syntaxiques et fonctionnelles entre le transitif et l'intransitif (eine genauere Fassung wäre hier wünschbar) correspondant, ne présenteraient pas, en outre, d'autres traits communs distinctifs, sémantiques ceux-là, qui permettraient un classement des verbes différent de celui qui est généralement admis et qui est obtenu, non par des critères formels syntaxiques et fonctionnels, mais uniquement par des critères sémantiques. Le simple fait que *casser* et *briser*, assez proches du point de vue sémantique, présentent des constructions différentes, peut donner une idée des difficultés auxquelles nous devons nous heurter» (p. 7).

Die Untersuchung transitiv-intransitiver Verben setzt eine Definition der einfachen Rektionen und damit eine Subklassifizierung der Verben voraus. M.R. stellt die Klassen der transitiven, intransitiven, pronominalen und transitiv-intransitiven Verben auf. Die Existenz der letzten Klasse ist eine Tatsache, es fragt sich aber, ob sie auf die gleiche elementare Stufe zu setzen ist wie die andern oder ob Kreuzklassifizierung vorliegt.

Ein *transitives Verb* kann nach Rothenberg mit direktem oder indirektem Objekt konstruiert werden (p. 23), wobei sich das direkte Objekt mit Hilfe distributioneller Kriterien bestimmen läßt (p. 29). Die Subklassifizierung der direkt-transitiven Verben wird als eine Funktion der Typen von Objekten, die unausgedrückt bleiben können, gesehen. Die verschiedenen Klassen auslaßbarer Objekte sollen graduelle Indizes des Übergangs transitiver zu intransitiven Verben darstellen: «Malgré la grande stabilité de la construction des verbes, nous avons donc pu constater le lent passage de certains verbes normalement transitifs au statut de verbes à objets prévisibles spécifiques, ainsi que le passage de verbes à objet prévisible spécifique au statut de verbes intransitifs pour certains de leurs emplois, ...» (p. 46). Impliziert diese Feststellung Diachronie in der Synchronie oder Sprachgeschichte? M.R. unterscheidet neben (1) obligatorischer Präsenz des direkten Objektes, (2) allgemeines auslaßbares Objekt mit der einzigen Restriktion der semantischen Kongruenz – *\*Paul boit un mur* ist nicht akzeptabel, (3) voraussehbares Personalobjekt – *La Quintonine fortifie* [sc. *les gens qui en boivent*], (4) voraussehbares spezifisches Objekt, so nach *chasser, laver, fumer, aimer* (*J'aime* vs. *J'aime le café*), (5) leicht aus dem Kontext oder aus der Situation ergänzbare Objekte (*Agitez avant l'usage!*). Das Resultat könnte grob zusammengefaßt werden als

- (7)  $V_t \rightarrow \begin{cases} V_{t_1} / \text{obligatorisches Objekt} \\ V_{t_2} / \text{auslaßbares Objekt} \end{cases}$
- (8)  $V_{t_2} \rightarrow \begin{cases} V_{t_{21}} / \text{allgemeines Objekt} \\ V_{t_{22}} / \text{nur Personalobjekt} \\ V_{t_{23}} / \text{nur spezifisches Objekt} \\ V_{t_{24}} / \text{kontextuell oder situativ gegebenes Objekt} \end{cases}$

Der Fehler in (8) ist die Aufstellung von  $V_{t_{24}}$ , da ja jede Auslassung des direkten Objektes in bezug auf einen Kontext oder eine Situation erfolgt, so

- für  $V_{t_{21}}$ : *Jean regarde.*  
 für  $V_{t_{22}}$ : *un quartier où on n'assassine pas trop.*  
 für  $V_{t_{23}}$ : *on fume.*

Die ausgelassenen Objekte sind [ $\pm$  hum] bei *regarder*, [ $+$  hum] bei *assassiner* und eine spezifische Klasse bei *fumer*, also Konstanten, die damit zur «langue» gehören. Die «parole» entscheidet über Setzung oder Auslassung des Objektes.

Für  $V_{t24}$  gibt M.R. folgende Beispiele:

- (9) *On n'a pas besoin de présenter les disques de B... On aime ou on n'aime pas. Moi, j'aime.*
- (10) *L'extraordinaire moment où elle allait pouvoir tout dire, tout faire, étonner tout le monde par sa démesure : crier, hurler, casser.*
- (11) *Mes valets sont des maraudeurs ... qui se prévalent de ce que je ne sais point battre ...*
- (12) *Elle frottait, nettoyait, rangeait, battait, secouait, lavait sans repos ni trêve, toujours à l'ouvrage.*
- (13) *La cavalerie prussienne, fraîche venue, s'élançait, vole, sabre, taille, hache, tue, extermine.*
- (14) *Donnez! [sc. ce que vous avez dans la main].*

Der Fan in (9) liebt B oder die Musik von B; das Objekt gehört somit nicht der bei *aimer* normalen auslaßbaren Klasse [quelqu'un du sexe opposé, p. 36] an. Das ausgelassene Objekt von *casser* dürfte hingegen ein Element der konstanten Objektklasse sein, ebenso diejenigen von *battre* [ $\pm$  hum], *donner*, *sabrer* und *exterminer* [*les ennemis*], während *tailler* hier ein durch den Kontext verändertes Objekt besitzt. Wenn M.R. also eine Subkategorie kontextuell oder situativ gegebener Objekte annimmt, dann sind hier von der konstanten Klasse abweichende, in der Rede vorkommende Fälle gemeint, die nicht zum System und deshalb nicht in die Formel (8) gehören. Wir sind zwar mit M.R. einverstanden, wenn sie erklärt, die spezifischen Objekte hängen nicht vom momentanen, sondern vom allgemeinen Kontext einer bestimmten Kultur ab (p. 41), doch müßte eine ähnliche Feststellung auch für das allgemeine Objekt getroffen und die drei Gruppen zusammen als Konstanten der «langue» gegenüber Veränderungen in der Rede charakterisiert werden.

Die Auslassung des menschlichen Objektes bei  $V_{t22}$  ist nach M.R. Funktion des Subjektes, das einer begrenzten lexikalischen Klasse angehören muß (p. 41):

- (15) *la Quintonine fortifie,  
la fièvre abat,  
Dans certains pays on n'emprisonne pas, on n'interne pas, on fusille tout simplement,*  
während bei  $V_{t23}$  alle Subjekte möglich sind:

- (16) *on lave le lundi,  
Persil lave plus blanc,  
le chien boit.*

Bei den Verben  $V_{t22}$  sind sowohl belebte wie unbelebte Subjekte möglich; das Problem ist, die von M.R. erwähnte aber nicht gegebene Begrenzung zu präzisieren. Mit ausgelassenem Objekt [ $+$  hum] finden sich

- (17) *Cette nouvelle abat.  
La viande fortifie.  
Dans toute cette party, c'est la blonde qui frappe [l'assistance par sa beauté].  
La dactylo frappe [par sa beauté].*

Nicht auslaßbar sind die Objekte von  $V_{t22}$  hingegen in Sätzen wie

- (18) *Ce roi a fortifié les villes de France.*  
*Ces mesures financières ont fortifié l'économie.*  
*Le traité de Moscou devrait fortifier la paix en Europe.*  
*Le séjour en montagne a fortifié sa santé/son corps.*  
*Le bûcheron abat les arbres.*  
*Les sulfamides abattent/ont tombé la fièvre.*

Unmöglich sind also

- (19) \**Ce roi a fortifié/fortifiera*  
 \**Le traité de Moscou devrait fortifier*  
 \**Le séjour en montagne a fortifié/fortifiera*

Die Akzeptabilität resp. Nichtakzeptabilität (\*) von

- (20) \**La viande a fortifié*  
*La viande fortifie*  
 \**La viande fortifiera*

weist darauf hin, daß die für  $V_{t22}$  relevante Auslassung des humanen Objektes nur stattfindet, wenn die Aussage einen allgemeinen Wert besitzt.

Auf die Problematik der Zuteilung zu  $V_{t22}$  macht M.R. selber aufmerksam (p. 35). Warum werden *abrutir* (*L'alcool abrutit*), *enquiquiner* (nicht *enquiquiner*, wie in *Appendices*, p. 72), *ragaillardir* usw. nicht zu ihnen gerechnet?

Im Gegensatz zu den Verben  $V_{t22}$  stellt M.R. bei  $V_{t23}$  (z.B. *abandonner*, *abdiquer*, *aborder*, *abréger*, *accoster*) die Auslassung des spezifischen Objektes fest.

Da nur für einen kleinen Teil der Verben Belegbeispiele geboten werden, drängte sich eine Zusammenstellung der Verben  $V_{t23}$  aus der Liste der 6440 Verben im Appendix und deren Überprüfung auf Auslaßbarkeit des spezifischen Objektes auf. Von den rund 186 Verben geben der *Petit Robert* und das *Dictionnaire du français contemporain* Belege für etwa 121, hingegen fehlen solche für

- (21) *assembler, assigner, caser, cheviller, chiquer, choquer, contrer, contribuer, convertir, déballer, déblayer, devoir, dicter, dilater, disséquer, écartier, écheniller, économiser, emballer, enrayer, ensementer, entonner, épicer, éventer, fausser, feuilleter, flairer, gâcher, garer, greffer, illuminer, interpréter, lessiver, lier, louer, masser, mater, meubler, moderniser, moucher, moudre, outrepasser, paraphraser, paver, ponctuer, posséder, préparer, racler, racoler, raconter, rectifier, regagner, remballer, rencontrer, renier, reporter, resserrer, saccager, savonner, savourer, sceller, soustraire, stipuler, tâter, traduire.*

Herr Dr. P. Barbet, Lektor an der Universität Zürich, nahm in verdankenswerter Weise zu dieser Liste Stellung und gab selber folgende weiteren Belege:

- (22) *Jean assigne (Paul en justice).* | *Caser (au jeu).* | *Le menuisier a chevillé (ces meubles).* | *Ce paysan chique (du gros tabac).* | *Elle veut choquer.* | *Ils ont contré (l'orateur).* | *Il contre volontiers (ses interlocuteurs).* | *Ils ont converti (de l'argent).* | *Ils ont converti (les Papous).* | *Avez-vous déjà déballé (ces colis) ?* | *Déblayez (ce tas de sable) !* | *Le maître dicte (un texte).* | *La chaleur dilate (les métaux), le froid contracte.* | *Les étudiants dissèquent (des cadavres).* | *Ce critique aime disséquer (les romans).* | *Il a échenillé (ses pommiers).* | *Il économise (de l'argent) pour plus tard.* | *Ils emballent (leurs*

*affaires de vacances*). | *Il ensemence (son champ)*. | *Ce cuisinier épice fortement (la viande)*. | *Ce vieux monsieur aime feuilleter (les nouveautés de cette librairie)*. | *La police flaire (une affaire de drogue)*. | *Il gare avec difficulté (sa voiture près de chez lui)*. | *Ce chirurgien greffe souvent (des organes aux malades)*. | *Le 14 juillet on illumine (les rues)*. | *Il interprète (les conférences politiques) en trois langues*. | *Ils ont loué (une villa) pour leurs vacances*. | *Il loue facilement (son studio)*. | *Il masse (plusieurs malades) ce matin*. | *Ces rideaux meublent (le salon)*. | *Ils modernisent (leurs magasins)*. | *Le meunier moult (toutes sortes de grains)*. | *Les chasseurs outrepassent (le terme de chasse)*. | *Il paraphrase (un texte, l'orateur)*. | *Ils pavent (la chaussée)*. | *Les enfants n'aiment pas ponctuer (leurs dictées)*. | *Ce vin racle (le gosier)*. | *Cette femme racole (des passants)*. | *Il racontait sans se lasser (les mêmes histoires)*. | *J'ai rectifié (vos erreurs)*. | *Il avait perdu, il regagne (une nouvelle partie)*. | *Les marchands ont remballé (leurs marchandises)*. | *Tel aliment resserre*. | *Ces enfants saccagent (leurs jouets)*. | *Cette femme savonne (son linge)*. | *Je savoure (ce morceau de viande)*. | *J'ai additionné, puis soustrait (tel nombre)*. | *Il a traduit (des textes) toute la journée*.

Hingegen lieferte die Befragung keine Belege für ausgelassenes spezifisches Objekt für

- (23) *assembler, contribuer, devoir, écartier, entonner, éventer, fausser, gâcher, lessiver, lier, mater, moucher, posséder, préparer, rencontrer, reporter, sceller, stipuler* (der große Robert erwähnt absoluten Gebrauch für *contribuer, écartier, posséder* und *rencontrer*).

Das Fehlen von *additionner, constiper, contracter* (2, *le froid contracte*) usw. unter den Verben mit auslaßbarem spezifischem Objekt ( $V_{t23}$ ), bzw. die Einbeziehung der Verben (23), zeigt die Problematik der Subklassifizierung im einzelnen Fall und die Wünschbarkeit beweiskräftiger Belege. Die Untersuchung des Gebrauchs der Verben  $V_{t23}$  ergibt zum Beispiel die von der Verf. nicht gemachte Feststellung, daß das ausgelassene Objekt im allgemeinen das Merkmal [— hum] besitzt, ausgenommen *assigner, attaquer* ( $\pm$  hum), *charger, choquer, commander, conduire* ( $\pm$ ), *confesser, contrer, convertir, diviser, écartier, épouser, frapper, guetter* ( $\pm$ ), *imiter* ( $\pm$ ), *juger* ( $\pm$ ), *paraphraser* ( $\pm$ ), *prier, racoler, trahir* ( $\pm$ ). *Rectifier* gestattet die Auslassung des nicht-humanen Objektes (*J'ai rectifié* sc. *vos erreurs*), hingegen nicht diejenige des menschlichen Objektes (*Il a rectifié son rival*, Argot für *tuer*); ebenso *traduire* (*On a traduit cet homme en justice*).

Es wäre deshalb operationell vorteilhafter, eine Subkategorie (hier  $V_{t23}$ ) mit dem Merkmal

- (24) Tilgung des direkten Objektes [— hum] bei  $V_{t23}$

neben einer Subkategorie (hier  $V_{t22}$ ) mit Merkmal

- (25) Tilgung des direkten Objektes [+ hum] bei  $V_{t22}$

aufzustellen. Eine Illustration zu (24) bietet *laver*:

*La mère lave les enfants.*

*La mère lave le linge.*

*La mère lave [sc. le linge].*

Unerfreulich ist die Subkategorie des auslaßbaren allgemeinen Objektes ( $V_{t21}$ ), wobei Verben wie *miauler, penser, balayer, dactylographier* in derselben syntaktischen Kategorie erscheinen. Es stellt sich die Frage, ob eine Subkategorisierung nach Tilgung der direkten Objekte

- (24) [+ hum]

- (25) [— hum]

und nötigenfalls

(26) [ $\pm$  hum]

nicht objektiver gewesen wäre als die in der Arbeit vorgebrachte, aber nicht genau formulierte soziolinguistisch begründete Einteilung.

Den Gegenpol zu den transitiven bilden die *intransitiven Verben*, die kein direktes oder indirektes Objekt zulassen. M.R. teilt sie nach dem obligatorischen oder fakultativen Charakter der Ergänzung ein. Zu den intransitiven Verben mit obligatorischer Ergänzung werden diejenigen mit Ortsbestimmung (*Paul demeure à Paris*) und Maßbestimmung (*Les vacances durent trois mois*), aber auch die prädikativen (*re*)*devenir* und *sembler, être, daigner*, und *tâcher* + Infinitiv, *pouvoir* und *oser, vouloir* und die unpersönlichen *sembler, paraître, falloir* gerechnet. Bei solcher Heterogenität dürfte sich diese Klasse kaum behaupten. Für die eigentlich intransitiven Verben können wir hingegen behalten

$$(27) V_{it} \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} V_{1t_1} / \text{mit obligatorischer Ergänzung} \\ V_{1t_2} / \text{mit fakultativer Ergänzung} \end{array} \right\}$$

Das gesamte Feld der Verben erfährt durch die Aufstellung der Klasse der *pronominalen Verben*, deren Analyse von besonderem Interesse ist, eine Dreiteilung, auf welcher Basis die sowohl transitiven wie intransitiven Verben, Typus

*Il lui crie de venir.*

*L'essieu crie.*

mit Hilfe der Relation zwischen Subjekt der intransitiven und Subjekt und Objekt der transitiven Verben untersucht werden.

Als Klassen transitiv-intransitiver Verben ergeben sich:

(28) Transitives und intransitives Verb haben keine semantische Beziehung zueinander, sie sind *homonym*, wie in *on m'a volé mon portefeuille* und *le moineau vole*. Diachronisch liegt Homonymie (*louer*) oder Polysemie (*Paul retourne ses poches; Paul retourne à la maison*) usw. vor. 136 Verben werden dieser Unterklasse zugeschlagen.

(29) Die beiden Diathesen stellen eine isolierte Opposition dar:

*Elle pleure.*

*Elle pleure son ami.*

Die Bedeutung des transitiven Verbs ist übertragen (*pleurer, revivre, souffrir* usw.), faktitiv (*Le bûcheron a éclaté les arbres*), semantisch umfangreicher (*forlonger, goûter, dégager*), enger (*tousser* vs. *tousser du sang, éclater, veiller, plaisanter, déchoir*), drückt die Bewegung am Objekt aus (*tourner, tourniller*), umfaßt den Ort der Bewegung (*trépigner, grimper*), das interne Objekt (*vivre sa vie*), die Ursache (*grelotter la fièvre*), das Maß (*Cette barrique contient 225 litres* vs. *Cette barrique contient du vin*), die Handlung, die im Intransitivum zum Übermaß wird (*Il boit du vin* vs. *il boit, c.-à-d. il est un buveur*). Dem Intransitivum kann z.T. eine übertragene Bedeutung zugesprochen werden (*Paul piétine = Paul reste sur place, n'avance pas*). Die Klasse der Subjekte der intransitiven Diathese ist nach M.R. eine Teilmenge der Klasse der Subjekte der transitiven. Dies bedeutet, daß der semantische Anwendungsbereich des Transitivums größer ist als derjenige des Intransitivums, was aber für *éclater, veiller, tousser; vivre; grelotter* usw. nicht zutreffen dürfte. Vielmehr gibt es die beiden Fälle

(30, 1)  $V_t \supset V_{it}$

(30, 2)  $V_t \subset V_{it}$

wobei mit dem Symbol  $\supset$  nicht Implikation, sondern Inklusion im umgekehrten Sinn ausgedrückt sein soll.

(31) Das transitive und das intransitive Verb haben verschiedene Subjekte:

*Jean ne boit pas de café.*

*La papier buvard boit.*

Als Subkategorien kommen nach M.R. in Betracht:

(31, 1) Das Subjekt des Intransitivums hat eine Analogie zu demjenigen des Transitivums:

*La jupe dépasse.*

*Le succès a dépassé ses espérances.*

(31, 2) Das Subjekt des Intransitivums hat eine Analogie zum Objekt des Transitivums:

*Son nez pèle.*

*Paul pèle une orange.*

*La cheminée fume.*

*Paul fume une cigarette.*

(31, 3) Das Subjekt des Intransitivums ist identisch mit dem Objekt des Transitivums:

*La branche casse.*

*Paul casse la branche.*

M.R. betrachtet als gemeinsame Merkmale der drei Arten von Satzpaaren die Opposition «Nicht-Handlung vs. Handlung». Die Bedeutung von «Nicht-Handlung» müßte aber präzisiert werden.

Die Präzisierung von (31, 1) ist nicht möglich auf Grund der semantisch-syntaktischen Klassen der Subjekte, man vgl.: *Marie écrit une lettre à ses parents.* | *Ce stylo écrit mal.* | *Les éléphants ont piétiné (la terre).* | *Paul piétine dans son travail.*

Das gemeinsame Sem der Nicht-Handlung in Sätzen zu (31, 1) wie *Votre jupe dépasse.* | *Ce stylo écrit mal.* | *Ce couteau coupe.* | *Le papier journal boit.* | *Ce stylo crache.* | *Le moteur cogne.* | *La robe grimace.* | *La pluie menace.* | *Paul piétine dans son travail.* | *Sa gomme efface bien.* | *Moulinex moud plus fin.* | ist temporärer oder permanenter Zustand, temporäre oder permanente Disposition zu einer Handlung, im Gegensatz zur meist realisierten Handlung beim Transitivum (*Ils ont piétiné le pré*); M.R. stellt die Oppositionen «action: état» und «action: qualification» (p. 185) auf und spricht p. 207 von «description statique». Man beachte aber den Zustandsausdruck von *elle ne boit pas de vin* usw. Die Definition des Verhältnisses der beiden Diathesen als «transposition du sujet du transitif avec le sujet de l'intransitif» bringt zur gewünschten Präzisierung hingegen nichts bei.

Auch in (31, 2) kann das transitive Subjekt nicht einfach mit [+ animé] und das intransitive mit [— animé] spezifiziert werden: *L'avion a décollé à 8 heures.* | *Le cycliste a décollé du peloton.* | *Ce gadget pèle les pommes.* | *Le choc lui a déboîté un os.*

M.R. bemerkt, daß in den intransitiven *L'avion a décollé.* | *La voiture a déboîté au sommet de la côte.* | *Le navire emplit.* | eine Bewegung vorliegt, was sich mit «Nicht-Handlung» nicht vertrage. Der vorgeschlagene Ausweg (p. 190) stellt keine Lösung dar. Wenn «Handlung» einen Handelnden, evtl. ein Instrument und ein (affiziertes oder effiziertes) Behandeltes voraussetzt, dann verneint «Nicht-Handlung» eben diese Merkmale und kann neben Zustand (31, 1) auch Bewegung oder Geschehen umfassen. M.R. spricht ja auch von «changement d'état, processus dynamique» (p. 191), «changement de position dans l'espace» (p. 193).

Die Gruppe (31, 3) enthält die sog. «verbes à renversement»:



Diese Formulierung bedeutet, daß in der Tiefenstruktur des Französischen neben transitiven, intransitiven usw. Verben auch eine Klasse von Verben besteht, die gleichzeitig transitiv und intransitiv sind. Müßten aber in diesem Fall neben der ausschließlich pronominalen Klasse (*s'évanouir, s'absenter, se raviser* usw.) nicht auch

(38) eine transitiv-pronominale

*Marie tait un secret*  
*Marie se tait.*  
*Paul ouvre la porte*  
*La porte s'ouvre.*

(39) eine intransitiv-pronominale

*Il meurt.*  
*Il se meurt.*

und

(40) eine transitiv-intransitiv-pronominale

*On ralentit la voiture.*  
*La voiture ralentit.*  
*La production se ralentit.*

aufgestellt werden? Dies ergäbe eine Basis

$$(41) V \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} V_t \\ V_{it} \\ V_{pron} \\ V_{t-it} \\ V_{t-pron} \\ V_{it-pron} \\ V_{t-it-pron} \end{array} \right\}_1$$

Die semantische Interpretation des Resultats von M.R.s Untersuchung der transitiv-intransitiven Verben ergibt, daß das Subjekt des intransitiven Verbs den Sitz oder die notwendigen Bedingungen für das Geschehen darstellt, dasjenige des transitiven Verbs hingegen das Agens oder Patiens (p. 227–228). Auch das Reflexivpronomen fügt dem transitiven resp. intransitiven Verb bestimmte von M.R. deutlich herausgearbeitete Werte hinzu, man vgl.

(42) *Il casse un verre.*  
*Il casse un caporal.*  
*Il casse un contrat.*  
*Le verre casse (dans l'eau bouillante)*  
*\*Le caporal casse.*  
*\*Le contrat casse.*  
*Le verre se casse.*  
*\*Le caporal se casse.*  
*Un contrat se casse.*

<sup>1</sup> Die Frage der Aufstellung der Subklassen  $V_{präd}$  und  $V_{mod}$  wird hier offen gelassen.

Als Alternative zu (41) käme deshalb in Frage, von einer Basis

$$(43) V \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} V_t \\ V_{it} \\ V_{pron} \end{array} \right\}$$

auszugehen und die polydiathetischen Verben durch Transformationen von den einfachen Diathesen abzuleiten; die Dissertation von M.R. liefert gute Grundlagen für die dazu notwendigen Transformationen.

Theodor Ebnetter

★

HECTOR RENCHON, *Etudes de syntaxe descriptive II: La syntaxe de l'interrogation*, Bruxelles (Palais des Académies) 1967, 284 p.

Die zweite Studie Hector Renchons ist eng verwandt mit seiner ersten «deskriptiv-syntaktischen» Arbeit<sup>1</sup>: sie wollen sich beide nicht nur mit einem Problem aus dem Gebiet der deskriptiven Syntax befassen und sind sehr ähnlich aufgebaut, es bestehen vielmehr auch sachlich zahlreiche Berührungspunkte, denn Frage und Bedingung verwenden verschiedentlich die gleichen Ausdrucksmittel (*si, quand*, Inversion). Es dürfte gerade die Polyvalenz gewisser Moneme sein, die Renchon dazu veranlaßt hat, zwei verschiedene Studien zu schreiben; daß sich dabei gewisse Doppelspurigkeiten nicht vermeiden lassen, versteht sich von selbst. Immerhin hätte die eine oder andere Wiederholung leicht umgangen werden können; dies betrifft vor allem die *Note liminaire* und die *Bibliographie*, die in beiden Arbeiten vollkommen identisch sind<sup>2</sup>: anstatt 16 Seiten hierfür zu verschwenden, hätte ein kurzer Rückverweis von 1–2 Zeilen auf den ersten Band vollauf genügt. Umgekehrt ist aber die Bibliographie auch mangelhaft, denn sie enthält viele wichtige, in den Fußnoten zitierte Arbeiten nicht, cf. z.B. p. 29 N 1 (Gautier), p. 102 N 7 (Fromaigeat), p. 144 N 1 (Foulet), p. 233 N 3–5 (Michel, Rolland, Molard) usw.

So wie die Studie sich auf den ersten Blick präsentiert, handelt es sich um eine Gesamtdarstellung der Fragesyntax, d.h. der Ergänzungs- und der Entscheidungsfrage sowohl in ihrer direkten wie in ihrer indirekten Form. Renchon beginnt mit Ausführungen zur Entstehung der einfachen Inversion und ihrem heutigen Verwendungsbereich (p. 35–39), um sich dann ihren Konkurrenzformen zuzuwenden, die ebenfalls immer in Hinblick auf ihren Ursprung und die Entwicklung ihres Anwendungsbereiches untersucht werden: die komplexe Inversion (*version rétrograde*; p. 39–78), die Frage mit *-ti* (*interrogation particulière*; p. 79–100), die Intonationsfrage (*interrogation mélodique*; p. 100–139) und die Frage mit *est-ce que* (*interrogation périphrastique*; p. 139–156); allen diesen Ausführungen sind zahlreiche Stellungnahmen anderer Grammatiker beigegeben, leider meist ohne kritische Sichtung oder Wertung von seiten Renchons. Diese rein katalogisierende Anführung fremder Meinungen setzt sich auch in den folgenden Kapiteln fort. Im zweiten Hauptkapitel befaßt sich der Verfasser mit dem, was er «*pathologie de l'interrogation périphrastique*» nennt, d.h. mit den verschiedenen Verformungen von «*est-ce que*»: Desinversion (p. 158–160),

<sup>1</sup> Cf. HECTOR RENCHON: *Etudes de syntaxe descriptive I: La conjonction «si» et l'emploi des formes verbales*, Bruxelles 1967. – Vgl. unsere Besprechung *VRom.* 29 (1970), 155–164.

<sup>2</sup> Einzig p. 20 wurde am Schluß der Bibliographie unter N.B. ein Titel hinzugefügt. – Für eine Kritik dieser Bibliographie cf. unsere erste Besprechung, p. 155/6 N2.

phonetische Reduktion (p. 160–168), Reduplikation (p. 168–173) und Verquickung mit anderen Fragemonemen (p. 173–179). Es folgt dann ein Abschnitt über die «Metastasen», d. h. über das Eindringen von *est-ce que*<sup>3</sup> in Satztypen, die mit einer Frage überhaupt nichts zu tun haben und wo die Periphrase Partikeln wie *que*, *ce qui*, *ce que* usw. ersetzt (Hauptsatz p. 179–193; Adverbialsatz p. 193–200; Relativsatz p. 200–203; Complétive und indirekte Frage p. 203–217). In einem Schlußkapitel werden vor allem die Stellungnahmen zahlreicher Grammatiker zur Verwendung der Periphrase (*est-ce que*) in der direkten und indirekten Frage resümiert (p. 218–271).

Wenn sich die Studie auf den ersten Blick auch als Gesamtdarstellung der Fragesyntax präsentiert, so melden sich bei näherem Zusehen doch einige Zweifel: die Periphrase wird – entgegen ihrer Bedeutung (und dem Zeitpunkt ihrer Entstehung) – am Schluß der Ausführungen zur direkten Frage behandelt, gleichzeitig ist sie aber die einzige Frageform, die anschließend noch weiter untersucht wird in bezug auf Verformungen und «Metastasen»; ihr ist schließlich auch das Schlußkapitel gewidmet. Die Endstellung des *est-ce que*-Kapitels bei der Behandlung der direkten Frage dürfte sich so aus der Absicht des Verfassers erklären, diese Form zum Hauptgegenstand seiner Betrachtungen zu machen. Letztlich ist die Zielsetzung sogar noch viel enger: p. 29 gesteht Renchon, den Anstoß zu seiner Arbeit habe ein Artikel von Léopold Gautier<sup>3</sup> gegeben, in dem sich dieser mit dem Gebrauch der Periphrase in der indirekten Rede befaßt und diesen verurteilt; es gehe ihm letztlich nur darum, dieses Urteil unter Berücksichtigung sämtlicher relevanter Faktoren auf seine Richtigkeit hin zu überprüfen. Im Lichte dieser Aussage müssen Aufbau und Konzeption der ganzen Arbeit doch recht bedenklich erscheinen. Eine Untersuchung der Verwendung von *est-ce que* in der direkten Frage, seines Eindringens in gewisse andere Satztypen und seiner Verformungen mag in diesem Zusammenhang noch angezeigt sein, müßte aber viel gedrängter ausfallen; was die Betrachtung der übrigen Frageformen zur Abklärung des Hauptproblems beitragen kann, ist uns dagegen auch nach sorgfältiger Lektüre der Arbeit nicht klar geworden. Die ganze Studie ist durch eine Hypertrophie des Hilfsapparats gekennzeichnet und leidet an einer äußerst bedenklichen Disproportion der Teile: Renchon kommt erst p. 207 auf sein Hauptproblem zu sprechen und gibt dann rund 6 ½ Seiten (zum Teil höchst fragwürdige) Beispiele für die Verwendung der Periphrase in indirekten Fragesätzen; zu diesen rund 10 Seiten kommen dann noch die p. 251–71 zusammengestellten Meinungen anderer Grammatiker zu dieser Konstruktion. Ein Buch von 300 Seiten also – davon deren 30 zum Thema!

Wie bereits erwähnt, weist die Arbeit auch im theoretischen und interpretatorischen Bereich nicht übersehbare Mängel auf. Da sie sich eng an die erste Studie anlehnt, sind in ihr auch die bereits dort festgestellten Schwächen zu erwarten<sup>4</sup>. An erster Stelle wäre wiederum die ungenügende Scheidung von Diachronie und Synchronie zu nennen sowie die eindeutige Überbewertung der historischen Perspektive: Renchon will zwar eine deskriptive Studie geben, in Wirklichkeit bekommt der Leser aber eine vorwiegend historisch orientierte Betrachtung des ganzen Problemkreises vorgesetzt, die sich weitgehend auf die nun nachgerade klassische, bewußt diachronisch angelegte Arbeit von Lucien Foulet stützt und diese durch eine Reihe von neuen Belegen (zum großen Teil für die jüngere Vergangenheit) ergänzt<sup>5</sup>.

<sup>3</sup> Cf. L. GAUTIER, *FM* 23 (1955), 260–262.

<sup>4</sup> Auch die bisherigen Stimmen zur zweiten Studie Renchons entsprechen im großen und ganzen denjenigen zur ersten Arbeit (vgl. auch *VRom.* 29 (1970), 155 und N 1): J. BOURGUIGNON steht ihr im großen und ganzen positiv gegenüber (cf. *RLiR* 32 [1968], 405–407), während sie bei K. HUNNIUS auf scharfe Ablehnung stößt (cf. *ASNS* 205 [1968], 148).

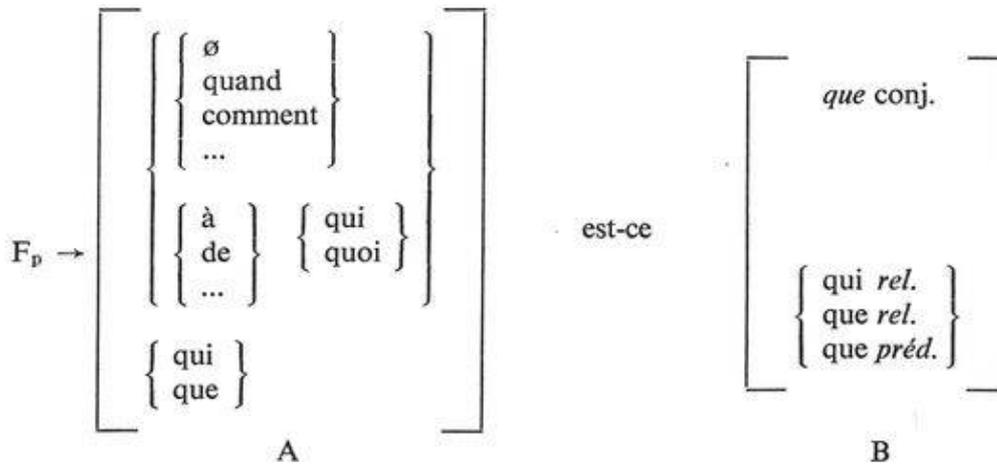
<sup>5</sup> Cf. L. FOULET, *Comment ont évolué les formes de l'interrogation*, *R* 47 (1921), 243–348. – Renchon betont p. 6, er wolle die Arbeit Foulets nicht ersetzen, sondern ergänzen!

Quantitative Erhebungen, wie man sie in einer deskriptiven Untersuchung zumindest bis zu einem gewissen Grade erwarten darf, fehlen jedoch ganz. Verschiedentlich fehlt dann auch ein sauberes Auseinanderhalten der verschiedenen Epochen, so z. B. wenn p. 77 das «conditionnel 2<sup>e</sup> forme» in bezug auf das Modernfranzösische als «subjonctif imparfait ou plus-que-parfait sans 'que'» definiert wird: einmal wäre festzuhalten, daß ein Ersatz des Konditionals durch einen Subjonctif II nur noch in der Literatursprache (bzw. bei präventösen Imitationen derselben) möglich ist; zudem müßte darauf hingewiesen werden, daß dieser Ersatz generell nur noch für die zusammengesetzten Formen («conditionnel passé» – «subjonctif plus-que-parfait») möglich ist. Die Verwendung einer einfachen Form des Subjonctif II anstelle des Konditionals findet sich seit der Klassik nur noch in einigen erstarrten, formelhaften Wendungen (vor allem *dût-il*, *pût-il* usw.): Formulierungen wie diejenige Renchons sind unstatthaft und verraten eine mangelnde Vertrautheit mit der zweiten Saussureschen Dichotomie. Zu einem entsprechenden Schluß zwingt uns auch Renchons Ablehnung des Strebens nach *séquence progressive* als Movens für den Ersatz der Inversion durch die Periphrase (*est-ce que*<sup>7</sup>): für ihn wurde diese zur Verstärkung und Hervorhebung der Frage geschaffen, und damit wäre jeder Einfluß der *séquence progressive* zum vornherein ausgeschlossen (cf. p. 147ss.). Nichts gegen die ursprünglich verstärkend-hervorhebende Funktion der Periphrase: doch ihre Entstehung und ihre spätere Verallgemeinerung im Rahmen einer zwar bei weitem nicht vollständigen, trotzdem aber sehr weitgehenden Elimination der regressiven Sequenzen liegen auf zwei diachronisch ganz verschiedenen Ebenen und schließen sich keineswegs aus; die beiden Faktoren gewissermaßen synchronisch gegeneinander auszuspielen, geht nicht an. Eine verschobene Perspektive haben wir auch dann, wenn Renchon den Verlust der Flexionsendungen für die Fixierung der Wortordnung verantwortlich machen will (cf. p. 39, 73): einmal war die Wortordnung (abgesehen von gewissen dichterischen Freiheiten) Ende des 12. Jahrhunderts im großen und ganzen fixiert, also vor dem lautlichen Verlust der Flexionsendungen; dann vergißt eine solche Argumentation, daß primär immer die Funktionstüchtigkeit der Sprache gewährleistet bleiben muß: eine phonetische Nivellierung der Flexionsendungen würde blockiert bleiben, wenn sie nicht bereits redundant geworden und andere Morpheme zum Hauptträger ihrer Funktion aufgerückt wären!<sup>6</sup>

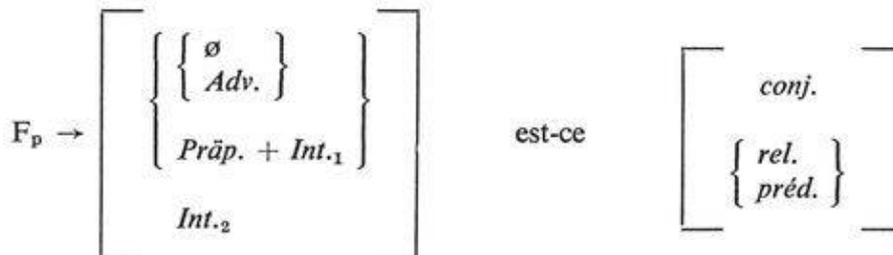
Eine mangelhafte Assimilation läßt sich auch bei der ersten Saussureschen Dichotomie feststellen, bei der Scheidung zwischen *langue* und *discours*. Daraus erklärt sich z. B. Renchons Staunen über die Tatsache, daß sich Relativsatz und Complétive einerseits und indirekter Fragesatz andererseits oft nicht scharf voneinander trennen lassen: er übersieht, daß in zahlreichen Fällen die Satzbaupläne von Relativsatz und indirektem Fragesatz bzw. Complétive und indirektem Fragesatz auf Sprachebene identisch sind und die Kategorienzuweisung erst in der Rede erfolgt – bedingt entweder durch das Semantem des Obersatzverbs oder dann durch den weiteren Kontext. – Ähnliches läßt sich auch zu Renchons Behandlung der Periphrase *est-ce que* bemerken, die für ihn ein «ensemble indécomposable» darstellt. Dies mag einleuchten, wenn man sich auf diese im *discours* verwendete Formel konzentriert; wie steht es aber, wenn man Formeln wie *qui est-ce que*, *qui est-ce qui*, *à quoi est-ce que* usw. mit in die Betrachtung einbezieht, die alle ebenfalls das Element *est-ce* enthalten und in der Rede Verwendung ebenfalls als unauflösbare Einheiten erscheinen? Die Erklärung dieses widersprüchlichen Befundes kann wohl nur dahin gehen, daß wir hier eine Formel haben,

<sup>6</sup> Ein Abbau ist natürlich auch dann möglich, wenn eine bestimmte Opposition im Laufe der Entwicklung des sprachlichen Systems aufgehoben wird; dies ist bei der Scheidung Subjekt/v/Objekt (Sg./v/Pl.) aber nicht der Fall.

die auf Sprachebene in bezug auf ihre erste und ihre letzte Komponente in beschränktem Maße variabel ist (als Konstante kann einzig das Element *est-ce* gelten), wobei aber die Variationsmöglichkeiten doch derart beschränkt sind, die Kohärenz zwischen den einzelnen Gliedern sich als so stark erweist, daß ihre einzelnen Spielarten in der Rede als Einheit erscheinen. Man darf also nicht *est-ce que* als «ensemble indécomposable» bezeichnen, sondern höchstens den Typus *est-ce que*<sup>7</sup>, wobei dieser mit A + *est-ce* + B gleichzusetzen ist (A und B sind beschränkt variable Größen). Versucht man, den ganzen Komplex in generativer Schreibweise zu erfassen, so ergibt sich für F<sub>p</sub> (periphrastische Frageform)<sup>7</sup>:



In allgemeinerer Form ergibt dies:



- wobei: 1. *Adv.* → quand, comment ...  
 2. *Präp.* → à, de ...  
 3. *Int.<sub>1</sub>* → qui, quoi  
 4. *Int.<sub>2</sub>* → qui, que  
 5. *conj.* → que  
 6. *rel.* → qui, que  
 7. *préd.* → que

Mit dieser Matrix lassen sich die Frageperiphrasen für folgende Satztypen generieren: *est-ce que tu es venu?*, *quand est-ce que tu viens?*, *à qui est-ce que tu parles?*, *à quoi est-ce que tu penses?*; *qui est-ce qui est arrivé?*, *qui est-ce que tu vois?*, *qu'est-ce que tu dis?*, *qui est-ce*

<sup>7</sup> Für die Definition der Klammerfunktionen cf. E. BACH, *An Introduction to Transformational Grammars*, New York–Chicago–San Francisco 1964. – Für unsere Abkürzungen im Block B: *conj.* = conjonctif, *rel.* = relatif, *préd.* = prédicatif.

*que cet homme ?*, *qu'est-ce que l'âme ?*<sup>8</sup> Erst eine derartige Darstellung läßt deutlich werden, wie es um die «Einheit», die «Nichtanalysierbarkeit» der Frageperiphrase in Wirklichkeit bestellt ist! – Während im vorhergehenden Fall Renchon die Verhältnisse auf Sprachebene zu wenig berücksichtigt, so findet sich auch die umgekehrte Erscheinung: ein ungenügendes Eingehen auf die spezifischen Gegebenheiten der Rede. So soll z.B. der weitgehende Verlust der einfachen Inversion nach *qui* (*complément direct*, cf. *Qui cherche ton frère ?*) auf die Zweideutigkeit solcher Konstruktionen zurückzuführen sein (*qui* kann auch Subjekt sein; cf. p. 60/61). Ähnliches soll auch für *«quel»* gelten (cf. *Quelle femme est la sœur* [‘welche’ oder ‘was für eine’]; p. 64). Der Verfasser vernachlässigt hier ganz eindeutig den Kontext (die Situation); die von ihm angeführten Beispiele sind nur zweideutig, wenn man sie isoliert betrachtet, nicht aber wenn man sie in ihren natürlichen Kontext stellt: gerade in Fällen dieser Art darf man eben nicht wie Renchon «sparsam» zitieren. Unter diesen Umständen kann die angebliche «Zweideutigkeit» der obigen Konstruktionen wohl kaum eine gültige Erklärung für den weitgehenden Verlust der einfachen Inversion mit nominalem Subjekt bzw. die Bevorzugung der komplexen Inversion abgeben. In die gleiche Richtung weist auch die Tatsache, daß sich die komplexe Inversion selbst in Fällen durchsetzen konnte, wo nicht die geringste Gefahr einer Zweideutigkeit bestand, cf. z.B. *A qui succède ce prince > A qui ce prince succède-t-il* (p. 66)!

Wie die obigen Beispiele zeigen, wirkt sich die mangelhafte Berücksichtigung der spezifischen Gegebenheiten von *langue* und *discours* bei der Beurteilung zahlreicher Detailfragen negativ aus. Trotzdem sind aber die Folgen dieser ungenügenden Scheidung in dieser Arbeit weit weniger schwerwiegend als in der ersten Studie, was vor allem darauf zurückzuführen ist, daß Renchon hier sein Material weitgehend nach formalen und in diesem (Sinne einheitlichen) Kriterien gliedert, und nicht mehr nach Sinneffekten in der Rede, die eine unglückliche Aufsplitterung nach sich ziehen. Ebenso wirkt sich auch die – zwar immer noch vorhandene (cf. z.B. p. 271) – normative Grundhaltung bedeutend weniger negativ aus: auch sie hat keinen wesentlichen Einfluß mehr auf die Gliederung des Materials, sondern schlägt sich nur noch in der Beurteilung einzelner Konstruktionen und in Kapitelüberschriften wie «Pathologie de l'interrogation périphrastique» nieder<sup>9</sup>.

Zu den bereits an der ersten Arbeit kritisierten Mängeln gehören auch gewisse unstatthafte Psychologisierungen. Unter diesem Stichwort wäre die bereits oben erwähnte und abgelehnte Erklärung der Fortschritte der komplexen Inversion anzuführen, die auf die Zweideutigkeit gewisser Konstruktionen mit einfacher Inversion (und nominalem Subjekt) zurückzuführen sein sollen. Hierher gehört auch der Versuch, die Fortschritte der Periphrase (*«est-ce que»*) irgendwelchen «obscures tendances hostiles à l'inversion» (p. 144) zuschreiben zu wollen. So «dunkel» scheinen mir diese Tendenzen nun keineswegs zu sein; sie dürften vielmehr identisch sein mit denjenigen, die auch zu einer obligatorischen Setzung des Subjektpronomens – und ganz allgemein zur Fixierung der Wortordnung (auch bei nominalem Subjekt) – im Aussagesatz geführt haben: 1. Streben nach progressiver Sequenz; 2. rhythmisch bedingte Vermeidung der Anfangsstellung des Verbs; 3. Aktualisierungs- und Verbindungsfunktion des Verbs zwischen Subjekt und Objekt<sup>10</sup>. Das auch von Guiraud

<sup>8</sup> Es wird hier abstrahiert von den (nach den generativen Regeln anzuwendenden) phonetischen Transformationsregeln (*que > qu'* vor Vokal; Liaisonregeln usw.). – Man könnte sich fragen, ob es nicht ratsam wäre, auch *est-ce* (B = Ø) in die Matrix einzubeziehen; ich ziehe es vor, *est-ce* einfach als Inversion von *c'est* zu behandeln.

<sup>9</sup> Cf. hierzu auch HUNNIUS, *ASNS* 205 (1968), 148.

<sup>10</sup> Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *VRom.* 26 (1967), 245/246. – Auf die gleichen Faktoren ist auch

(und vor diesem von Bally)<sup>11</sup> vorgebrachte Argument des Strebens nach progressiver Sequenz wird von Renchon ausdrücklich abgelehnt (p. 147/48), und zwar mit dem Verweis auf die bereits vor dem Durchbruch der Periphrase existierenden Frageformen mit komplexer Inversion und charakteristischer Melodie (suprasegmentales Monem). Diese Argumentation ist nicht stichhaltig: Die komplexe Inversion ist (im Gegensatz zu *est-ce que*) nur bei nominalem, nicht aber bei pronominalem Subjekt möglich, und zudem sind in diesem Fall sowohl die progressive Sequenz wie die Mittelstellung zwischen Subjekt und Objekt nicht in reiner Form realisiert: durch die Wiederaufnahme des Subjekts durch ein auf das Verb folgendes (und in bezug auf die Subjektsmarkierung redundantes) Personalpronomen bleibt ein regressives und gleichzeitig Verb und Objekt trennendes Element erhalten; die melodische Frage konnte *est-ce que* deshalb nicht blockieren, weil sie sich ganz allgemein nur für kurze Sätze, nicht aber für komplexe Satzsysteme eignet, weil in zahlreichen Fällen die Fragemodalität durch die Melodie allein nicht genügend deutlich gekennzeichnet würde und weil diese Form weit davon entfernt ist (oder zum Zeitpunkt des Aufkommens von *est-ce que* noch war), für alle Fragetypen eine akzeptable Lösung zu liefern (cf. *\*Que ton père fait?* oder *\*Ton père fait quoi?*; *\*Qui ton père est?* oder *\*Ton père est qui?* usw.). Die Periphrase erweist sich somit als «reiner» in bezug auf die progressive Sequenz und die Mittelstellung des Verbs bzw. als universeller verwendbar – ihr (allerdings nicht vollständiger) Erfolg gegenüber den Konkurrenzkonstruktionen kann unter diesen Umständen nicht überraschen!

Eine spezifische Schwäche dieser Arbeit scheint uns Renchons Tendenz zu sein, in zahlreichen Fällen «Metastasen» und Periphrasen (bzw. deformierte Periphrasen) sehen zu wollen, wo in Wirklichkeit nichts derartiges vorliegt. Dies zeigt sich an verschiedenen Stellen (vor allem im zweiten Teil der Arbeit):

– p. 180 zitiert Renchon als «Metastase» das folgende Beispiel: «Si j'ouvre la fenêtre, il la ferme. Est-ce que je la ferme? il l'ouvre.» Das *est-ce que* im zweiten Satz wäre an den Platz von *si* getreten, wobei die Ursache für diese Vertauschung darin zu suchen wäre, daß im Freisatz sowohl die Frage wie die Bedingung durch eine Inversion zum Ausdruck gebracht werden kann. Ich glaube nicht, daß dieses Beispiel durch eine Metastase erklärt werden muß: wir haben vielmehr eine eigentliche rhetorische Frage.

– p. 194ss. will Renchon beweisen, daß sich die Periphrase in ihrer «forme désinvertie» (*c'est que*) in zahlreichen Fällen nach bedingendem *si* finde. In Wirklichkeit liegt in keinem dieser Fälle eine Frageperiphrase vor: *c'est que* ist immer anders zu erklären. In den altfranzösischen Beispielen ist *se c'est que* einem 's'il arrive que' gleichzusetzen<sup>12</sup>, cf. *Ainçois otroia et promist | au duc a si celer ceste oeuvre | que, se c'est qu'ele le descuevre | que il la pende a une hart (Chastelaine de Vergi 664–67)*. Dies gilt nicht mehr für die klassischen und modernen Beispiele, obwohl auch in diesen Fällen keine desinvertierte Periphrase vorliegt, cf. *Alors, dit Sancho, si c'est que ce monsieur maure a dit la vérité ... (p. 196): si c'est que*

das Vorrücken der komplexen gegenüber der einfachen Inversion (bei nominalem Subjekt) zurückzuführen, wobei allerdings der erste und der dritte nur teilweise verwirklicht sind (progressive Sequenz; Binfunktion des Verbs zwischen Subjekt und Objekt); dies erklärt wiederum, warum die komplexe Inversion sich gegenüber den *est-ce que*-Periphrasen in einer relativ schwachen Position befindet (cf. unten).

<sup>11</sup> Cf. P. GUIRAUD, *La syntaxe du français*, Paris 1967, p. 90; CH. BALLY, *Linguistique générale et linguistique française*, Berne 1965, § 333.

<sup>12</sup> Für *être* 'arriver' cf. G. MOIGNET, *Essai sur le mode subjonctif en latin postclassique et en ancien français*, Paris–Alger 1959, p. 314, 539/540.

wird hier am besten mit 'wenn es so ist, daß' wiedergegeben. *C'est que* ist in diesem Fall nichts anderes als Präsentativformel, durch deren Einschluß in die Protasis dieser Teil des Bedingungskomplexes als Ganzes betont wird; aus diesem Grund kann *c'est que* auch als Verstärkung von *si* aufgefaßt werden, und infolge der weitgehenden Amalgamierung der beiden Elemente ist es durchaus legitim, *si c'est que* mit Foulet als «forme allongée de si» zu bezeichnen (cf. R 47, 284). Daß hier keine Frageperiphrase vorliegen kann, hätte für Renchon schon aus der Tatsache deutlich werden müssen, daß sich nur Beispiele mit *si c'est que*, nie aber solche mit \**si est-ce que* finden!

– Bei den p. 207 ss. behandelten Beispielen für das Eindringen der einfachen und komplexen Inversion in den indirekten Fragesatz ist uns nicht wohl, cf. z.B.

Il est devenu depuis un si habile manieur de boules, de balles, de cerceaux et de massues qu'on se demande jusqu'où n'ira-t-il pas. Tristan Rémy

On m'a demandé également où les Russes prennent-ils l'argent pour vivre. Claude Day

Ich glaube nicht, daß Renchons Interpretation hier richtig ist: obwohl er erklärt, hier lägen keine Anakoluthe vor (p. 209), scheint es sich mir doch um Sätze zu handeln, die als indirekte Rede beginnen und als direkte Rede fortgesetzt werden, Konstruktionen also, die mit der *oratio reflexa* (*style indirect libre*) verwandt sind<sup>13</sup>.

– In den p. 209/10 behandelten Beispielen für durch *si* eingeleitete indirekte Frage soll *c'est que* wiederum desinvertierte Frageperiphrase sein, cf. z.B. *Il me demande si c'est qu'on veut faire du Louvre une ménagerie* (Jean Bart). Ich glaube, daß diese Fälle mit den vorhergehenden Bedingungskonstruktionen vergleichbar sind: *c'est que* ist Präsentationsformel, *si c'est que* kann als verstärktes *si* betrachtet werden, das sich als 'ob es so ist, daß' umschreiben läßt. Auch fehlen Beispiele mit nicht desinvertierter Periphrase.

– Der gleiche Irrtum findet sich auch bei der Behandlung von *quand c'est que*, obwohl auch hier Belege mit *est-ce que* fehlen (p. 197 ss.). *C'est que* ist wiederum nichts als Präsentationsformel, die in altfranzösischen Beispielen mit 'il arrive que' wiedergegeben werden kann (cf. *Et quant ce est qu'elle s'oblie ...*; Eneas 1236), in modernen Belegen dagegen wohl am besten unübersetzt bleibt: Sie bewirkt normalerweise nur noch eine Verstärkung von *quand* (cf. *Je le comprends parfaitement quand c'est qu'il parle*; Tristan Bernard). Ein gleiches gilt auch für die p. 202 behandelten Fälle von *où c'est que*<sup>14</sup>. *Quand* und *où* können keineswegs als Katalysatoren für das Eindringen der Frageperiphrase in Adverbialsätze bezeichnet werden; wenn sie überhaupt zur Verbreitung irgendeines Elements etwas beigetragen haben, dann zu derjenigen der Präsentationsformel *c'est que*.

– In den p. 203 zitierten Beispielen für *de qui que* (Gibeau) und *de quoi que* (Carco) ist das *que* keineswegs Rest einer Frageperiphrase (und auch nicht von präsentativem *c'est que*): es handelt sich vielmehr um den zweiten Teil des verallgemeinernden Relativums<sup>15</sup>.

– Verschiedene Vorbehalte sind auch gegen die Beispiele anzubringen, die das Eindringen der Periphrase in indirekte Ergänzungsfragen belegen sollen. Das einzige altfranzösische Beispiel für die nicht-desinvertierte Periphrase ist abzulehnen: *Mes or voudrions nos savoir / Liquiex sera ce qui ira* (Renart XIII, 1916–17). Das Verb *être* erscheint hier keineswegs in

<sup>13</sup> Für die umgekehrte Erscheinung cf. die erste Studie von RENCHON, p. 136ss.

<sup>14</sup> Im p. 200 zitierten Beispiel von Vadé mit *où ce que* liegt nicht eine phonetische reduzierte Form von *est-ce que* vor, sondern von *c'est que*. Cf. auch die weiteren, p. 201 zitierten Reduktionsformen (*où que* usw.).

<sup>15</sup> Cf. hierzu P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung im Mittelfranzösischen*, ZRPh.Beth. 123, Tübingen 1970, Kap. 5.2.3.6.

abgeschwächter, periphrastischer Funktion, sondern hat als vollwertig zu gelten; dafür spricht auch die Bewahrung der Tempusflexion: Wir haben hier einen Übergang von der indirekten zu der direkten Rede wie bei den Beispielen p. 207s. Dagegen sind die Belege für die normale Periphrase für das 17./18. Jahrhundert (p. 212/13) und das 19./20. Jahrhundert (p. 214/15) unanfechtbar. Das gleiche läßt sich von den Belegen für die «périphrase désinvertie» nicht sagen. Für das Altfranzösische, Mittelfranzösische und das 16. Jahrhundert gibt Renchon (p. 211/12) Beispiele wie:

Et li dus errans li demande que c'est qu'elle a. *Chastelaine de Vergi* 111/12

... quant Alison ouyt monter, demanda qui c'estoit qui montoit. *Parangon* 250  
usw.

*Etre* dürfte in all diesen Belegen mehr oder weniger vollwertiges Verb des Seins (evtl. Geschehens) sein (cf. auch die Tempusflexion), wobei im einen oder andern Beleg Anzeichen für eine Entwicklung zur Präsentationsformel nicht fehlen (cf. z.B. *Tu ne penses pas pourquoy c'est que l'on t'enivroit*, *Parangon* 220). Auch bei den Beispielen für das 17./18. Jahrhundert scheint ein gewisses Schwanken zwischen Vollverb und Präsentationsformel noch möglich zu sein (die Tempusflexion läßt sich noch belegen; cf. p. 213/14), während für das 19./20. Jahrhundert nur noch eine Interpretation als Präsentationsformel bzw. als Verstärkung der Fragepartikel (cf. oben) in Frage zu kommen scheint, cf. z.B.

Janot se demandait où c'est qu'il allait atterrir. Marcel Aymé, *Contes et Nouvelles* 703

Mais on verra qui c'est qui rigolera le dernier, un jour. Yves Gibeau, *Les gros sous* 311

Keines der Beispiele mit *c'est que (qui)* scheint mir eine desinvertierte Frageperiphrase zu enthalten – sie gehören also nicht hierher<sup>16</sup>. Das gleiche dürfte auch für die phonetischen Reduktionsformen (*c'est que* [nicht *est-ce que*] > *s'que, que*, cf. p. 214, 216/17) gelten.

Die Liste könnte noch verlängert werden. Die angeführten Fälle dürften aber genügen, um deutlich zu machen, daß an Renchons Material bedeutende Abstriche gemacht werden müssen, und daß vor allem die ganze als «périphrase désinvertie» bezeichnete Kategorie als nicht hierher gehörig zu betrachten ist. Man kann deshalb auch nicht wie Renchon p. 260/61 von einem Kampf zwischen normaler und desinvertierter Frageperiphrase im indirekten Fragesatz sprechen. Wenn schon ein Kampf stattgefunden hat (vor allem im 17. Jahrhundert) oder noch stattfindet, dann höchstens zwischen der Periphrase *est-ce que*<sup>17</sup> und der Präsentationsformel *c'est que*. Allerdings sind auch heute Beispiele wie *Il lui demande qui c'est qui est venu* und *Il lui demande qui est-ce qui est venu* keineswegs gleichwertig: im zweiten Fall haben wir *nur* eine Verstärkung der Fragepartikel, im ersten dagegen primär eine Hervorhebung des Teilsatzes, die allerdings sekundär auch in eine Verstärkung der Fragepartikel umdeutbar ist. Die Verstärkung ist also im einen Fall direkter, im andern Fall indirekter Natur, und es dürfte wohl diesem Unterschied zuzuschreiben sein, daß *est-ce que*<sup>17</sup> seit der Klassik gegenüber *c'est que* deutlich dominiert (cf. Renchon, p. 160).

Wir haben zahlreiche Vorbehalte gegenüber Renchons Ausführungen gemacht, und die Möglichkeiten zu weiterer Detailkritik sind bei weitem noch nicht erschöpft. Bei all dem – und trotz der oben vorgenommenen Abstriche – darf aber nicht übersehen werden, daß das vom Verfasser für die verschiedenen Konstruktionen gesammelte Material äußerst

<sup>16</sup> Entsprechendes gilt für die p. 259/260 besprochenen indirekten Fragen nach dem Attribut. Allerdings wird hier die Präsentativformel nicht einfach dem Verb vorgeschaltet, wir haben vielmehr einen Ersatz von *ce qui est* durch *ce que c'est que* (cf. z.B. *Vous savez mieux que personne ce que c'est qu'un marché*; Duhamel, *Chronique des Pasquier*, p. 1208).

wertvoll ist<sup>17</sup>; es ist dieses Material, das der Studie einen nicht zu unterschätzenden Wert sichert und sie auf Jahre hinaus vor dem Vergessenwerden bewahren dürfte.

Peter Wunderli

★

FELIX KREISSLER, *Das Französische bei Raimund und Nestroy*, Wien (Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs) 1967, 267 p.

Thema und Inhalt dieses Buches überschreiten, aufs Ganze gesehen, den Rahmen einer romanistischen Zeitschrift. Wenn wir es gleichwohl besprechen, so, weil es in seinem linguistischen Teil um prinzipielle Probleme der Adaptierung von Fremd- und Lehnwörtern geht. Vorweggenommen sei die Tatsache, daß die kultur-, literatur- und insbesondere theatergeschichtlichen Kapitel (I. Österreich um 1800, p. 13–28; II. Das österreichische Volkstheater, p. 28–55; III. Das Metternich-System, p. 56–71; IV. Höhepunkt und Vollendung des Wiener Volkstheaters, p. 72–88; VII. Die Vorliebe der Wiener für das Französische, p. 123–130, basiert im sprachgeschichtlichen Abschnitt auf dem heute, zumindest methodisch, veralteten Aufsatz von G. Mazin, *Wiener Französisch*, 1897) von lobenswerter Sachkenntnis getragen und in ansprechender Form dargestellt sind. Im linguistischen Teil (V. Wörter und Wendungen aus dem Französischen, p. 89–109; VI. Einige linguistische Bemerkungen, p. 110–122, und im alphabetischen Verzeichnis der von Raimund und Nestroy aus dem Französischen entlehnten Wörter und Wendungen, p. 131–249) tritt hingegen ein bedauerlicher Dilettantismus zutage, der auch durch gelegentliches Zitieren von Porzig und Martinet nicht vertuscht werden kann. Wer sich mit Fremd- und Lehnwörtern romanischen Ursprungs im Deutschen befaßt, muß zudem über ein gerüttelt Maß romanistischer Kenntnisse verfügen. Man ist denn auch erstaunt, daß in der Bibliographie weder die Wörterbücher von Littré und Robert<sup>1</sup>, noch irgendein etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache figurieren.

Was den Entlehnungs- und Adaptierungsprozeß betrifft, so werden Fremd- und Lehnwörter (abgesehen von «vollkommen eingedeutschten Wörtern ..., wie z. B. *Abenteuer* u. a. m.», p. 90) ungeachtet jeder Chronologie auf dieselbe Ebene gestellt. Ferner wird zu wenig, teilweise überhaupt nicht, geschieden zwischen wienerischen und allgemeindeutschen Adaptierungen. P. 94 schreibt K.: «... haben alle (von uns gesperrt) Lehn- oder Fremdwörter eine ausgesprochene 'Verwienerung' durchgemacht», und es folgen ausgerechnet die Verben auf *-ieren*, die Adjektive auf *-iert*, *-isch*, *-lich*, von denen die überwiegende Mehrzahl allgemeindeutsch ist (die Verwienerung liegt bei diesen Wörtern also nur im Phonologischen). Spezifisch wienerisch sind jedoch zweifellos von Nestroy verwendete oder geprägte Wörter wie *bonmotisieren*, *porzellanern* (neben *porzellanen*), *sottisich* 'dumm' u. a. Ähnliches gilt für die Liste von Substantiven p. 100–101. Auch der Titel des Wörterverzeichnisses erweckt den Eindruck, es handle sich um von Raimund und Nestroy «entlehnte» Französismen; richtiger wäre «verwendete». – Auch die meisten p. 105–106 angeführten Bedeutungsänderungen sind zum großen Teil nicht nur wienerisch. Allgemeindeutsch sind: *Bagage* 'Gesindel', cf. EWD 44; *blamieren*, *Blamage*, EWD 81; *kusch!*, *kuschen*, EWD 414; *Differenz*, *Entrée* 'Eintrittsgeld', *fatal*, *Garderobe*, *-ier* (EWD 232), *honorieren*, *Konkurs*, *nett* (EWD 508),

<sup>17</sup> Leider fehlt auch hier ein Verzeichnis der exzerpierten Texte und der benutzten Ausgaben; cf. hierzu bereits *VRom.* 29 (1970), 158.

<sup>1</sup> Benützt wurden lediglich BOISTE 1841, TRÉVOUX (welche Auflage?) und SACHS-VILLATTE.

*ordinär, partout* ‘unbedingt’, *Prinzipal, raffiniert, Spektakel* (EWD 722), *tran(s)chieren* (EWD 786) usw. – Gewisse Bedeutungsnuancen sind bereits im Französischen vorhanden und keineswegs erst im Deutschen entstanden, z.B.: *brav* (EWD 98, cf. die durchaus entsprechenden französischen Bedeutungen FEW 1, 248–249); *Charge* (EWD 116, im Französischen *charge* ‘fonction publique’ seit Montaigne); *rar* = fr. *rare* ‘excellent (des hommes)’ seit Malherbe, *c’est un homme rare* ‘se dit d’un homme qui a un mérite extraordinaire’, seit Ac 1694, cf. FEW 10, 75b; *lavoir* ‘Waschbecken’, gemäß FEW 5, 216: 12.–16. Jh. ‘vase à ablution’, 1380–1715 ‘vase pour se laver les mains’; *chapeau* (auch p. 158) ‘Kavalier, Liebhaber’ leitet sich aus der bereits bei Furetière 1690 verzeichneten Bedeutung ‘homme par opposition à femme (fam.)’ her; daraus dt. *chapeau* ‘Herr, als Tänzer’, 18. Jh., woraus die spezifisch wienerische Bedeutung hervorgegangen ist; *sich menagieren* = fr. *se ménager* ‘se conduire avec adresse, avec circonspection, user de retenue’ (La Rochefoucauld-Trévoux 1752), cf. FEW 6/1, 191a. – Weitere Irrtümer: *Demonstration* stammt aus dem Englischen (EWD 127); *fidel* (auch p. 175) ‘lustig, heiter’ stammt nicht aus dem Französischen (EWD 196), ebensowenig *just* (EWD 336); *parieren* ‘gehörchen’ (auch p. 213) ist von *parieren* ‘wetten’, das aus fr. *parier* stammt, zu trennen, cf. EWD 532. Als typisch wienerisch können gelten: *Bonjour* ‘kurzer Morgenrock’, Diminutiv *Bonjourl* bei Nestroy; *deprezieren* ‘ablehnen’; *simulierend* ‘nachdenkend, nachdenklich’; *aus der Scharnier* (Femininum!) *sein* ‘aus den Fugen sein’; *mortifizieren* ‘töten’; *medizinieren* ‘ein Medikament einnehmen’, u. a.

Im VI. Kapitel offenbart sich der Dilettantismus des Verfassers am deutlichsten und schwerwiegendsten, so z.B. im phonologischen Aspekt der Adaptierungen. Es wird keinerlei Versuch gemacht, zwischen mündlicher und schriftlicher Rezeption der Französismen zu scheiden, eine Scheidung, die für die Art und Weise der Adaptierung von kapitaler Bedeutung ist. Vieles wird als phonologische Veränderung interpretiert, was ganz anders begründet ist; z.B.: *Hasché* (meist *-ee*, seit 1701, cf. EWD 291) kommt nicht von fr. *hachis*, sondern von (*viande*) *hachée*; von einem Wandel *i* > *e* ist also keine Rede; *Parucken, Parocken* geht auf it. *parrucca* und nicht auf fr. *perruque* zurück; *Maskerade* ist, wie der Verfasser selbst sagt, vom it. *mascherata* beeinflusst (cf. EWD 465, sub *Maske*), cf. vor allem p. 247 *vermaschk’riert, Vermaschkerierte* < it. *mascherare*, also ähnlich wie *Kamerad* durch it. *camerata* / fr. *camarade*. Zu *Tobak* cf. EWD 766 und FEW 20, 79; zu *Torte* < it. *torta* cf. EWD 784. Adjektive wie *curios* (*k-*), *famos*, *furios*, *generos* (neben *generös*), *malizios*, *odios*, *pretios* gehen gar nicht auf die französische Form zurück, sondern sind Latinismen oder Italianismen. Daß ihre Frequenz durch das französische Vorbild erhöht wurde, ist allerdings anzunehmen. – Formen wie *admirabel* < *admirable*, *Manöver* < *manœuvre* werden durch Metathese erklärt, weil «das /e/ im Französischen nicht vollkommen stumm ist» (p. 112); dabei handelt es sich ganz einfach um das anaptyktische *e* in der Gruppe Kons. + Liquida, das sich auch in den unter germanischem Einfluß stehenden französischen Mundarten (pik., wall., lothr. usw.) beobachten läßt.

Besser gelungen ist der Abschnitt «Morphologische und grammatikalische Bemerkungen» (p. 113–118). Hier nur zwei Bemerkungen: *Posamentier(er)* ist allgemeindeutsch, aus fr. *passementier* (p. 221 richtig zitiert) und nicht *passamentier*; allerdings wurde das Wort entlehnt als piem. *pasaman*, it. *passamano*, schweizdt. *passament*, bayr. *passamen*. P. 114: *der Ombrell* geht wohl auf it. *ombrello* zurück. – P. 119ss. Bedeutungsentwicklungen: *Schwadron* beruht nicht auf fr. *escadron*, sondern auf it. *squadrone*, cf. EWD 687, daraus *schwadronieren*. P. 121: Für die Erklärung von *mutterseelenallein* schließt sich K. der – ziemlich phantastischen – Meinung an, es sei eine volksetymologische Übertragung von *moi tout seul* – *allein*. Der Artikel von K. Baldinger, *Mutter(seelen), mutternackt* – *mere-seul, mere-nu*, ZRPh. 72 (1956), 88–107, hätte ihn eines Bessern belehrt.

Zum Wörterverzeichnis ebenfalls einige Fragezeichen und Verbesserungen: *Akkuratesse* stammt wohl aus it. *accuratezza* (seit dem 13. Jahrhundert belegt) mit französisierender Adaptierung des Suffixes. – *Ambra*, im Deutschen seit 1477, aus mlat. it. *ambra*; fr. *ambre* > *Amber*, seit Wolfram von Eschenbach, cf. *EWD* 18. – *Arrest* < mlat. *arrestum*, *EWD* 31; *Arrestant* ist eine deutsche Bildung aus älterem *Arrestat*. – *Aurora* ‘Morgenröte’ stammt wohl eher aus dem Lateinischen oder Italienischen. – *Aviso* ‘Ankündigung’ wohl aus it. *avviso*; fr. *avis*, erstmals 1775 belegt, aus sp. *barca de aviso*, paßt semantisch nicht. – *Bande* (Musik-) aus it. *banda musicale*, da fr. *bande* diese Bedeutung nicht kennt; ebenso *Bandist* < it. *bandista* ‘chi suona in una banda musicale’ (*DEI* 425a). – *Blumasch* ‘Blumengewinde’ hat wohl kaum etwas mit fr. *plumage* zu tun, sondern ist eine scherzhafte Bildung Nestroys nach dem Vorbild von *Blamage*. – *Borte* stammt nicht aus dem Romanischen, bereits ahd. *borto* ‘Saum, Besatz’, cf. *EWD* 93. – *Brisil* ‘Glut’ geht auf fr. *brésil* ‘viande de bœuf’ (*FEW* 1, 506a) zurück; von Raimund wohl für wienerisch *Rauchkuchl* verwendet. – *Chassé passé* ‘in aller Geschwindigkeit verschwinden, abfahren’; da eine solche Wendung im Französischen nicht existiert, liegt wohl eine Kontamination aus der Feder Nestroys nach dem Vorbild *chassé croisé* mit *passé* ‘vorbei’ vor. – *Kompromittieren*, *com-*, ist ein latinisierender Französisismus, ebenso *Contract*. – *Contrast*, cf. *EWD* 393. – *Courtine* ‘Theatervorhang, eiserner Vorhang, Kurtine’, *Kortine* ‘Theatervorhang, Hinter-, Schleier-, Wolkenkurtine’, *Kurtine* ‘Theatervorhang’, *Kurtinewand*, *Schleierkurtine*, *Wolkenkurtine*; gemäß *FEW* 2, 1237/8, ist *courtine* (bis 1675 gebräuchlich) nicht in der Bedeutung ‘Theatervorhang’ belegt, daher wohl eher aus it. *cortina*, das erst ab 1805 von *sipario* in dieser Bedeutung abgelöst wurde. – *Direkteur*: p. 91 wird auch *Director* angeführt; wo liegt der Akzent? Vgl. österreich. *Redakteur* gegenüber *Redaktor*. – *Disgustieren* ‘jem. den Appetit verderben, zum Ekeln bringen’, wird p. 95 wohl irrtümlich als *disgutieren* angeführt; zweifellos aus it. *disgustare*, wie auch wienerisch *Gusto* < it. *gusto*. – P. 170: zu korrigieren: fr. *embarrasser*. – *Epoche* ist zumindest formal ein Gräzismus, cf. *EWD* 169. – *Familiär* ist nach lat. *familiaris* gebildet. – *Franco* stammt aus dem Italienischen, wie auch *Porto*. – *Front*, cf. *EWD* 221. – *Hantieren*, cf. *EWD* 288. – *Juwel*, cf. *EWD* 336. – P. 188: zu korrigieren: fr. *camarade*. – *Korporal*, cf. *EWD* 396. – *Laschi* ‘Geld’ stammt nicht aus fr. *argent*, sondern aus dem Rotwelschen (cf. S. A. Wolf, *Wörterbuch des Rotwelschen*, Mannheim 1956, 3119). – *Minstrel* ‘Spielmann, fahrender Sänger’ ist aus dem engl. *minstrel* und nicht aus fr. *ménestrel* übernommen. – *Muskatnuß*, cf. *EWD* 496. – *Plakat*, cf. *EWD* 553. – *Pofel* ‘minderwertig’ bei Nestroy, ist kaum eine Ableitung von *Pöbel*, sondern eine Umbildung von *power* < *pauvre* unter Einfluß von *schofel* (wozu *EWD* 674). – *Salari* ‘Lohn, Gehalt’ geht wohl eher auf it. *salario* als auf fr. *salaire* zurück. – *Samt*, cf. *EWD* 623. – *Staffage*, cf. *EWD* 736, *staffieren*, cf. *EWD* 41, sub *ausstaffieren*. – *Traktieren*, cf. *EWD* 785.

Trotz der ernsthaften Mängel, die dem sprachwissenschaftlichen Teil dieses Werkes anhaften, kann es auf jeden Fall als Materialsammlung gute Dienste leisten; es ist ein Spiegel jener Phase der österreichischen bzw. Wiener Sprachgeschichte, in der, wie auch im übrigen Europa, der französische Einfluß übermächtig war. Viele dieser Französismen haben sich, zum Teil bis zur Unkenntlichkeit adaptiert, bis heute in der Wiener Volkssprache gehalten; die eigentliche Mode des Französisismus, wie sie während der Monarchie blühte<sup>2</sup>, ist freilich vorbei.

C. Th. G.

<sup>2</sup> Cf. beispielsweise bei FRIEDRICH SCHLÖGL, *Wienerisches, kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau*, Wien-Teschen 1883.

BERND KRATZ, *Zur Bezeichnung von Pflugmesser und Messerpflug in Germanica und Romania*, Gießen 1966 (*Beiträge zur Deutschen Philologie* 34), 131 p.

Diese Marburger Dissertation, entstanden im Rahmen des Forschungsinstituts für deutsche Sprache und unter der Leitung von L. E. Schmitt, ferner von W. Mitzka und H. Flasche, ist eine gediegene wort- und sachgeschichtliche Studie. Die Bibliographie (p. 114–131) ist imponierend und, wie sich im Laufe der Arbeit zeigt, auch wirklich verarbeitet worden<sup>1</sup>.

Kratz geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß der Terminologie des Pfluges und seiner Teile nicht von der einzelsprachlichen Wort- und Sachforschung beizukommen ist<sup>2</sup>. Er beschränkt sich dabei auf die Bezeichnungen des Pflugmessers (und des Messerpflugs) im Germanischen und Romanischen, und zwar in einer großräumigen Betrachtungsweise. Ausgangspunkt sind naturgemäß die Bezeichnungen und die Typologie des Pfluges selbst (p. 15–25). Die Verteilung der europäischen Haupttypen ist bekannt: ein riesiges Gebiet, das sich von Sibirien bis zu den britischen Inseln erstreckt, mit Bezeichnungen, die auf einem Typus \**plōg*, dessen Herkunft bisher nicht klargestellt werden konnte, basieren<sup>3</sup>; ein zweites großes Gebiet, das sich im Norden und Süden anschließt, mit Bezeichnungen, die auf einer gemeinsamen indogermanischen Wurzel \**ar-* 'pflügen' – darunter lat. *aratrum* – beruhen; ein drittes, kleineres, das gall.-lat. *carruca* fortsetzt, und ein viertes im Nordosten Europas mit slaw. *socha* (> ostpreuss., dt. *Zoche* 'Karstpflug'), dessen eventuelle Beziehung zu kelt. \**soc(h)* 'Pflugschar' (gall. \**sūccos* > fr. *soc*, cf. *FEW* 12, 381–382) abzuklären wäre<sup>4</sup>.

Was die Bau- und Arbeitsweise des Pfluges betrifft, so unterscheiden sich die technisch fortgeschritteneren, asymmetrisch arbeitenden *plog-plug/carruca* vom *aratrum-arðr* durch

<sup>1</sup> Die wenigen Lücken, die wir feststellen konnten, dürften sich in der Argumentation des Verfassers kaum auswirken; so A. THOMAS, *Sur les noms de la charrue*, *Bull. de la Soc. des parlers de France* 1 (1894), 105–108; E. LEGROS, *La charrue à roues*, *Enquêtes du Musée wallon* 4 (1936–1947), 161–163; W. GIESE, *Volkskundliches aus Ost-Granada*, *VKR* 7 (1934), 25–54, 5. Pflug und Joch; A. GRIERA, *El jou, l'arada i el llaurar*, *BDC* 11 (1923), 80–101, und die substantielle Besprechung der Rostocker Dissertation von J. HINZ, *Lat. carrus und seine Wortsippe im Französischen* (1907) durch JAKOB JUD in *Lbl.* 29 (1908), 229–232.

<sup>2</sup> «Die Erforschung der Geschichte und Verbreitung des Pfluges ist also fast schon zu einem eigenen Wissenschaftszweig geworden. Das wird durch die Bedeutung, die diesem Gerät in der Kulturgeschichte zukommt, auch ohne weiteres gerechtfertigt» (p. 11).

<sup>3</sup> Bei der Aufzählung der Bezeichnungen gerät der Verfasser zweimal in Widerspruch zu seinen späteren Ausführungen; so reiht er hier surselv. *fléua*, oberengad. *fleja*, unterengad. *fliana* 'Nachpflug' ein, von denen er p. 43 sagt, es leuchte eher ein, wenn J. JUD ein vorröm. \**FLEUA* ansetze. Ebenso führt er «bei Lyon» (gemeint ist Couzon, Dép. Rhône) *plou* 'Pflugschar' an, das er mit WARTBURG, *FEW* 16, 636, zu mlat. *ploum* (wahrscheinlich langobardischer Herkunft, zweifellos mit dt. *pflug*, slaw. *plug* zusammenhängend) stellt; p. 39 hingegen: «Frz. *plou* 'soc de la charrue' bei Lyon ist wahrscheinlich vom Oberitalienischen zu trennen», womit er abermals WARTBURG folgt, ohne allerdings dessen Hypothese: «Darf man annehmen, das wort sei ein burg. relik? » zu übernehmen. Die Tatsache, daß der *ALLY.* 141 (le soc) keinerlei Belege für einen Typus \**plu* bietet, dafür aber auf Karte 138 (le sep de l'araire) \**plo* in verschiedenen lautlichen Varianten belegt – A. DURAFFOUR, *Glossaire des patois francoprovençaux*, Paris 1969, Nr. 7360, führt für vier Ortschaften in der Umgebung von Bourg (Ain) die Form *plu* an –, läßt doch vermuten, daß Couzon *plou* eine vereinzelte Übertragung der Bezeichnung des Pflughauptes auf die Pflugschar darstellt. Alle diese Formen sind zu fr. *plot* (cf. *FEW* 15/1, 168a) zu stellen.

<sup>4</sup> Im Frankoprovenzalischen existiert ein Typus *sochia* 'Pflug' < *soc* + *-ATA* (cf. *ALLY.* 133 und besonders 134).

das einseitige Streichbrett, das Vormesser und das Radgestell. In Grenzgebieten kann es zu sachlichen wie onomasiologischen Überschneidungen kommen; so entspricht beispielsweise der wall. *ère* der *charrue* und nicht dem südfr. *araire*, zu dem es der Etymologie nach gehört. «Obwohl man sich hüten muß, jedes symmetrische Gerät von vorneherein als 'primitiv' zu bezeichnen, kann man doch behaupten, daß der einseitige Pflug, typologisch gesehen, eine jüngere, modernere Form ist. Damit bestätigt sich von der Sachkunde her, was der Blick auf die Bezeichnungen ergeben hat: Wort und Sache *Pflug* (*plog-plug*) sind jünger als Wort und Sache *aratrum-arðr*. In den Gebieten, in denen beide Bezeichnungen vorkommen, gebraucht man – oder gebrauchte man bis vor kurzem – beide Gerätearten nebeneinander» (p. 23).

In den folgenden Kapiteln (II. *Germania Romana: Kolter und Sech*, p. 26–34; III. *Culter – Kolter – Sech* im Bereich des mitteleuropäischen Wendepfluges, p. 35–63; IV. *Messerpflug und Pflugmesser in den Pyrenäen und auf der Iberischen Halbinsel*, p. 64–85; V. *Dt. Sech und roman. \*seca*, p. 86–104) gelangt Kratz zu seinem zentralen Anliegen, den Bezeichnungen des Vormessers oder Pflugmessers, das ein Charakteristikum des einseitigen Pfluges darstellt. Er faßt die Ergebnisse seiner umsichtig geführten, überzeugenden Untersuchung p. 105–108 in trefflicher Weise zusammen, und der Rezensent kann, so glauben wir, nichts Besseres tun, als den Verfasser selbst zu Wort kommen zu lassen. «Die frühesten Funde von Pflugmessern oder Messern von Vorpflügen stammen aus dem Ostalpenraum und den angrenzenden Gebieten. Hier im südlichen Mitteleuropa wird es schon früh zu einer Vereinigung von Vor- und Nachpflug gekommen sein. Verschiedene Tatsachen weisen darauf hin, daß sich hier möglicherweise auch die übrigen Merkmale des mitteleuropäischen Wendepfluges ausgebildet haben, ebenso wie auch hier wahrscheinlich die Bogensichel und die Sense mit langem Baum entstanden sind. – Die Römer übernahmen diese Geräte in den Donauprovinzen von der einheimischen Bevölkerung. In Noricum und Pannonien ist die Kontinuität in den überlieferten Geräteformen von den latènezeitlichen Stücken über die römischen bis zu den mittelalterlichen besonders bemerkenswert. – Von diesem donauländisch-ostalpinen Bereich breitete sich das Pflugmesser weiter aus, wobei die Vermittlungstätigkeit der Römer in den mittel- und nordeuropäischen Provinzen des Imperiums von großer Bedeutung war. Aber auch außerhalb des Imperiums wird es schon früh bekannt gewesen sein, wenigstens in den an das Ursprungsgebiet angrenzenden Gegenden. – Von der römischen Vermittlung des Pflugmessers legt, neben den Funden aus römischen Kastellen und Siedlungen, die Bezeichnung *culter* am Rhein (> *Kolter*) und in Britannien (engl. *coulter*) Zeugnis ab, das sich zu nordfrz. *coutre* stellt. Der süddeutschen Bezeichnung *Sech* schreibt man allgemein ebenfalls lateinische Herkunft zu, man leitet es ab von vlat. *\*seca*.» Und nun kommt das in unseren Augen wichtigste Ergebnis der Arbeit: «Folgeformen von *\*seca* sind im Romanischen häufig. Aber nur in Galizien-Portugal und in einem kleinen Gebiet der gascognischen Pyrenäen hat *sega-sego* die Bedeutung 'Pflugmesser'.» Kratz weist die Annahme Brüchs (cf. *ZRPh.* 41 [1922], 15–19), wonach dieses iberoroman.-gasc. *\*seca* 'Pflugmesser' zusammen mit der Sache selbst von germanischen Söldnern nach Germanien gebracht worden wäre, mit folgender Argumentierung zurück: «Das Vormesser des mitteleuropäischen Wendepfluges muß sich dort entwickelt haben, wo dieser Pflugtyp entstanden ist. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß es von dem verhältnismäßig kleinen Gebiet auf der Iberischen Halbinsel nach Mitteleuropa verpflanzt worden sei. Falls es irgendeine Abhängigkeit zwischen Mitteleuropa und der Iberia gibt – außer dem Pflugmesser stellt man noch andere Parallelen in der Sachkultur der beiden Gebiete fest –, so verläuft die Richtung von Mitteleuropa nach der Iberia, auf keinen Fall umgekehrt. – Iberorom.-gasc. *sega-sego* gehört zur Gruppe *\*seca – secta – sectorium*, die von Portugal über Galizien, Asturien, einen Teil Leóns bis

in die Montañas de Santander und das kleine Gebiet in den gascognischen Pyrenäen verbreitet ist. Die Bedeutung ist 'Messerpflug', 'Eisen des Messerpfluges' und 'Vormesser'. Hier hat sich unabhängig von Mitteleuropa das Vormesser aus dem Messer des Vorpfluges entwickelt. Ob der Vorpflug seinerseits von Mitteleuropa aus hierher gebracht wurde, bleibt dahingestellt. – Die Bezeichnung *Sech* kann also nicht von iberorom. \**seca* hergeleitet werden. Nach Th. Frings ist ein vlat. \**seca* zu vorliterarischer Zeit von Oberitalien aus über die Alpen und von Südfrankreich aus die Rhône aufwärts durch die Burgundische Pforte nach Süddeutschland getragen worden. Frings geht dabei von der unrichtigen Voraussetzung aus, daß das Pflugmesser bei den Römern allgemein üblich und ein Bestandteil der mediterranen Sachkultur war. Dies ist jedoch nicht der Fall. In den südromanischen Ländern ist es noch heute weithin unbekannt. Nach Südfrankreich ist es erst zusammen mit der *charrue* in der Neuzeit von Norden her gekommen. Auch in Oberitalien ist es höchstens im Osten älter; es gehört hier zu dem Gerät mit der Bezeichnung *plovum*, das von Nordosten eingedrungen ist. Die Bezeichnung \**seca* für das Pflugmesser ist hier wie auch an der Rhône unbekannt. – Wenn *Sech* ein Lehnwort aus dem Lateinischen ist, so kann es nur aus dem Latein der Donauprovinzen stammen. Da die Römer die Sache aber selbst erst von den einheimischen Völkern übernommen haben und da Wort und Sache *Sech* zu Wort und Sache *Pflug* gehört, so ist es ebensogut möglich, daß *Sech* aus der gleichen Sprache stammt wie *Pflug*, also der vorromanischen Schicht an der Donau zuzuschreiben ist. *Sech* könnte ursprünglich den zu *Pflug* gehörigen Vorpflug oder dessen Eisen bezeichnet haben, aus dem sich das heutige Vormesser entwickelt hat, ebenso wie südbair. *Riß*, schwed. *rist*, galiz. pg. *sega* zunächst 'Vorpflug' bedeutete. – Die fragliche Sprache, aus der *Sech* und *Pflug* stammen, müßte zum Indogermanischen gehören, denn *Sech* hängt wohl mit der indogermanischen Wurzel \**sek-* 'schneiden' zusammen. – Die vorliegende Arbeit schließt somit mit einer Hypothese, die der Prüfung von anderen Seiten aus bedarf. Denn die Untersuchung erstreckte sich nur auf den Bereich des Germanischen und Romanischen. An mehreren Stellen wurde aber deutlich, daß man dieses Gebiet nicht isoliert betrachten darf. In den Ostalpen sind die germanischen Verhältnisse aufs engste mit den slawischen verflochten, und auch die Parallele *Pflug* – *Grindel* einerseits und *plug* – *gredelj* andererseits weisen entschieden über die germanisch-slawische Grenze hinaus.»

Eine Erkenntnis prinzipieller Bedeutung ist überdies folgende: Die Römer haben nicht nur römisches, mediterranes Kulturgut und damit Wortgut in Mittel- und Nordeuropa verbreitet. Einerseits vermittelten sie dorthin auch ursprünglich keltisches, wie zum Beispiel *carrus*, das zunächst wohl, als Terminus technicus der Soldatensprache, den Militärkarren bezeichnete und das lat. *currus* 'Wagen' völlig verdrängte<sup>5</sup>. Andererseits spielten sie in den nördlichen Provinzen eine eigenartige Vermittlerrolle für im Kern unrömische Erscheinungen der Sachkultur, die im römischen Mutterland, wenn wir so sagen dürfen, nicht oder nur zögernd Verbreitung fanden<sup>6</sup>. Daher Diskrepanz zwischen Herkunft einer Bezeichnung und Herkunft der bezeichneten Sache.

C. Th. G.

<sup>5</sup> Nach *FEW* 2/2, 1575b, lebt dieses erbwörtlich bestenfalls in der katalanischen Ableitung *corró* 'Dreschwalze' fort.

<sup>6</sup> So gehen die Bezeichnungen der Bogensichel in allen germanischen Sprachen, wie J. JUD, *ZRPh.* 38 (1917), 62s., bewiesen hat, auf lat. *SICILIS* bzw. \**SICILA* zurück. Dieses Wort ist aber durchaus nicht gemeinromanisch; cf. *FEW* 11, 59.

*Sprachleben der Schweiz. Sprachwissenschaft, Namenforschung, Volkskunde (Festschrift für Rudolf Hotzenköcherle zum 60. Geburtstag)*, hg. von PAUL ZINSLI und OSKAR BANDLE, PETER DALCHER, KURT MEYER, RUDOLF TRÜB, HANS WANNER, Bern (Francke) 1963, XVI + 346 p., 51 Abb. und Karten im Text und auf 5 Tafeln, 1 Portr.

Daß die schweizerdeutsche Mundartforschung ihre im letzten Jahrhundert begründete Vorzugsstellung innerhalb der deutschen Dialektologie bis heute halten konnte, ist zu einem schönen Teil dem Wirken Rudolf Hotzenköcherles zu verdanken: Als Nachfolger Albert Bachmanns auf dem traditionsreichen Zürcher Lehrstuhl für germanische Philologie und schweizerdeutsche Dialektologie hat Hotzenköcherle nicht nur die von Bachmann begonnene systematische Erforschung der einzelnen schweizerdeutschen Mundarten tatkräftig weitergeführt, sondern in dem von ihm zusammen mit Heinrich Baumgartner begründeten Sprachatlas der deutschen Schweiz (*SDS*) auch die methodisch unübertreffliche Grundlage für eine gesamtheitliche Betrachtung des Schweizerdeutschen geschaffen, wozu er selbst schon in mehreren Arbeiten, besonders im Aufsatz «Zur Raumstruktur des Schweizerdeutschen. Statik und Dynamik» (*ZMF* 28 [1961], 207–227), ganz bedeutende Beiträge geliefert hat.

Die vorliegende Festschrift zu seinem 60. Geburtstag ist nicht nur ein fälliges Zeichen des Dankes und der weltweiten Anerkennung, sondern – ganz im Sinne der eigenen Forschungsarbeit Hotzenköcherles – zugleich eine erste umfassende Zusammenschau von wesentlichen Aspekten des gesamtschweizerischen Sprachlebens. Die in ihr versammelten, schon durch die thematische Begrenzung auf die Schweiz aufeinander abgestimmten 21 Aufsätze zur Dialektologie, Namenkunde und Volkskunde aller vier Sprachgebiete stammen von den kompetentesten Sachkennern und sind fast durchwegs von einem außerordentlich hohen Niveau, was heute in Festschriften durchaus nicht mehr selbstverständlich ist!

Schon im Hinblick darauf, daß der Band hier mit großer Verspätung besprochen wird – wofür der Rezensent um Nachsicht bittet –, ist eine Beschränkung auf die Aufsätze mit mehr programmatischen Charakter angezeigt; für die übrigen Arbeiten muß ein knapper Inhalts-hinweis genügen.

Nach einem gehaltvollen Geleitwort der Herausgeber bildet der Beitrag von Richard Weiß «Die viersprachige Schweiz im Atlas der schweizerischen Volkskunde (*ASV*)» (p. 1–21), die eigentliche Einleitung. Daß diesem Aufsatz diese Sonderstellung zukommt, ist mehr als nur ein Akt der Pietät gegenüber dem 1962 verstorbenen bedeutenden Volkskundler: Nie ist bis jetzt anhand eines so vielseitigen Materials, wie es der *ASV* bietet, die Frage nach dem Verhältnis von Sprach- und Kulturgrenzen in der Schweiz so eindringlich gestellt worden. Entgegen einem landläufigem Vorurteil erweist sich nämlich die kulturtrennende Wirkung der nationalsprachlichen Grenzen als relativ gering: Nur selten finden wir Zusammenfall von volkskundlichen und nationalsprachlichen Grenzen (anders steht es bei den die Raumstruktur des Schweizerdeutschen prägenden Mundartgrenzen: man denke an den West-Ost-Gegensatz, dessen volkskundliche Relevanz Weiß in andern Arbeiten sehr schön aufgezeigt hat). Für die landwirtschaftlichen Sachgüter der alpinen Hirtenkultur z. B. bestimmen die Naturgegebenheiten die Verbreitungsgrenzen; für das Brauchtum treten vor allem – in der französischen Schweiz deutlicher als in der deutschen – die Konfessionsgrenzen hervor, woneben aber auch hier wieder naturbedingte Unterschiede mitspielen. Nur bei jüngeren, erst im 19./20. Jahrhundert eingeführten Bräuchen, z. B. bei dem aus Deutschland stammenden Osterhasen, werden die Sprachgrenzen deutlicher. Überraschend ist, daß sogar auf den Sprachkarten des *ASV* die Sprachgrenzen nur eine untergeordnete Rolle spielen: Neben Karten, die wie z. B. diejenige über die Grußformeln wieder den konfessionellen Gegensatz zeigen, finden wir nur wenige Beispiele für nationalsprachliche Gliederung, so in

Fällen, in denen ein Brauch rein sprachlich bedingt ist, wie etwa in der deutschschweizerischen Einschätzung des *Mittwochs* als Unglückstag, weil sein Name als einziger nicht das Element *-tag* aufweist! So macht uns der Aufsatz von Weiß in einer großartigen Übersicht die «Problematik nationalsprachlicher Kulturräume» bewußt und weist die Forschung auf die Fruchtbarkeit der wechselseitigen Erhellung von sprachlichen und volkskundlichen Karten hin.

Grundlagen für ein umfassendes Forschungsprogramm schafft auch der sich anschließende Aufsatz von Stefan Sonderegger, «Die althochdeutsche Schweiz. Zur Sprach- und Siedlungsgeschichte der deutschen Schweiz bis 1100» (p. 23–55). In äußerst konzentrierter Form werden die Wege aufgezeigt, auf denen die künftige Forschung zu einer umfassenden Sprach- und Siedlungsgeschichte der Schweiz in älterer Zeit gelangen kann: Erste Voraussetzung dafür ist die systematische Sammlung des in historischen Quellen aller Art enthaltenen Namengutes (vgl. dazu p. 27s. das Quellenverzeichnis, das diese Arbeit sehr erleichtert). Die sprach- und siedlungsgeschichtliche Auswertung dieses möglichst in kantonalen Namenbüchern zu sammelnden Materials bildet die nächste Stufe. Wie eine solche Interpretation vorzugehen hat, zeigt Sonderegger im Hauptteil seiner Arbeit: Unter Benützung des bereits bekannten, aber auch von eigenem neuen Material und anhand von höchst instruktiven Verbreitungskarten werden die Hauptprobleme der schweizerischen Ortsnamenforschung zusammenfassend behandelt: die Lautverschiebung in Ortsnamen – in den drei Stufen Vollverschiebung, Teilverschiebung, keine Verschiebung –, die von Sonderegger mit Recht stärker herangezogene «Betonungsgrenze», die es erlaubt, für die Gebiete mit erhaltener romanischer Betonung der Ortsnamen die Germanisierung erst in das 11./12. Jahrhundert zu verlegen, andererseits aber eine germanische Besiedlung des Oberwallis schon für die althochdeutsche Zeit wahrscheinlich macht, schließlich das Problem der Stratigraphie der Ortsnamen auf *-ingen* (älteste Schicht) und *-wil(er)* (7.–10. Jh.). Das Verbreitungsgebiet dieser primären Siedlungsnamen wird mit demjenigen der in Urkunden überlieferten althochdeutschen Sachwörtern, mit dem der doppelsprachigen Ortsnamen, mit der Streuung der romanischen Ortsnamen und schließlich mit der Überlieferung der alten Gaunamen verglichen. Unter Berücksichtigung all dieser Gesichtspunkte gelingt es Sonderegger, für die Sprach- und Siedlungsgeschichte der Schweiz in älterer Zeit eine Grundlage zu schaffen, auf der seither die Forschung – nicht zuletzt Sonderegger selbst – erfolgreich weiterarbeiten konnte.

Mit dem Gesamtgebiet des Schweizerdeutschen befassen sich auch die beiden folgenden Beiträge. Ernst Erhard Müller untersucht «Die Stellung des Schweizerdeutschen im Alemannischen» (p. 57–74). Obschon das Hochalemannische grundsätzlich als Rückzugsgebiet zu gelten hat, erweist es sich seit dem Spätmittelalter als erstaunlich aktive Sprachlandschaft: Südliche Umlautformen wie *höch* und *sägen* oder Neuerungen im Wortschatz wie *hërd* 'Erde, Grund', *reichen* für *holen*, *jungfrouw* 'Dienstmagd' u. a. breiten sich fast geschlossen über das ganze schweizerdeutsche Gebiet aus. Müller kann überzeugend darlegen, daß diese Gemeinsamkeiten als Ausdruck einer entstehenden sprachlichen Gemeinschaft zu werten sind, an deren Bildung nicht nur die spätmittelalterliche bürgerliche Stadtkultur, sondern in hohem Maße auch die Habsburger als «zusammenfassende, raumbildende Macht im Süden» vor dem politischen Zusammenschluß der Schweiz in der Eidgenossenschaft beteiligt gewesen sind. Dadurch konnte der für die Raumgliederung des Schweizerdeutschen so charakteristische West-Ost-Gegensatz gemildert werden, bis im 15. Jahrhundert die Territorialstaaten Zürich und Bern die alten Gegensätze wieder spürbarer werden ließen.

Von einem ganz andern Ausgangspunkt aus als Müller beschäftigt sich William G. Moulton, «Phonologie und Dialekteinteilung» (p. 75–86), mit der internen Gliederung des Schweizerdeutschen. Gingen die bisherigen Gliederungsversuche von der Verbreitung einzelner charakteristischer, aber doch subjektiv ausgewählter sprachlicher Erscheinungen aus, so

strebt Moulton nach einer «völlig objektiven, aus der Sprache selbst gewonnen Einteilung», nämlich nach den auf dem Gebiet des Schweizerdeutschen vorkommenden phonologischen Systemen. Anhand der Materialien des *SDS* untersucht der zu diesem Zweck exemplarisch die Teilstrukturen der Phoneme  $|\bar{e}|$ ,  $|\bar{e}|$  und  $|\bar{a}|$  in der Nordostschweiz. Bei den heutigen Langvokalen der *e*-Reihe lassen sich nach ihrer Herkunft aus dem Mittelhochdeutschen auf dem von Moulton untersuchten Gebiet nicht weniger als 11 verschiedene Systeme unterscheiden – von einer ganz konservativen Struktur in Teilen der Kantone Thurgau, St. Gallen und Appenzell mit Veränderung nur der Quantität (Dehnung) der mittelhochdeutschen Vokale bis zu Systemen mit radikalen Neuerungen im westlichen Bereich. Durch geschickte Kombination seiner Ergebnisse auf einer Reihe von Karten gelingt es Moulton, die einzelnen Mundarträume herauszuschälen und damit eine «Tiefenstruktur» des Schweizerdeutschen aufzuzeigen, die zu weiterer Erforschung und Interpretation reizt. – Wir zweifeln nicht daran, daß Moultons Methode für die allgemeine Dialektologie bahnbrechend sein wird.

Von den übrigen, nicht minder wertvollen Beiträgen widmen sich die meisten Spezialproblemen. Zuerst finden wir eine Gruppe von weiteren Arbeiten zum Schweizerdeutschen: In «Ein Lautwandel der Gegenwart: Die Entwicklung von  $\bar{a}$ ,  $\bar{ä}$  zu *ei* in Wörtern wie *Seil*, *Fleisch* in der Nordostschweiz» (p. 87–100) zeigt Rudolf Trüb, wie das nordostschweizerische Monophthonggebiet in einer Auseinandersetzung, die vor 150 Jahren begann und die heute noch nicht abgeschlossen ist, die alten Monophthonge  $\bar{a}$ ,  $\bar{ä}$  durch das von den diphthongierenden Nachbarmundarten wie durch die Schriftsprache gestützte *ei* ersetzt – Trüb spricht daher auch von «Lautwechsel, Lautersatz» –, wobei sich interessante wortsoziologische Unterschiede ergeben: Neben den von jeher mit Diphthong gesprochenen Wörtern *Kaiser*, *Heiland* und *zwei* sind es vor allem Wörter einer abstrakten Schicht, daneben aber bezeichnenderweise auch *Fleisch* (man könnte hier an ähnliche Verhältnisse im Bairischen erinnern), die als eigentliche «Vorpeller» die neue Lautung übernehmen, wogegen sich andere, meist landwirtschaftliche, regional begrenzte Wörter viel resistenter erweisen – «ein Beispiel auch für das Beharrungsvermögen ... ausseralpiner Mundarten». – Äußerst materialreich und komprimiert ist der Beitrag von Kurt Meyer «Formenspaltung in der schweizerdeutschen Adjektivflexion» (p. 101–114), der ein Problem vorwegnimmt, das im Morphologie-Band des *SDS* ausführlich dargestellt werden soll. Ausgehend vom althochdeutschen Paradigma untersucht Meyer den Formenbestand des Adjektivs in den schweizerdeutschen Mundarten, besonders im Höchstalemannischen, wo neben der apokopierten Form auch noch eine Form mit erhaltenem Endungsvokal belegt ist, der sich nicht lautgesetzlich erklären läßt. Sobald man aber nach der Funktion dieser Endvokale im schweizerdeutschen Flexionssystem fragt, zeigt sich, daß deren Erhaltung sich in die bekannte Tendenz des Schweizerdeutschen, die Endung «Null» zu vermeiden, einordnen läßt. – Ebenso stoffreich wie vielseitig in der Fragestellung ist der Aufsatz von Peter Dalcher «Über Relativpronomen im Schweizerdeutschen» (p. 115–132). Nach einem Exkurs über die ältesten Möglichkeiten wird das Vorkommen der heute noch geläufigen Typen: I *der/die/das*, II *wo*, III (*d*)*as(s)*, in der Literatur untersucht, wobei sich zeigt, daß der Typus I seit dem 16. Jahrhundert allmählich von der gegenwärtigen *koiné*-Form *wo* zurückgedrängt wird – nur unter dem Einfluß der Schriftsprache wuchert er heute weiter. Typus III *as*, den Dalcher als Kontaminationsform von *als* und *daß* auffassen möchte, tritt im 18. Jahrhundert auf, schwindet aber heute wieder. – Die von der früheren Forschung schon entdeckte Anlautvariation von germ. *r*- und *str*- untersucht Hans Wanner, «Wortpaare vom Typus *recken* – *strecken* im Schweizerdeutschen» (p. 133–140), und kann eine Reihe von ähnlichen Fällen nachweisen, die man vom Sprachgefühl aus wenigstens als «psychologische Paare» begreifen möchte. – In seinem Aufsatz «Schweizerisch Unterbruch» (p. 141–155), der zu den gehaltvollsten Arbeiten

zur deutschen Wortbildung aus den letzten Jahren gehört, untersucht Walter Henzen die zum Teil nur in der schweizerischen Schriftsprache geläufigen Bildungen wie *Unterbruch* für *Unterbrechung*, *Bestand* (eines Vereins) u.ä. Diese von den Grammatikern oft gescholtenen Rückbildungen sind – wenigstens zum größeren Teil – nicht einfach «falsch» – sichere formale Wortbildungskategorien lassen sich gar nicht finden –, sondern lösen aus einer Neigung der Sprache zu «Ausdrucksverdichtung und Bezeichnungsdrastik» heraus oft einfach ältere Ableitungen ab. Durch das Nebeneinander von Ableitung und Rückbildung ergeben sich zusätzliche Ausdrucksmöglichkeiten, wie Henzen an Beispielen von sicheren Stilisten zeigen kann. – Hans Trümpy bespricht «Die Form der Anrede im älteren Schweizerdeutschen» (p. 157–166) und zeigt, wie sich das im Hochmittelalter entstandene System von *du* und *Ihr* allmählich wandelte (z.B. *Ihr* als Anrede der Eltern und unter den Mitgliedern der Knabenschaften), zeitweise durch *Er* (gegenüber Untergebenen) und dann seit dem 18. Jahrhundert durch *Sie* erweitert wurde, wobei sich nach einer Periode der Differenzierung von *Ihr* und *Sie* dieses dann immer mehr als einzige Höflichkeitsform Geltung gewann – außer im Berndeutschen, was nach Trümpy auf ein «ausgeprägtes sprachliches und damit auch kulturelles Sonderbewußtsein» deutet.

Eine nächste Gruppe von Aufsätzen ist den romanischen Sprachen gewidmet: Rudolf Brunner, «Zur Physiologie der rätoromanischen Affrikaten *tsch* und *tg (ch)*» (p. 167–173), hebt die echte Affrikate *tsch* von dem nur palatalisierten *t'* (= *tg, ch*) ab und weist auch auf die phonologischen Aspekte hin. – Federico Spieß, «Zur Morphologie und Syntax des Verbuns *avé* in den Mundarten der italienischen Schweiz» (p. 175–187), findet eine konsequente Unterscheidung in der Morphologie von *avé* als Vollverb und Hilfsverb und untersucht alle seine syntaktischen Verwendungsweisen. – Paul Scheuermeier, «Seidenraupenzucht in Ligorretto (Tessin) um 1920» (p. 189–196), gibt einen volks- und sprachkundlich höchst interessanten Einblick in eine in den zwanziger Jahren im Mendrisiotto verschwundene Bauernarbeit. – Konrad Huber, «Zerfall und Untergang einer deutschen Sprachinsel» (p. 197–208), bringt einen Ausschnitt aus größeren Sammlungen zur «Pathologie einer sprachlichen Splittergruppe»: In der ehemaligen Walser Mundart von Ornavasso finden sich in den erhaltenen Wörterverzeichnissen noch rund 110 deutsche Wörter, darunter walserische Leitwörter wie *spellen* 'sprechen'; aber sowohl das lautliche wie das semantische System sind höchst labil und bilden so ein eindrückliches Beispiel für den Zerfall einer Sprache. – Ernst Schüle, «Romanisches Wortgut in der Sprache der Oberwalliser Weinbauern» (p. 209–229), untersucht die romanischen Bestandteile in der deutschen Weinbauterminologie des Oberwalliser Weinbaugebietes und kann dabei – als wohl bester Kenner der im Wallis gesprochenen französischen Mundarten – viele früher aus dem Italienischen hergeleitete Lehnwörter mit den entsprechenden im romanischen Wallis gebrauchten Formen verbinden und gewinnt so Indizien für eine alte sprachliche Einheit des inneren Wallis. – Fritz Gysling, «Die Wand» (p. 231–239), bringt Beiträge zur Sachkunde und Terminologie des Spinnens und Webens im Alpengebiet.

Die fünf letzten Arbeiten betreffen die Namenkunde und schließen damit vielfach an den zusammenfassenden Aufsatz von Stefan Sonderegger an: Bruno Boesch behandelt «Das Ortsnamenbild zwischen Zürich- und Walensee als Zeugnis für die Sprachgrenze im 7. und 8. Jahrhundert» (p. 241–259) und führt in den Erklärungen der einzelnen Ortsnamen zum Teil weit über die bisherige Forschung hinaus. – Oskar Bandle, «Zur Schichtung der thurgauischen Ortsnamen» (p. 261–288), untersucht in methodisch vorbildlicher Weise die einzelnen Ortsnamentypen im Thurgau: Nach den vorgermanischen Namen wie *Thur*, *Rhein* und den wenigen römischen Namen kommen die frühesten deutschen Ortsnamentypen auf *-ingen*, *-inghofen*, *-hofen* u.ä., dann die jüngeren Typen auf *-wil(en)*, *-hausen* und

schließlich die jungen Rodungsnamen. Die vorgermanischen und die *-ingen*-Namen sind sehr schwach vertreten, was darauf schließen läßt, daß der Thurgau in den ersten 100–150 Jahren nach der Landnahme nur dünn besiedelt gewesen sein muß; erst im 7.–10. Jahrhundert wurde das Gebiet voll erschlossen. – Gerold Hilty, «Prolegomena zum St. Galler Namenbuch» (p. 289–300), erläutert den Plan des von ihm zusammen mit Stefan Sonderegger begründeten St. Galler Namenbuches und bringt dann zwei mustergültige Probeartikel (*Kamor* und *Selun*), die uns hoffen lassen, daß mit der Publikation des Werkes bald begonnen werden kann. – Der Aufsatz von Paul Zinsli, «Die mittelalterliche Walserwanderung in Flurnamensspuren. Grundsätzliches aus Erkundung und Sammlung» (p. 301–330), ist eine erste Zusammenschau der walserischen Toponomastik durch ihren besten Kenner. Durch die Interpretation des von Zinsli gesammelten walserischen Flurnamenschatzes kann der Siedlungsvorgang der Walser nun noch viel deutlicher gefaßt werden, wobei sich nicht nur eigentliche Walser Wörter wie *Jatz* < *iacium* 'Lagerplatz des Viehs' auch in der Flurnamengebung nachweisen lassen; dadurch daß Zinsli diese in gesamtschweizerische Zusammenhänge stellt, ergeben sich oft überraschende Übereinstimmungen mit der Flurnamengebung im Bereich des Berndeutschen und der übrigen schweizerdeutschen Alpenmundarten. Dabei kommt es sogar vor, daß ein Typus im Stammland, im Wallis, nicht mehr nachzuweisen ist, was auf eine «verschüttete Zwischenlandschaft» deutet. Besonders interessant ist, daß die zuerst von Hotzenköcherle in seinen dialektologischen Forschungen entdeckte nähere sprachliche Verwandtschaft der Ostwalser mit dem untern Wallis sich nun auch durch die Gemeinsamkeiten in der Flurnamengebung beweisen läßt: ein Ergebnis, das zu nachhaltiger Zusammenarbeit zwischen Dialektologen und Namenforschern auffordert! – Der persönlich gehaltene Beitrag von Manfred Szadowski über «Haiaho» (p. 331–338) als Zuruf und Geländennamen schließt unsere Gruppe ab.

Die sorgfältige Bibliographie der wissenschaftlichen Publikationen Rudolf Hotzenköcherles von Stefan Sonderegger und Robert Hinderling am Schluß des Bandes (p. 339–346) zeigt uns die erstaunliche Vielseitigkeit Hotzenköcherles als Forschers, Herausgebers und Anregers und Betreuers von einer stattlichen Zahl von wertvollen Dissertationen. Wir hoffen, daß sich hier noch viele Publikationen anreihen lassen und daß es Hotzenköcherle vergönnt sein wird, bald auch den Abschluß seines großartigen Hauptwerkes, des *SDS*, dem er sich seit seiner Emeritierung mit voller Kraft widmet, zu erleben.

Roland Ris

★

*Sprachatlas der deutschen Schweiz*, begründet von HEINRICH BAUMGARTNER und RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, in Zusammenarbeit mit KONRAD LOBECK, ROBERT SCHLÄPFER, RUDOLF TRÜB und unter Mitwirkung von PAUL ZINSLI hg. von RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, Band II: *Lautgeographie: Vokalquantität. Konsonantismus*, bearbeitet von DORIS HANDSCHUH, RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, RUDOLF TRÜB, Bern (Francke) 1965, 8 und 3 p., 204 Karten und Wortlisten.

Es ist nicht selbstverständlich und bedarf des besonderen Dankes an die Herausgeber, daß von einem Atlaswerk von der Anlage des *SDS*<sup>1</sup> schon nach drei Jahren ein zweiter Band vorliegt, der wieder alle die Qualitäten aufweist, die von den Kritikern des ersten Bandes einhellig gelobt worden sind: die höchstmögliche Genauigkeit in der Transkription – ein Lob, das auf die Exploratoren zurückfällt – und die sorgfältige kartographische Darstellung, die

<sup>1</sup> Cf. *VRom.* 24 (1965), 335–341.

den *SDS* schon in technischer Hinsicht zu einem Meisterwerk macht. Die eigentliche Leistung der Herausgeber und Bearbeiter zeigt sich aber erst im Aufbau der einzelnen Karten und in ihrer Kombination zu Problemgruppen. Ohne seiner Aufgabe untreu zu werden, ein Quellenwerk zu sein, das dem Benutzer keine Information vorenthält und das ihm nicht durch eine zu stark vereinfachende kartographische Darstellung schon eine bestimmte Interpretation suggeriert, bietet der *SDS* doch unvergleichlich mehr als nur eine genaue Verarbeitung des Aufnahmematerials: Verwandte Erscheinungen werden – möglichst auf Doppelblättern – kontrastiv nebeneinandergestellt, wobei meist schon die gleiche Zeichenwahl die wesentlichen Abweichungen erkennen läßt; dazu geben die Tabellen am Kartenrand – manchmal auch auf eigenen Blättern – weitere Belege und Hinweise zum dargestellten Problemkreis (gegebenenfalls brauchten nur die Abweichungen verzeichnet zu werden), sowie das in mühsamer Arbeit aus sämtlichen Aufnahmeprotokollen systematisch gesammelte Spontanmaterial. Dieses und die mitaufgenommenen Bemerkungen der Gewährsleute zeigen uns oft schon die Richtung, die eine Detailinterpretation einzuschlagen hätte, und erlauben uns, die einzelnen Erscheinungen nicht nur in ihrem sprachgeographischen Nebeneinander, sondern auch in ihrer sprachgeschichtlichen Aufeinanderfolge zu sehen. Damit kann der *SDS* auch die ganze Dynamik des sich vollziehenden Mundartwandels aufzeigen und läßt dadurch, daß eine jede verzeichnete Form einer genau bekannten Gewährsperson zugeschrieben werden kann, zu sprachsoziologischen Untersuchungen ein.

Die methodische Durchdringung der Materialfülle, die der Bearbeiter vor Beginn der kartographischen Darstellung einer bestimmten Erscheinung zu leisten hatte, wird im vorliegenden *zweiten Kartenband* fast noch deutlicher als im ersten. Der 1. Teil (1–93) behandelt die *Vokalquantität*, d. h. *Dehnung* und *Kürzung*. Diese sind – wie Hotzenköcherle im Vorwort sagt – «im subjektiven Sprachbewußtsein des Deutschschweizers: in seinen Vorstellungen von der eigenen Mundart wie denjenigen der Nachbarmundarten, sehr gegenwärtig». Beim Betrachten der Karten stößt man denn auch auf die Eigenarten in der Vokalquantität, die wie etwa die fehlende Dehnung von mhd. *ā* in *fahren* (22) dem Durchschnittsschweizer vertraut genug sind, um einen Sprecher einer andern Mundart, in unserem Fall den Glarner (daneben käme auch noch der Oberwalliser aus dem Goms in Frage!) sprachlich identifizieren zu können. Neben diesen – wenigstens in groben Zügen – hinlänglich bekannten Erscheinungen bieten die Karten aber auch eine Reihe von eigentlichen Überraschungen und führen weit über das bis jetzt aus der dialektologischen Literatur Bekannte hinaus: So zeigen z. B. schon die beiden ersten Karten, daß sich das Dehnungsgebiet von mhd. *ā* in Wörtern mit fast gleicher phonetischer Umgebung wie *Schaben* und *Graben* durchaus nicht deckt (in den Kantonen Aargau und Luzern steht z. B. *šābə* neben *grābə*!). Das Problem der Dehnung von mhd. *ā* in offener Silbe wird dann auf nicht weniger als 24 Karten variiert, wobei eine jede Karte wiederum eine verschiedene Streuung zeigt. Wie diese auffällige Vielfalt zu erklären ist, bedarf noch eingehender sprachgeschichtlicher Untersuchung, wobei auch phonologische Gesichtspunkte einzubeziehen sein werden – ein Hinweis darauf, daß das Produkt der Dehnung einen ganz verschiedenen Stellenwert im phonologischen System einer Einzelmundart einnimmt, läßt sich schon aus der zusammenfassenden Karte 43 über die Qualität der Vokale in *Abend* – *fahren* – *Ast* entnehmen. Einen Schritt weiter, in die Satzphonetik, führt die Kombinationskarte 44, die im Zweifarbendruck die unterschiedlichen Entsprechungen von *sagen* in verschiedener Satz- und Akzentlage verzeichnet; den Zusammenhang von Quantitäts- und morphologischen Problemen zeigen weitere Kombinationskarten (*Grab* – *Gräber* 49, *Glas* – *Gläser* 50). – Auch beim Problem der Kürzung gehen die Bearbeiter keineswegs schematisch vor. Besonders aufschlußreich sind die Karten 71 und 72, auf denen die Verhältnisse in verschiedenen Wörtern höchst geschickt miteinander kom-

biniert werden (*schreiben – Scheiben – Stauden – Häuser* 71, *Seide – Kreide – Eisen* 72). Gerade diese Kombinationskarten lassen – ähnlich wie die phonologischen Karten W. G. Moultons – die prägenden Mundarträume viel besser erkennen als die Einzelkarten, deren Bedeutung sich nur durch den steten Vergleich mit verwandten Karten voll erschließt. Begrüßenswert ist die Einbeziehung von regional begrenzten Spezialkarten (93) über die ungewöhnlichen Umlautvorkommnisse in der Ostschweiz, die den engen Zusammenhang zwischen qualitativen und quantitativen Problemen augenfällig zeigen.

Im 2. Teil über den *Konsonantismus* (94–203) wählten die Herausgeber bewußt ein eklektisches Verfahren und beschränkten sich auf die «internschweizerisch wirklich relevanten Probleme» (Vorwort). So finden wir nur eine einzige Karte zur Lautverschiebung von *k* (*Kind* 94) – mit der aus der Literatur (*DSA*) bekannten Sonderstellung von Basel, des Rheintales und eines Teiles von Graubünden (was immerhin neu ist, ist die phonetisch verschiedene Realisation des *ch*-Lautes in z.T. geschlossenen Mundartgebieten). Für die Innengliederung des Schweizerdeutschen höchst relevant ist das Problem der Entwicklung von germ. *k* in der Verbindung *-nk(-)* (97–118), wo sich bei verschiedenen Wörtern (*trinken, getrunken, tränken, Anken*) wiederum auffällige Unterschiede abzeichnen; – besonders aufschlußreich sind die Tabellen 105 und 106 mit der Nebeneinanderstellung der Formen für *Bank, Bänke* und *Bänklein*. Weitere Problemgruppen betreffen die Vertretung von mhd. *-hs-* (113–116) – mit einem außerordentlich bunten Bild, das nur im Rahmen der gesamtalemannischen Dialektgeographie interpretiert werden kann –, die Entsprechungen von mhd. *-ng(-)* (117.118) und *-nd(-)* (119–123) – wozu wieder auf außerschweizerische Zusammenhänge zu verweisen wäre – und die Vertretung von mhd. *n* vor Reibelaut, das sog. «Staubsche Gesetz» (124–136a), wo wir neben Karten mit scharfer Abgrenzung der Gebiete mit bewahrtem und derjenigen mit geschwundenem *-n-* (vgl. z.B. *Zins* 127) auch solche mit einem weitgestreuten Nebeneinander der beiden Formen finden (vgl. *Fenster* 128) – ein schönes Beispiel für den Einfluß der Schriftsprache<sup>2</sup>. Sehr ausführlich wird auch die für die Abgrenzung des Alpenschweizerdeutschen gern herangezogene Entwicklung von mhd. *-rn* dargestellt (137–142) – merkwürdig ist vor allem das verschiedene Verhalten von Unterwalden (vgl. *Horn* 139 mit *morn* 'morgen' 140). In gesamtdeutsche Zusammenhänge weisen die Karten 164 und 165 über die Entwicklung von germ. *þ-* und *d-*, wo sich das Einbruchgebiet der binnendeutschen Konsonantenschwächung vom Oberrhein bis ins bernische Seeland außerordentlich deutlich abhebt – die Verhältnisse in den Grenzgebieten, z. B. im Seeland, werden bei der phonologischen Interpretation dieser Karten freilich noch manche Nuß zu knacken geben! – Den letzten größeren Problemkomplex bildet die Frage der Geminaten, wozu nun auf den Karten 184–196 das gesamte einschlägige Material zusammengestellt ist. Nur auf einer einzigen Karte (204), dafür an einem besonders typischen Beispiel, *Maschine*, wird das Problem des Wortakzentes behandelt – zugleich eine schöne Illustration für den Strahlungsbereich des Berndeutschen! Wir dürfen wohl annehmen, daß die fünf Wortgeographie-Bände – besonders in der Darstellung der romanischen Lehnwörter – uns noch zusätzliches Material zu diesem Problem bringen werden.

Die graphische Darstellung ist wieder außerordentlich sauber und praktisch druckfehlerfrei (in K. 4 fehlt der Punkt UR 4, in K. 53 fehlt ein Komma zwischen den verschiedenen Formen von BE 47, in K. 97 ist GR 19 verschrieben).

Von den weiteren Bänden des *SDS* ist Band IV: *Wortgeographie* I 1969 erschienen, Bd. III: *Morphologie* für 1972 vorgesehen. Roland Ris

<sup>2</sup> Cf. dazu HEINZ WOLFENBERGER, *Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Dargestellt an Ausschnitten aus dem Sprachleben der Gemeinde Stäfa (BSM 14)*, Frauenfeld 1967, p. 78ss.